B 949,761

Anglistische Forschungen

Herausgegeben von Dr. Johannes Hoops

Professor an der Universität Heidelberg

Heft 55

Die englische Literatur von 1800–1850

im Urteil der zeitgenössischen deutschen Kritik

von

Luise Sigmann

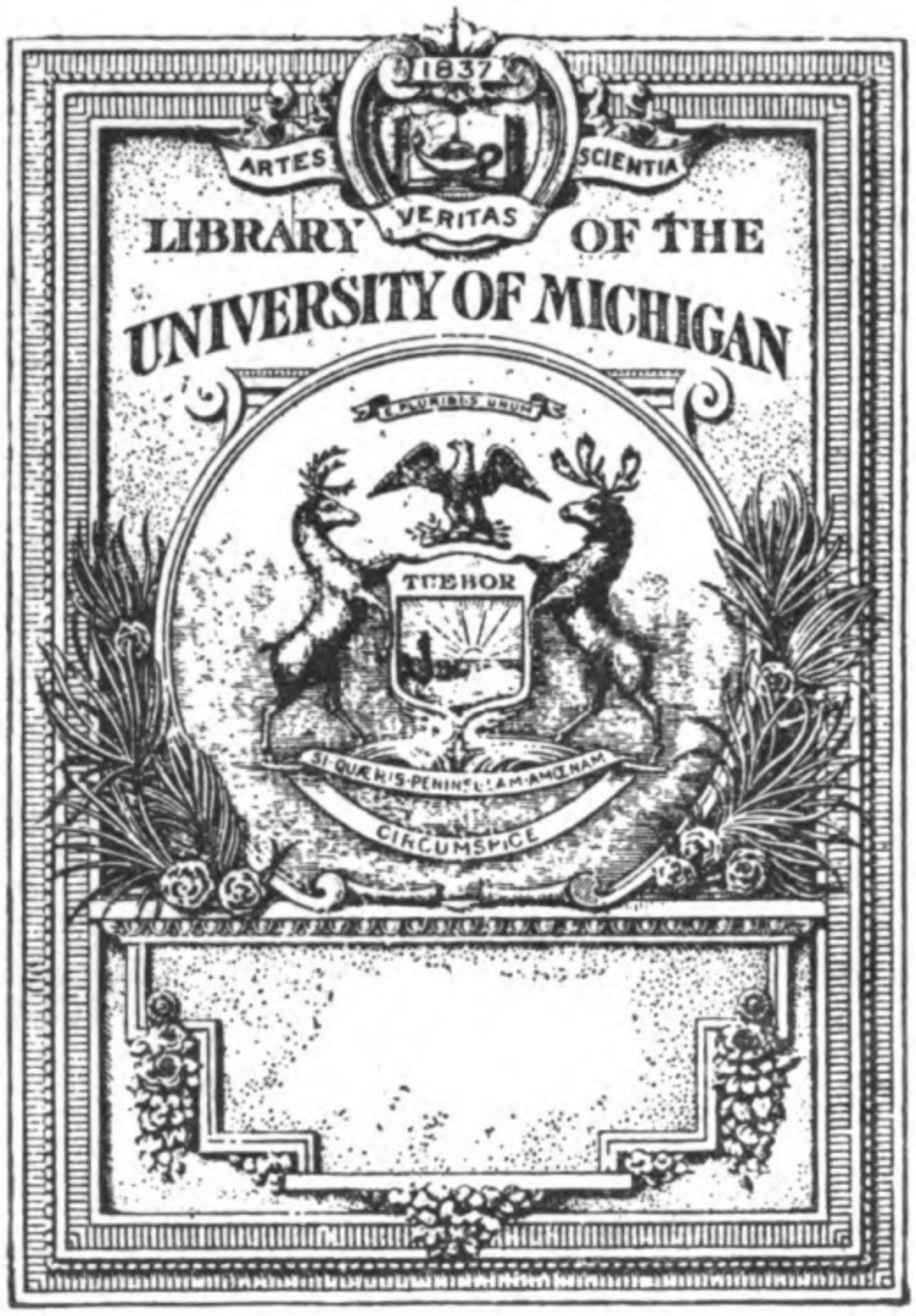
Heidelberg 1918

Carl Winters Universitätsbuchhandlung

Verlags-Nr. 1440

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

820.4
S58

Anglistische Forschungen

Herausgegeben von Dr. Johannes Hoops

Professor an der Universität Heidelberg

Heft 55

Die englische Literatur von 1800–1850

im Urteil der zeitgenössischen deutschen Kritik

von

Luise Sigmann

Heidelberg 1918

Carl Winters Universitätsbuchhandlung

Verlags-Nr. 1440

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der erste Teil dieser Arbeit (S. 1—77) ist 1917 unter dem Titel: *Scott und die Seeschule in der deutschen Kritik von 1800—1850* als *Heidelberger Dissertation* erschienen.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Vorwort.

Um festzustellen, welche Aufnahme die englischen Dichter im Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland fanden, steht uns zunächst die ganze Fülle der Zeitschriftenliteratur dieser Periode zur Verfügung. Wir finden hier überaus reichhaltiges Material, denn in dieser ganzen Zeit hat man sich in Deutschland sehr eingehend mit der Literatur fremder Völker und besonders der Engländer beschäftigt, ja in den dreißiger Jahren entstanden sogar mehrere Zeitschriften, wie 1832 das *Magazin für die Literatur des Auslandes* und 1836 die *Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes* — letztere freilich nur von kurzer Dauer —, die auf eine ganz besonders intensive Beschäftigung mit der ausländischen Literatur hindeuten. Doch die einzelnen kritischen Stimmen müssen je nach der Stellung der Zeitschrift, in der sie sich vernehmen lassen, verschieden beurteilt werden. So ist eine Erwähnung in der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung*, dem Organ für die Gelehrtenwelt, wo nur die gründlichste Kritik zu Wort kommt, und wo die belletristischen Werke, die man dort einer Besprechung für würdig hält, nach sehr strengen kritischen Grundsätzen ausgewählt werden, an und für sich schon ein günstiges Urteil oder besagt doch zum mindesten, daß das Buch erhebliches Aufsehen erregt hat. Aber so ernst in dieser Zeitschrift die Kritik betrieben wird, so ist ihr Wert für die Allgemeinheit doch ein ziemlich geringer, denn der Kreis der Leser ist, dem Geist der Zeitschrift entsprechend, naturgemäß ein beschränkter. Weit wichtiger für die Beeinflussung des allge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

meinen Urteils sind Zeitschriften wie die *Zeitung für die Elegante Welt* und das *Literarische Conversations-Blatt* (später *Blätter für Literarische Unterhaltung*), die sehr viel gelesen wurden. Von diesen beiden Zeitschriften betrachtet die letztere die Kritik als ihr Hauptgebiet, erstere aber, eine eigentlich belletristische Zeitschrift, sieht sie nur als Nebenzweck an und ist dementsprechend weniger ernst darin; trotzdem ist gerade diese Zeitschrift beachtenswert, weil sie sich eines sehr ausgedehnten Leserkreises erfreute und sehr einflußreich war.

Das *Stuttgarter Morgenblatt* und seit 1818 das *Stuttgarter Literatur-Blatt* sind bedeutsam, weil zu ihren Mitarbeitern viele namhafte Künstler und ernste Wissenschaftler gehören, und weil sie als kritische Organe ein großes Ansehen genießen. Für unseren Zweck sind sie noch besonders wichtig, weil sie, hauptsächlich aber das *Literatur-Blatt*, die ausländische Literatur in weitgehendem Maße berücksichtigen.

Die *Abendzeitung* und das *Weimarische Journal* betreiben beide die Kritik nur als Nebenzweck, das *Weimarische Journal* ist aber insofern von Interesse, als es ganz den Geist des Weimarer Hofkreises wiedergibt.

Die Bedeutung all dieser Zeitschriften läßt sich am besten charakterisieren, wenn wir sie als die Verbreiter von literarischen Urteilen bezeichnen. Als Anreger kommen sie — mit Ausnahme der speziellen Auslandzeitschriften, die sich eine möglichst große Selbständigkeit zur Aufgabe machen, — weniger in Betracht. In dieser Beziehung sind zwei andere Faktoren wichtig: das ist zunächst die Beeinflussung von seiten der englischen Kritik, wie sie sich hauptsächlich in den englischen kritischen Zeitschriften äußert; ihre besondere Richtung aber erhält die deutsche Kritik durch die Tätigkeit der Übersetzer. Diese darf nicht unterschätzt werden, denn neun Zehntel aller Besprechungen englischer

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Werke schließen sich nicht an das Original an, sondern an Übersetzungen; wir dürfen in vielen Fällen annehmen, daß man die betreffenden Werke in Deutschland gar nicht beachtet hätte, wenn sie nicht übersetzt worden wären.

Bei dieser einschneidenden Bedeutung der Tätigkeit der Übersetzer ist es von Interesse nachzuforschen, nach welchen Gesichtspunkten sie bei der Auswahl verfahren. Wir kommen da zu dem Ergebnis, daß dies nur in den seltensten Fällen künstlerische sind; solche Ausnahmen stellen z. B. Freiligraths Übersetzungen dar, ebenso die meisten anderen Übertragungen von poetischen Werken. So wie es sich aber um Romane handelt, ist die Übersetzertätigkeit nicht mehr als eine künstlerische zu betrachten, sondern sie wird zu einem Geschäftsunternehmen, und nach diesem Gesichtspunkt regelt sich dann die Auswahl der zu verdeutschenden Schriftsteller und Werke. Der Übersetzer beobachtet, welche Werke in England den größten Erfolg zu verzeichnen haben, und diese verpflanzt er nach Deutschland, weil er hofft, daß ihnen hier das gleiche Schicksal zuteil werde. Daß unter diesen Umständen der Geschmack, der sich in der Auswahl der englischen Romanliteratur äußert, nicht immer der beste ist, ist erklärlich. Und so verstehen wir es auch, daß gerade die ernstere Kritik heftig gegen die Verpflanzung mancher Werke nach Deutschland eifert, wie etwa die von Smith oder James oder auch die von Ainsworth. Doch solche Kritiker, die einen so ernsten Maßstab anlegen, sind verhältnismäßig selten; die meisten gehen gar nicht so tief, daß sie die Wahl eines Buches beanstanden, sondern sie nehmen eben die Übersetzung als das Gegebene hin und beschränken sich darauf, ein paar Bemerkungen über das Werk zu machen. Dabei sind sie häufig von der englischen Kritik beeinflußt. In vielen Fällen lassen sie ihrer eigenen Beurteilung eine englische Kritik vorausgehen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und schließen daran ihre Bemerkungen an, sehr oft begnügen sie sich sogar mit einem einfachen Referat über das englische Urteil, ohne etwas Eigenes dazu zu geben, und dieses Eigene beschränkt sich wiederum in einer Reihe von Fällen auf Phrasen, wie: „Wir haben dem nichts beizufügen“ oder auch: „Wir sind dieser Meinung“, usw. Es bedeutet schon eine gewisse Stufe von Selbständigkeit, wenn sich der deutsche Kunstrichter in Opposition zu dem englischen Urteil stellt. Deutsche Kritiken, die sich nicht irgendwie an englische anlehnen, sind ziemlich vereinzelt, und es stellt eine seltene Ausnahme dar, wenn ein Kunstrichter, ohne durch Übersetzungen oder englische Zeitschriftenartikel angeregt zu sein, nur seinem eigenen Geschmack folgend dieses oder jenes Werk aus der englischen Literatur auswählt und seine Meinung darüber äußert.

Neben den Zeitschriften findet sich noch viel kritisches Material in größeren Abhandlungen und Werken, wie Jacobsens *Briefen*, Wolffs *Vorlesungen*, Adrians *Bildern aus England*, und schließlich treffen wir noch auf manche wertvolle Bemerkung, wenn wir die Brief- und Tagebuchliteratur der Zeit durchforschen.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bibliographie.

1. Kritische Zeitschriften.

Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, 1804—1848; zitiert als *Jenaische Lit.-Ztg.*

Literarisches Conversationsblatt, seit 1. Juli 1826 Blätter für Literarische Unterhaltung, Leipzig, 1820—1850; durchweg zitiert als *Conversationsblatt.*

Literatur-Blatt zum Stuttgarter Morgenblatt, Stuttgart, 1820—1849; zitiert als *Literaturblatt.*

Magazin für die Literatur des Auslandes, Berlin, 1832—1850; zitiert als *Magazin.*

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes, Stuttgart, 1836-1839; zitiert als *Blätter zur Lit. d. Auslandes.*

2. Belletristische Zeitschriften.

Journal des Luxus und der Moden, seit 1814 Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode, Weimar, 1800—1826; durchweg zitiert als *Weimarisches Journal.*

Zeitung für die Elegante Welt, Leipzig, 1801—1850; zitiert als *Elegante Welt.*

Morgenblatt für Gebildete Stände, Stuttgart, 1807—1820; zitiert als *Morgenblatt.*

Wegweiser, seit 1834 Literarisches Notizenblatt zur Dresdner Abend-Zeitung, Dresden, 1822—1838; durchweg zitiert als *Wegweiser.*

3. Tagebücher und Briefe.

Friedr. Joh. Jacobsen: Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter, Altona 1820.

Adrian: Bilder aus England. Frankfurt a. M. 1828 (2 Bde.).

Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Hrsg. von Heinr. Düntzer. Leipzig 1856.

Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense: Tagebücher von K. A. Varnhagen v. Ense. Leipzig 1861 (14 Bde.).

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Henry Crabb Robinson: Diary Reminiscences and Correspondances. Ed. by Th. Sadler. London 1869. Vol. 1—3.

Wilhelm Buchner: Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Lahr 1882 (2 Bde.).

Die Tagebücher des Grafen August v. Platen. Aus des Dichters Handschrift hrsg. v. H. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Stuttgart 1896.

4. Literarhistorische Werke.

O. L. B. Wolff: Vorlesungen über die schöne Literatur Europas. Leipzig 1832.

Ernst August Schalles: Heines Verhältnis zu Shakespeare (mit einem Anhang über Byron). Diss. Berlin 1904.

Karl Sachs-Brandenburg: Goethes Bekanntschaft mit der engl. Sprache und Literatur. Neuphil. Zentralblatt. 19. Jahrg. 1905/06.

Karl Bömig: William Wordsworth im Urteile seiner Zeit. Diss. Leipzig 1906.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt.

	Seite
I. Seeschule:	13
1. Wordsworth (1802)	13
2. Coleridge (1802)	27
3. Southey (1811)	37
II. Scott (1811)	50
III. Moore (1811)	79
IV. Byron (1814/15)	93
V. Die ältere epische Dichtung	101
1. Crabbe (1811)	101
2. Campbell (1811)	102
3. Rogers (1814)	107
VI. Der ältere Roman	110
1. Lady Morgan (1809)	110
2. Lewis (1811)	125
3. Godwin (1817)	126
4. Maria Edgeworth (1811)	126
5. Amelia Opie (1814)	130
6. Jane Austen (1816)	132
7. Lady Lamb (1817)	134
8. Peacock (1818)	136
VII. Drama	138
1. Maturin (1814)	138
2. Milman (1816)	141
3. Joanna Baillie (1817)	143
4. Knowles (1821)	146
VIII. Literarische Kritik	150
Hazlitt (1818)	150

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Seite

IX. Lyrisch-epische Dichtung (1815—35) 155
1. Hogg (1816) 154
2. Wilson (1817) 157
3. Felicia Hemans (1817) 161
4. Hunt (1816) 164
5. Shelley (1820) 169
6. Keats (1820) 178
7. Lamb (1820) 181
8. Montgomery (1820) 181
9. Cornwall (1820) 182
10. Landor (1824) 185
11. Letitia Landon (1826) 187
12. Hood (1828) 190

X. Der historische Roman nach Scott 193
1. Lockhart (1821) 193
2. Galt (1823) 194
3. Cunningham (1823) 196
4. Grattan (1824) 201
5. Banim (1826) 205
6. Horace Smith (1827) 209
7. G. P. R. James (1832) 213

XI. Der orientalische Roman 222
1. Hope (1821) 222
2. Morier (1827) 223
3. Madden (1834) 227

XII. Bulwer (1829) 229

XIII. Verschiedene Romanschriftsteller und Essayisten . 253
1. Hook (1824) 253
2. Disraeli (1832) 254
3. Anna Brownell Jameson (1832) 258
4. Frances Trollope (1832) 262
5. Lady Blessington (1833) 268
6. Anna Eliza Bray (1836) 269
7. Harriett Martineau (1836) 271

XIV. Seeroman 273
1. Marryat (1834) 273
2. Chamier (1835) 281
3. Wilson (1835) 283

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Seite

XIV. Schauerroman 286
1. Warren (1833) 286
2. Ainsworth (1838) 289
3. Mary Wollstonecraft-Shelley (1838) 292

XVI. Dickens (1837) 294

XVII. Jüngeres Drama 305
Taylor (1837) 305

XVIII. Jüngere Lyrik 307
1. Caroline Elizabeth Norton 307
2. Tennyson 310

XIX. Zusammenfassung 312

Auf S. 51 ist die Überschrift „4. Scott“ in „II. Scott“ zu ändern und demgemäß sind auch die Seitenüberschriften der S. 52—65 zu berichtigen. Der 4. Bogen war bereits gedruckt, als sich aus der Änderung der Einteilung diese Notwendigkeit zur Berichtigung ergab.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

I. Seeschule.

1. Wordsworth.

Der erste, der in Deutschland auf Wordsworth hinwies, war, soviel wir wissen, Crabb Robinson. Er hat sich die Propaganda für Wordsworth förmlich zur Lebensaufgabe gemacht. Wohin er kommt, redet er von ihm, liest Proben seiner Gedichte vor, verleiht oder verschenkt das eine oder andere seiner Gedichtbändchen. Durch ihn sind uns eine Reihe deutscher Urteile über Wordsworth überliefert, zum Teil schon aus sehr früher Zeit. So berichtet er[1] am 6. Juni 1802 von Friedr. Schlegel: "He seemed much pleased with one or two pieces by Wordsworth", und er erzählt von einem Besuch bei Herder im Jahre 1803[2]: "I lent him Wordsworth's *Lyrical Ballads*. — I found that Herder agreed with W. as to poetical language".

Auch der Historiker Lappenberg, der 1814 Wordsworth persönlich kennen lernte, hat eine lebhafte Begeisterung für den Dichter mit nach Deutschland zurückgebracht[3]. Diese Begeisterung war so nachhaltig und tief, daß er sich lange Zeit hindurch mit Übersetzungen Wordsworthscher Gedichte, die ihn in den Zeiten seiner tiefsten Zerrissenheit stets „stärkten und entzückten", beschäftigte[4]. Doch es ist trotz dieser Bewunderung für Wordsworth Tieck nicht gelungen, Lappenberg zur Veröffentlichung seiner Übersetzungen zu bewegen[5], und so ist

[1] Diary I 122.
[2] Diary I 154.
[3] Vgl. Elard Hugo Meyer: Johann Martin Lappenberg, S. 19.
[4] Meyer, S. 56.
[5] Meyer, S. 128.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Lappenbergs begeisterte Werbetätigkeit für Wordsworth nur auf einen engen Kreis beschränkt geblieben.

Das Verdienst, in Deutschland zum erstenmal öffentlich auf Wordsworth aufmerksam gemacht zu haben, hat sich wohl das *Morgenblatt* erworben. Es nannte ihn im Jahre 1811 (Nr. 47) in einem Aufsatz: „Etliche Bemerkungen über die jetzt lebenden britischen Dichter". Es werden da Scott, Southey und Campbell, als die Lieblinge des englischen Publikums, eingehender betrachtet; dann heißt es weiter:

„Manche und zwar sehr befugte Richter ziehen zwar Wordsworth, Crabbe, Rogers, Sotheby und andere minder bekannte Namen vor."

Bezeichnend für die damalige Stellung von Wordsworth im Urteil des Publikums ist, mit welchen doch weit minder bedeutenden Dichtern er hier zusammengestellt wird. Weiterhin wird im Anschluß an Southey die Theorie der Seeschule erläutert; dabei werden Coleridge und Wordsworth als Nachahmer Southeys genannt, doch W. als derjenige, der ihre Eigentümlichkeiten am schärfsten ausgebildet habe:

„Wordsworth geht noch weiter. Er glaubt, die niedrige, bäurische Sprache sei vorzuziehen, weil nach seiner Meinung die Hauptleidenschaften auf diesem Boden besser gedeihen, sich in größerer Reinheit zeigen."

An einer anderen Stelle des gleichen Aufsatzes findet sich über W. das Folgende:

„Obgleich es W. noch nicht gelungen ist, einen großen Eindruck zu machen, so hält er doch den Beruf und das Amt des Dichters für sehr wichtig. Einer der würdigsten Menschen, die es auf Gottes Erde geben kann, bescheiden, und fern von allen Geräuschen in seiner anspruchslosen ländlichen Einsamkeit, scheint er zu glauben, es sei dem Dichter vorbehalten, die Sitten eines verderbten Zeitalters zu bessern! — Bei allen Fehlern sind seine beiden Idyllen: *The Brothers* und *Michael* herrliche Gedichte."

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ich habe diese Stelle angeführt und halte sie für beachtenswert, weil die gleiche Erscheinung, die hier auftritt, sich auch wieder in vielen späteren W.-Besprechungen findet, nämlich die, daß man von der Beurteilung der Dichtungen abspringt und den Menschen kritisiert. Und es tritt hier bei W. der seltsame Fall ein, daß die Vorzüglichkeit des Menschen lobend hervorgehoben wird, wenn man den Dichter nicht loben kann. Es ist dies um so seltsamer, als sonst das gerade Gegenteil üblich ist, daß man das poetische Genie dadurch herabzusetzen und zu verkleinern sucht, daß man die Fehler und Schwächen des Menschen ans Licht zieht. Tatsächlich war Wordsworth — abgesehen von einigen kleinen Dichtereigenheiten und Eitelkeiten — eine liebenswerte Persönlichkeit und vor allen Dingen voll unantastbarer Lauterkeit, sowohl im privaten als auch im öffentlichen Leben.

Die nächsten Jahre bringen nur flüchtige Bemerkungen über W. Im Januar 1816 erschien im Intelligenz-Blatt der *Jenaischen Lit.-Ztg.* ein längerer Aufsatz: „Korrespondenznachrichten aus England", in dem vor allem Scott und Byron lobend erwähnt werden, aber über W. sich nur die eine absprechende Bemerkung findet: „Wenig hingegen gefällt *The Excursion*, ein voluminöses Gedicht von W.". Ähnlich knapp abgetan wird W. im *Morgenblatt* 1816 (Nr. 77) in einer Serie von Aufsätzen „aus etlichen Teilen der englischen Literatur des Jahres 1815"; ihm wird nur die kurze Bemerkung gewidmet:

„W. gab auch ein neues Gedicht heraus: *The White Doe of Rylstone.* Sein Publikum ist sehr beschränkt, und die schönen Tage, wo man ihn etwas allgemeiner bewundern wird, müssen noch erwartet werden, obgleich einige Kunstrichter sich den Hals abschreien, daß W. der erste Dichter der Nation, und daß jeder ein Esel sei, der ihn nicht bewundere."

Auch der Abdruck einiger Proben aus den *Lyrical Ballads* in Wiedemanns Sammlung englischer Gedichte

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

(1816) war anscheinend nicht imstande, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, denn wir finden nach ihrem Erscheinen nirgends ein gesteigertes Interesse für W. So erzählt z. B. Platen[1] unterm 4. IV. 1817 in seinem Tagebuch, daß er die Sammlung von Wiedemann gelesen. Er hebt dabei die Namen von Scott, Byron und Campbell als beachtenswert hervor; die anderen, hauptsächlich lyrischen Dichter tut er mit der folgenden allgemeinen Bemerkung ab:

„Was die lyrischen Gedichte betrifft, so konnte ich ihnen keinen Geschmack abgewinnen. Wie weit die Deutschen in der lyrischen Poesie über den Engländern stehen, ist augenscheinlich."

Inzwischen setzte Crabb Robinson seine Werbetätigkeit unentwegt fort, was folgende Notiz vom September 1818 beweist[2]: "I gave Knebel Wordsworth's poems, which had occupied so much of our attention".

Einen Wendepunkt für die Wertschätzung W.'s durch die deutsche Kritik bezeichnet das Jahr 1820. In seiner Februar-Nummer dieses Jahrgangs brachte zunächst das *Weimarische Journal* im Anschluß an Scott einige kurze Bemerkungen über das Leben und die Persönlichkeit W.'s, die wohl unter dem Eindruck des lebhaften Interesses geschrieben sind, mit dem man seit einigen Jahren in England seinen Dichterwert umstritt. In der Mai-Nummer derselben Zeitschrift erschienen dann noch ein paar kritische Notizen über W., die zum erstenmal das Gefühl erwecken, daß ihr Verfasser ein Kenner und Verehrer von W. ist. Er sagt:

„Wordsworth, dem die Kunstrichter gar übel mitspielen, ihn romantisch, nach Altertümlichkeit und Ausländerei trachtend, nennen (er erinnert häufig in seinen Gedichten wegen ihrer edeln Einfachheit an Goethe), hat einen neuen Band davon drucken lassen, und zwar sind sie so gelungen und wahrhaft dichterisch,

[1] Tagebücher, S. 751.
[2] Diary II 105.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

nicht nur der Form, auch der Idee nach, daß sogar jene bedenklichen Herrn es nicht vermeiden können, ihn zu rühmen. Ein Kranz von 33 Sonetten gibt dem Fluß Duddon Leben und Gestalt, und erregt die tiefsinnigsten Betrachtungen des Dichters. Oden und Lieder, Balladen und Elegien, größere und kleinere Gedichte zeugen sämtlich mehr oder weniger von dem poetischen Sinn, dem tiefen Gemüt, der technischen Fertigkeit und der reinen Phantasie des Dichters. Wer für die Reize einer edeln harmonischen Dichtkunst, den Ausdruck sanfter Wehmut und schwungvoller Begeisterung nicht unempfindlich ist, wird zuverlässig diese Sammlung mit großem Vergnügen lesen."

Das gleiche Jahr 1820 bringt noch zwei weitere Ereignisse, die sicher einen Fortschritt in dem Bekanntwerden W.'s in Deutschland bedeuten. Das erste ist die Übertragung von vier seiner Gedichte in deutsche Verse, von Haug, gedruckt in der *Eleganten Welt* (Nr. 157); diese ist wohl als eine der frühesten Wordsworthübersetzungen anzusprechen und als eine der wenigen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. — Das zweite ist die Veröffentlichung von Jacobsens *Briefen an eine deutsche Edelfrau*, worin zum erstenmal W. eingehender besprochen wird[1]; es werden zumeist anerkennende Urteile aus englischen Zeitschriften angeführt, doch auch darauf hingewiesen, daß noch eine andere Meinung über W. besteht; dazwischen finden sich begeisterte Bemerkungen vom Verfasser selbst und schließlich eine Reihe von Stellen aus den größeren Dichtungen sowohl im englischen Original als auch in deutscher Übertragung, freilich in Prosa, was ja die Wirkung auf den nicht Englisch verstehenden Leser sehr abschwächt.

Anschließend an das Buch von Jacobsen bringt das *Literaturblatt* (1820, Nr. 96) einen Aufsatz aus der *Monthly Review* (July 1820), der sich absprechend über die Seeschule und ihre Häupter Wordsworth und Coleridge äußert. Es bringt dazu folgende Einleitung:

[1] Brief VIII und IX.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Den Bericht dieses Monats über Poesie weiß Rez. nicht besser zu beginnen, als indem er die Ansicht des *Monthly Review Enlarged* (July 1820) hier aufstellt und zwar zur teilweisen Ergänzung und Berichtigung der soeben in Altona bei Hammerich erschienenen *Briefe an eine deutsche Edelfrau* über die neuesten englischen Dichter von Jacobsen, welcher denselben wohl im ganzen etwas zu unbedingt huldigt ...".

In dem Artikel selbst heißt es:

„In dem wesentlichen Charakter und Streben unserer neuesten Erzeugnisse bemerken wir mit wenigen rühmlichen Ausnahmen auffallende Beweise einer kränkelnden Imagination, eines falschen Pathos und einer gezierten Erhabenheit, endlich eines krankhaften Durstes bloß nach dem, was sehr einfältig und sehr scheußlich ist. Dieses Fieber ist nur zu sichtbar in der Poesie von Wordsworth, Leigh Hunt, Percy Bysshe Shelley".

Aus dem gleichen Blatt (Nr. 65) stammt eine flüchtige und ablehnende Erwähnung von W.'s Ballade *The Dead Asses*, und gleichfalls aus dem *Literaturblatt* (Nr. 97) ist der Ausdruck „der verdorbene Geschmack und die eigene Manier der sogenannten See-Schule" entnommen, der bei Besprechung der Dichter Charles Lloyd und Barry Cornwall gebraucht wird.

Doch schon 1821 (Nr. 24) meldet auch das *Literaturblatt*, daß W. in einer neueren Gedichtsammlung: *The River Duddon; a series of Sonnets* seine sonst so häufigen Versündigungen gegen allen guten Geschmack vermieden und in einzelnen Gedichten dieser Sammlung ein poetisches Talent gezeigt habe,

„das ihn zum Ausdruck höherer Poesie ebenso sehr fähig mache, als zu dem der niedereren, welche er in seinem *Peter Bell* und *The Waggoner* früher ambitionierte".

Die gleiche Zeitschrift nennt W. in einem „Überblick der neuesten englischen Literatur" (1824, Nr. 26) unter denen, die nach dem Tiefstand des 18. Jahrhunderts in der englischen Literatur wieder die Morgenröte herbeiführten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

In ähnlich anerkennender Weise wird die Seeschule, doch wird W. nicht genannt, in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1821 (Nr. 243) bei einer Besprechung der Literaturbriefe von Jacobsen, erwähnt. Wichtiger jedoch ist eine andere knappe Notiz über W. in dieser Zeitung (1821, Nr. 323), worin bei Besprechung verschiedener deutscher Übersetzungen nach Byron der Gedanke laut wird, daß es doch viel verdienstlicher wäre, die Gedichte von W., „dieser reinen, Natur durchschauenden Kinderseele, oder des gediegenen Campbell oder des beredten Southey" zu übersetzen. Hier wird das erstemal W. mit einer Größe ersten Ranges zusammengestellt, ja, noch über diese erhoben; und auch daß Campbell und Southey neben W. genannt werden, ist ein Lob für den letzteren, denn diese waren in jener Zeit in Deutschland und England neben Scott und Byron unbedingt die gefeiertsten Dichter.

Ebenso schmeichelhaft für W. ist der Ausspruch Tiecks: „Das ist ein englischer Goethe", den er tat, nachdem ihm Crabb Robinson — etwa im Jahre 1824[1] — einige Sonette von W. vorgelesen hatte.

Doch nur eine kurze Zeit währt dieses allgemeinere Interesse und die höhere Wertschätzung des Dichters; denn die folgenden zehn Jahre sind wieder ziemlich arm an Erwähnungen von W.; höchstens ließe sich das als beachtenswert hervorheben, daß zwei davon sich in Büchern befinden, die zwar vielleicht nicht so sehr in die Breite wirkten, wie eine viel gelesene Zeitschrift, dafür aber um so nachhaltiger, was besonders von dem zweiten derselben gilt. Es sind dies Dr. Adrians *Bilder aus England* (1828) und *O. L. B.* Wolffs *Vorlesungen über die schöne Literatur Europas* (1832). Adrian[2] tadelt die größeren Dichtungen W.'s, hauptsächlich wegen ihres breiten und affek-

[1] Diary III 10.
[2] Kapitel X.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

tierten Moralisierens und Philosophierens; er gibt den Balladen den Vorzug und sagt darüber:

„Wo er nicht in Ziererei, Sentimentalität und gekünstelte Einfachheit verfällt, ist der zarte und kindliche Charakter der Balladen recht ansprechend. Mit Vorliebe und Geschick schildert er das gemeine Leben und weiß Begebenheiten und Situationen aus demselben wahr und durch poetische Färbung gehoben, darzustellen.“

Wolff[1] gibt zunächst eine kurze Lebensbeschreibung des Dichters und fährt dann fort:

„Wordsworth ist als Mensch mehr wert, denn als Dichter, obwohl er durchaus nicht zu den unbedeutenden oder alltäglichen Poeten gerechnet werden kann. — Seine Gesinnungen und Gefühle sind echt, schön und wahr, alles kommt bei ihm aus dem Herzen, und erfüllt den Leser mit großer Achtung und Verehrung für den bescheidenen Mann, der solche Empfindungen so warm und lebendig äußert und schildert, weil er sie wirklich selbst besitzt, aber es fehlt ihm durchaus an Tiefen der Anschauung, wie an Reichtum der Phantasie. — Er ist zu einseitig, zu monoton, und, da er zu sehr danach strebt, fremde Gemüter nach dem seinigen zu stimmen, in diesem ängstlichen Bemühen mitunter fast trivial, sehr häufig aber gesucht und manieriert. Daher erhebt er sich eigentlich nicht über eine gewisse glückliche Mittelmäßigkeit, und findet demzufolge auch seine meisten Freunde unter der großen Menge der Mittelmäßigen. — Seine Sprache ist sehr kultiviert; seine Bilder sind glücklich und anmutig, seine Verse fließend und gewählt. — Sein echt religiöses Gefühl, sein herzentsprungenes Wohlwollen für die ganze Schöpfung und seine Liebe zum Wahren und Guten, sind endlich nicht geringe Zierden des wackeren Mannes — aber alle diese vortrefflichen Eigenschaften reichen doch nicht hin, um einen großen Dichter zu schaffen.“

Als bestes Werk nennt Wolff *Das weiße Reh von Rylstone*; dagegen wird bei der *Excursion* ihre häufige Trivialität tadelnd angemerkt, ebenso wie „der süßliche Predigerton“, in den W. hier sehr häufig verfalle. Von den kleineren Gedichten hält Wolff einige wenige für gut. *We are seven*, das später in zahlreiche deutsche Lehrbücher

[1] Vorlesungen, S. 344 ff.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

des Englischen Aufnahme fand, wird schon hier als eines der besten sowohl im Original als auch in deutscher Übersetzung abgedruckt. Zum Schluß werden noch die Sonette, besonders die mit vaterländischem Inhalt, lobend erwähnt.

Das Urteil Wolffs scheint typisch für die damalige Generation, hauptsächlich in seinem allgemeineren Teil. Zwei Tagebuchnotizen Crabb Robinsons beweisen uns, daß Knebel ähnlich dachte, und daß Crabb Robinson auch bei Goethe nichts anderes voraussetzte; er sagt im August 1829 von einem Besuch bei Knebel[1]:

"A considerable part of my time was spent in reading poetry with Knebel, and, after all, I did not fully impose him with Wordsworth's power";

und kurz darauf[2] beklagt er, daß er nicht den Mut gefunden, mit Goethe von W. zu reden.

Doch in dieser Zeit, wo das Interesse der zwanziger Jahre wieder verebbt, beginnen Anregungen von einer ganz anderen Seite her. Diesmal ist es ein deutscher Dichter, der Verständnis für W. zu erwecken sucht: Freiligrath. Bei seinen Streifzügen durch die englische Literatur hat die Poesie W.'s ihn festgehalten und mit Bewunderung erfüllt. Schon früh beginnt er dann mit Übersetzungen. So erscheint 1830 in Nr. 46 des *Mindener Sonntagsblatts* seine Übertragung von W.'s *Des ewigen Juden Lied.* Aber Freiligraths Bedeutung für W. liegt mindestens ebenso sehr auf einem anderen als dem Übersetzungsgebiet. Er hat W.'s Lob seinen Freunden verkündet und seine tiefe Verehrung und Bewunderung für ihn bekannt, so daß Hinweise auf W. in seinen Briefen nichts Seltenes sind. Ich möchte hier nur an einen Brief an Schwab vom 16. Okt. 1835 erinnern[3], in dem er sagt:

---

[1] Diary II 428.
[2] Diary II 439.
[3] Buchner, I 160.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Wie reich an Schätzen sind nicht namentlich die Lieder der See-Dichter, von denen ich freilich noch wenig übersetzt habe, von denen aber, bei minder gebundenen Flügeln eine Auswahl zu geben, einer meiner heißesten Wünsche ist.“

Zu erinnern ist auch an seinen Preis von Wordsworths Naturgefühl in einem Brief an Künzel vom 4. Okt. 1838[1]. — Freiligraths Briefwechsel war ausgedehnt, sein Freundeskreis bestand zumeist aus literarisch einflußreichen Persönlichkeiten; so geschah es, daß W. doch allmählich bekannter wurde und ein langsam anwachsendes Interesse für ihn erwachte.

Auch in den Zeitschriften ist W.'s Name in den dreißiger Jahren noch lebendig und dies wohl schon unter Freiligraths Einfluß, denn er selbst lieferte Beiträge zu den *Blättern zur Literatur des Auslandes*, und andere Mitarbeiter, wie z. B. Gustav Pfizer, waren seine Freunde. In der genannten Zeitschrift (1836, Nr. 60) werden in einem aus einer englischen Zeitschrift übersetzten Artikel W.'s Gedichte nach ihrer philosophischen Richtung betrachtet, doch wird darin W.'s Philosophie als etwas laienhaft und nicht streng konsequent und logisch charakterisiert. Dieselbe Zeitschrift bringt 1839 (Nr. 63/64) eine anonyme Übersetzung von Wordsworths *Blödem Knaben*, in deren Einleitung der Dichter ziemlich objektiv gewürdigt wird:

„Wenn man auch in W.'s Gedichten,“ sagt der Übersetzer, „manches als erkünstelt natürlich, als manieriert, gesucht und vielleicht hin und wieder sogar als trivial und läppisch ansprechen muß, so ist doch anderseits unverkennbar, daß er sich um die Poesie der demütigen, bescheidenen, schmucklosen Häuslichkeit, der prunklosesten Realität, der anspruchlosesten, aber darum nicht minder tiefen und natürlichen Gefühle ein nicht geringes Verdienst erworben, daß er mit der Wünschelrute der Poesie auf dem scheinbar unergiebigsten und ärmsten Boden verborgene Quellen und reines Gold entdeckt hat.“

In den folgenden Jahren wird W. im *Magazin* mehrfach genannt (1839, Nr. 47; 1840, Nr. 45 und 147) und

[1] Buchner, I 288.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

zwar in Berichten über die englische Literatur, die nach Artikeln des Franzosen Philarète Chasles, eines genauen Kenners auf diesem Gebiet, übersetzt sind. Er hat eine große Vorliebe für W., nennt ihn in seiner Eigenart unübersetzbar und sagt:

„W. ist kein Dichter für die Menge; aber gefühlvoller und feiner organisierte Naturen finden in seinen Gedichten eine Quelle geheimer Entzückungen."

Für uns noch wichtiger als diese lobenden und anerkennenden Bemerkungen ist eine Aufzeichnung Crabb Robinsons vom 13. Aug. 1843, wo er erzählt, zwei Leute hätten sich bei ihm nach W. erkundigt, wovon der eine der Historiker Ranke war, — ein Zeichen, daß das Interesse für W. allmählich in weitere Kreise drang.

Dieses gesteigerte Interesse scheint sich auch zu bekunden in einem längeren Aufsatz über W. von Louise von Plönnies im *Magazin* (1843, Nr. 72), der ersten ausführlicheren Würdigung seit Jacobsen und Wolff. Es macht zunächst den Eindruck, als bestehe hier wirklich einmal ein selbständiges und tiefes Interesse für W., doch bei näherem Zusehen stellt sich heraus, daß wir es hier mit nichts anderem als einem Auszug aus Jacobsens Buch zu tun haben. Nur die metrischen Übersetzungen, die ja auch ein Verdienst sind im Kampf für W., sind das geistige Eigentum der Verfasserin.

Metrische Übertragungen aus W., nämlich: *Die einsame Schnitterin* und *Eibenbäume* und in der Nachlese (1849) noch: *Der Dänenknabe*, befinden sich auch in Freiligraths *Englischen Gedichten aus neuerer Zeit* (1846). Sie werden 1847 im *Conversationsblatt* (Nr. 219) besprochen; doch W.'s Gedichte finden keinen Anklang bei dem Rezensenten, und er tut sie ab mit dem Satz: „Die zwei Gedichte von W. sind unbedeutend".

In diesen Jahren wird W. schon nicht mehr nur als Einzelerscheinung gewürdigt, sondern man beachtet be-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

reits die Fäden, die von ihm zu der jungen, aufstrebenden Dichtergeneration gehen, und ehrt ihn als deren Vorkämpfer. Auch ein Rezensent im *Magazin* weist bei Besprechung von Bulwers romantischem Epos *König Arthur* darauf hin, indem er die meisten jüngeren Dichter, wie z. B. Tennyson, als Nachfolger W.'s bezeichnet. Ganz unmerklich hat sich also das Urteil über W. geändert, und er wird allgemein als der Vorläufer der neuen Generation anerkannt.

Noch einmal geht W.'s Name durch die deutschen Zeitschriften: bei seinem Tode. Im *Magazin* (1850, Nr. 62) erscheint aus diesem Anlaß ein Artikel über sein Leben. Daran schließen sich ein paar kritische Bemerkungen, in denen der Rezensent sagt, das Publikum sei lange irregeführt worden durch alle möglichen bissigen und gehässigen Bemerkungen über W. Er faßt sein Urteil zusammen in die Schlußworte:

„W.'s Bewunderer haben vielleicht ihre Abgötterei zu weit getrieben; indessen ist es nicht zu bezweifeln, daß er stets eine hohe Stelle unter den britischen Dichtern einnehmen wird."

Diese Äußerung beweist, daß man jetzt auch in Deutschland W.'s Bedeutung klarer zu beurteilen verstand.

Vorstehende Übersicht zeigt uns deutlich, daß W. zwar schon recht früh dem Namen nach in Deutschland bekannt wurde, daß es aber mit einem wirklichen Kennen des Dichters in weiteren Kreisen schlecht bestellt war. Mit nur wenig Ausnahmen (*Weimarisches Journal*, Mai 1820; Jacobsen; *Jenaische Lit.-Ztg.* 1821, Nr. 323; Wolff 1832) sind fast alle Urteile nicht in die Tiefe gehend und vor allen Dingen nicht selbständig, ja noch weniger, es sind nur Berichte über Artikel in englischen Zeitschriften, und ihre Verfasser haben offenbar häufig keine andere Kenntnis des Gegenstandes als eben nur das, was in diesen Artikeln steht. So geben uns diese Berichte keinen Aufschluß über die selbständige Stellung der deutschen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kritik zu W., sondern ihr Wert beruht lediglich darin, daß sie auf W. überhaupt hinweisen und seinen Namen in Deutschland bekannt machen. Im allgemeinen fand W.'s Dichtung in Deutschland wenig Verständnis; von einer Popularität, wie sie Scott und Byron genossen, kann auch nicht im entferntesten die Rede sein. Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß Goethe, Heine, Platen W. nicht erwähnen, obwohl er ihnen bekannt war: Goethe und Heine kannten Jacobsens Briefe, Platen hatte die Auswahl englischer Gedichte von Wiedemann gelesen und bespricht ihren Inhalt in seinem Tagebuch ausführlich. Wir haben es hier jedenfalls mit einem bewußten Ablehnen zu tun. Dies ist besonders bei Goethe beachtenswert. Seine Zurückhaltung W. gegenüber ist sicher nicht ohne Einfluß auf die deutsche Kritik und die öffentliche Meinung gewesen. Sein Eintreten für W. hätte dessen Bekannt- und Berühmtwerden in Deutschland sicherlich beschleunigt. Doch so blieb er den weiteren Kreisen des gebildeten Publikums verhältnismäßig unbekannt trotz der Tätigkeit Crabb Robinsons, die für W. an und für sich recht wohl hätte bedeutsam werden können, da er in den literarisch einflußreichsten Kreisen Deutschlands verkehrte und mit allen literarisch Interessierten und Urteilsfähigen in Verbindung stand.

Es bleibt uns noch die Frage, wie es kam, daß W. nicht früher und allgemeiner in Deutschland anerkannt wurde, obwohl ja sein Name durch die Zeitschriften genugsam bekannt war und einzelne Verehrer seiner Kunst sich bemühten, seiner Eigenart verständnisvolle Würdigung zu schaffen. Eine Reihe zusammentreffender Umstände scheint dies verschuldet zu haben. Der Hauptgrund ist wohl darin zu suchen, daß W. den Deutschen nichts Neues brachte, und daß überdies die Leistungen der deutschen Dichtung jener Zeit, wie dies ja schon Platen bemerkt, offensichtlich über die seinigen hinaus-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ragten. Dazu kommt, daß W. zu spezifisch englisch ist, um von dem Ausländer auf seinem eng umgrenzten Gebiet recht gewürdigt zu werden; so ist der Anreiz zu Übersetzungen nur sehr schwach, und der Mangel an Verdeutschungen ist wiederum der Grund, daß der größte Teil des Publikums niemals zu einem einheitlichen Überblick über W.'s Kunst gelangen konnte.

Trotzdem wäre W. vielleicht mehr anerkannt worden, wenn nicht gerade zwei so ganz anders geartete Geister das Interesse des Auslands vollständig in Anspruch genommen hätten: Scott und Byron. Daß W., wenigstens bei der großen Menge, gegen sie nicht aufkommen konnte, ist leicht begreiflich. Er besitzt weder die ungeheure Gewalt der Leidenschaft und die kraftvolle Persönlichkeit eines Byron, noch verfügt er über so allgemein fesselnde Stoffe und eine so glänzende Darstellungsgabe wie Scott. Im Vergleich mit den hervorragenden Eigenschaften dieser beiden Dichter mußte W.'s Neigung zum Didaktischen, zum Predigerton unangenehm auffallen; er hat sich damit gewiß manchen deutschen Anhänger verscherzt, denn solche Dichtung konnte keine Anerkennung finden in einer Zeit, die sich an Byrons finsterer Schönheit begeisterte, und bei einem Volke, wo der *Faust* in jedem Herzen lebte.

Hindernd wirkte auf das frühe Herüberdringen von W.'s Ruhm auch die Tatsache, daß seine Kunst in England selbst erst in den zwanziger Jahren anerkannt wurde. Zu dieser Zeit hatte man in Deutschland schon allerlei ungünstige Urteile über ihn gehört, und die auch jetzt noch zwiespältigen Stimmen, die aus England herüberdrangen, waren nicht stark genug, um diesen ersten Eindruck zu verwischen und W. einen Platz neben Scott und Byron zu erobern, die schon damals in Deutschland in der vollen Blüte ihres Ruhmes standen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

2. Coleridge.

Obwohl wenigstens in Deutschland die Nachwelt unter den Anhängern der Seeschule wohl Coleridge das meiste Interesse bewahren wird, hat ihn doch die zeitgenössische öffentliche Kritik weit weniger berücksichtigt als Wordsworth oder gar Southey. Daß dies auch die Stimmung des gebildeten Teils des deutschen Publikums war, dafür sprechen eine Reihe von Urteilen aus dem Munde einzelner, die uns überliefert sind. Diese geringe Beachtung, die Coleridge fand, ist um so erstaunlicher, als er doch von allen englischen Dichtern seiner Zeit derjenige war, der Deutschland und der deutschen Dichtung am meisten Interesse entgegenbrachte, und der sogar einige der größten Werke des deutschen Geistes durch gelungene Übertragungen nach England verpflanzte. Durch diese seine Übersetzertätigkeit wurde schon Schillers Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, und Crabb Robinson erzählt uns aus dem Jahre 1802[1], daß Schiller Coleridge einen genialen Menschen ("a man of genius") genannt habe, freilich nur als Übersetzer, doch, da sich dies Urteil hauptsächlich auf Coleridges Wallenstein-Übersetzung bezieht, dürfen wir darin, gerade weil es von Schiller selbst herrührt, ein hohes Lob erblicken. Auch Goethe erwähnt Coleridges Wallenstein-Übersetzung lobend, doch nennt er den Verfasser nicht[2] und auch sonst findet sich bei Goethe nirgends eine Erwähnung des Dich-

[1] Diary I 114.

[2] Vgl. Sachs, S. 260.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ters. Von Heine[1] und Annette von Droste-Hülshoff[2] wissen wir gleichfalls, daß sie Coleridge kannten, doch nicht, wie sie ihn beurteilten.

Seine erste öffentliche Erwähnung in Deutschland scheint C. dem *Morgenblatt* zu verdanken. 1811 (Nr. 147) wird er als Mitglied der Seeschule genannt. Seine außerordentlichen Kenntnisse werden anerkannt, doch wird — ähnlich wie bei Wordsworth und Southey — sein Geschmack getadelt, anderseits aber seinem dichterischen Talent volle Gerechtigkeit erteilt:

„Aus einigen trefflichen, reimlosen Versen und epischen Versuchen sieht man, was er leisten könnte; aber einige Andere sind so ausgelassen, so über alle Regeln in der Anlage und Zusammensetzung hinaus und ein solches Gemisch des Schrecklichen und Ekelhaften, des Zärtlichen und Possierlichen, moralischer Gefühle und metaphysischer Spitzfindigkeiten, daß man kaum glauben kann, er habe sich durch solche rohe Ergießungen einen Rang unter den Dichtern erwerben wollen."

Schon etwas anerkennender ist das Urteil Tiecks, das Crabb Robinson am 29. Juni 1817[3] in sein Tagebuch notiert:

"Tieck has no high opinion of Coleridge's critique, but he says he has learned a great deal from Coleridge, who has glorious conceptions about Shakespeare (herrliche Ideen). Coleridge's conversation he very much admires and thinks it superior to any of his writings. But he says there is much high poetry in *Christabel*."

Christabel wird auch im *Morgenblatt* (Lit.-Bl. Nr. 7) besprochen; der Rezensent erzählt, daß es in England viel Aufsehen erregt habe, besonders Byron habe es sehr gelobt, doch seien weder Rezensenten noch Publikum

---

[1] Vgl. Schalles, S. 11.

[2] Vgl. Bertha Badt: *Annette von Droste-Hülshoff, Ihre dichterische Entwicklung und ihr Verhältnis zur Engl. Lit.* Leipzig 1909. Breslauer Beiträge zur Lit.-Geschichte. Hrsg. v. Max Koch und Gregor Sarrazin. Neue Folge. 7. Heft.) S. 10 und 19.

[3] Diary II S. 62.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

seiner Meinung, es sei also dieses Produkt nur für die Auserwählten. Zu denen nun gehört der Rezensent offensichtlich nicht, ebenso wenig wie ein Kritiker des *Literaturblatts*, der in einer Besprechung (1818 Nr. 9) Coleridge zwar „gelegentliche, wie wohl auch spärliche Blitze von Genie und unleugbar viel Poesie im Einzelnen“ zugesteht, aber ihm sonst gänzliche Verachtung des Rhythmus, neue Wortbildungen und häufige Gesuchtheit in Laune und Stimmung vorwirft. Jedoch hält er das Werk für wichtig genug, um das Publikum durch eine Inhaltsangabe damit bekannt zu machen.

Selbst Jacobsen[1], der fast zu begeisterte Verehrer englischer Poesie, hat keine vorteilhafte Meinung von C., denn er wählt zu seinem Gewährsmann einen Kritiker der *Edinburgh Review*, aus dessen Aufsatz über C. er eine Stelle anführt, die den Dichter ganz und gar verdammt. Jacobsen verheimlicht zwar nicht, daß viele, darunter sogar Scott und Byron, anders über den Dichter denken, aber ausführlich gibt er nur die absprechende Kritik wieder. Zum Schluß druckt er Coleridges Gedicht *Love* ab und erzählt, daß es in England für sein bestes gelte. Und er fügt hinzu: „Sie werden, was auch seine Tadler sagen, C., so reizend, wie er seine Brautwerbung beschreibt, für einen Dichter gelten lassen.“

Von einer vollkommenen Unkenntnis der dichterischen Eigenart C.'s zeugt es, daß einige beim Erscheinen des Alexisschen, angeblich Walter Scottschen Romans *Walladmor* C. als den Verfasser ansehen wollten. Dem widerspricht zwar ein besser Unterrichteter im *Literaturblatt* 1824 (Nr. 41), aber gerade die Tatsache, daß es einer solchen Belehrung bedurfte, gibt den Urhebern jener Vermutung recht, die auch behauptet hatten, C. sei noch in Deutschland zu wenig bekannt.

---

[1] Brief XII.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ähnlich wie auf Jacobsen, scheint C. auch auf Adrian (1828)[1] nur einen sehr geringen Eindruck gemacht zu haben; denn er sagt zwar, daß er den *Ancient Mariner* und *Christabel* gelesen, aber die einzige Bemerkung, die er darüber macht, daß er das Abenteuerliche der Erfindung und das Kunstreiche der Ausführung daran bewundere, klingt doch sehr matt und nichtssagend.

Eine Änderung in der Beurteilung C.'s scheint sich gegen Ende der zwanziger Jahre anzubahnen. Die ersten Anzeichen davon finden sich in einer Besprechung im *Conversationsblatt* 1829 (Nr. 265). Gleich im Eingang bezeichnet der Kunstrichter C. als einen der originellsten jetzt lebenden Dichter Englands, den reiche Phantasie und tiefes Gemüt auszeichneten. Dann erzählt er von dem allgemeinen, beinahe abgöttischen Beifall, den C.'s im Vorjahr erschienene Gedichte in England erzielten; er führt dann eines dieser außerordentlich lobenden Urteile im Original an und sagt weiter — ich erwähne dies, weil es ein Zeugnis dafür liefert, wie unbekannt C. damals noch in Deutschland war —:

„Referent birgt nicht, daß ihn dieses ausgezeichnete Lob sehr begierig machte, die Gedichte von C. selbst kennen zu lernen. Ein Zufall verschaffte ihm dieselben und damit die Überzeugung, daß der englische Rezensent keineswegs übertrieben habe. C. hat sich wirklich eine eigene Bahn gebrochen und ist der Stifter der neuen Dichterschule Englands, die mit hoher Einfalt Erhabenheit zu verbinden sucht und das künstlich verworrene und verwirrende Versgebäude verschmäht; mit einem Wort, Coleridge ist der Stifter der romantischen Schule in England."

Er führt nun einige Proben an,

„damit der Leser selbst in den Fall kommen möge, über das Urteil des englischen Kunstrichters zu sagen: 'Wie oft habe ich das selbst empfunden'."

Aus dem gleichen Jahre (1829) besitzen wir zwei Zeugnisse von Crabb Robinson, daß er Goethe auf C.

[1] Kapitel X.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

aufmerksam gemacht hat, das eine Mal in einem Brief an Goethe vom 31. I.[1], worin er schreibt: "C. too, the only living poet of acknowledged genius, who is also a good German scholar, attempted „Faust", but shrunk from it in despair". Im August des gleichen Jahres[2] erzählt er von einem Besuch bei dem deutschen Dichter: "I read to him C.'s *Fire, Famine and Slaughter*; his praise was faint." Auch von Schelling berichtet Crabb Robinson ein Urteil über C. Er trägt am 28. August 1829[3] über ein Gespräch mit dem Philosophen in sein Tagebuch die Stelle ein: "He spoke of Coleridge and Carlyle as men of talent, who are acquainted with German philosophy."

Nicht viel später fallen die ersten Zeugnisse von Freiligraths Beschäftigung mit C. Denn das *Mindener Sonntagsblatt* berichtet in Nr. 37 (12. IX. 1830): Herr Freiligtag (sic!) in Soest habe eine Übersetzung von C.'s *ancient Mariner* übersandt, die aber wegen ihrer Länge nicht mitgeteilt werden könne.

Das stets wachsende Interesse an C. zeigt sich auch in O. L. B. Wolffs *Vorlesungen* (1832). Zwar spricht er nicht sehr ausführlich über den Dichter, aber es kommt dabei die rückhaltloseste Anerkennung für das Genie C.'s zum Ausdruck. Er sagt von ihm:

„Die ausgezeichnetste Eigentümlichkeit dieses Dichters ist die Zartheit und Tiefe seiner Empfindungen; keiner hat wie er die Falten des menschlichen Herzens durchspäht und die Stimme der Natur belauscht; er bezaubert daher durch die Wahrheit seiner Gefühle überall da, wo er sich nicht seiner Phantasie überläßt. Selbst die Unregelmäßigkeit und absichtliche Nachlässigkeit der Diktion und des Rhythmus geben seinen Poesien einen zauberhaften Reiz, denn aller Orten blickt der echte Genius hindurch. ... Wenn man seine Gedichte liest, so sollte man glauben, sie rührten von zwei Verfassern her, welche beide zwar gleich große Gaben besitzen, von

[1] Diary II 428.
[2] Diary II 437.
[3] Diary II 447.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

denen der eine aber im wildesten Rausche, der andere dagegen nur in Momenten der tiefsten und ruhigsten Empfindung dichtet, und die sich mitunter darin gefallen, gemeinschaftlich an demselben Werk zu arbeiten. Beide sind indessen Meister desselben großen Geheimnisses, sie verstehen, das Gefühl mit dem Schmucke der Einbildungskraft auszustatten."

Zum Schluß teilt Wolff noch das Gedicht *Love* mit als Beispiel dessen, was die Engländer Metaphysik der Liebe nennen, und was nach ihrem Urteil C. besonders trefflich darzustellen vermöge.

Eine ebenso große Wertschätzung C.'s spricht sich in einem Aufsatz im *Magazin* (1834 Nr. 134) aus, der durch C.'s Tod veranlaßt ist. Nach einer kurzen biographischen Skizze über C. heißt es da:

„Unter den Vertretern der neuesten Richtungen in der englischen Literatur behauptet Samuel Taylor Coleridge einen wesentlichen Platz; wer in den Herzen der Menschen fortlebt, kann nicht als tot betrauert werden, und in dieser Beziehung lebt C. und hat in der Tat in England eine geistige Existenz; denn was von ihm ausging, ist noch ein fortlaufender Strom in der gegenwärtigen englischen Literatur."

Aus diesem Jahre hat uns wiederum Robinson eine Bemerkung über den Dichter bewahrt[1]. Er traf Tieck in Heidelberg und sagt: "He spoke of Coleridge with high admiration and heard of his death with great apparent sorrow."

Auch im *Magazin* finden sich im nächsten Jahre (1835 Nr. 71) einige begeisterte Worte über C. bei Gelegenheit einer Besprechung seiner *Tischgespräche*. Seine Gedanken werden eine Kette von Gold und Diamanten genannt. Weiterhin heißt es:

„Immer ist C.'s Blick auf die Wahrheit, auf das Gute und Schöne gerichtet, und keiner hat dem modernen Materialismus unserer Zeit einen stärkeren Damm entgegenzusetzen gewußt. Aber die Natur dieses seltsamen Geistes war, wenn wir so sagen dürfen,

[1] Diary III 44.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

diskursiv; er hat kein einziges ganzes und vollständiges Werk hinterlassen und kein philosophisches System. Poet, Moralist, Metaphysiker, hat er viel mehr über alle Punkte seines und unseres Gesichtskreises, über alle Materien und Sujets lichtvolle Strahlen verbreitet, als das Ideal seiner Intelligenz im eigentlichen Sinne verwirklicht."

Ganz ähnlich spricht sich das *Conversationsblatt* 1835 Nr. 188 über C. aus. Nach einem Lob über des Dichters vielseitige künstlerische Betätigung sagt der Kritiker (es ist bemerkenswert, daß er sogar gegen das englische Urteil für C. Partei ergreift):

„Unter seinen Landsleuten galt C. für ein unverbesserliches Genie, das zu wild und unbändig ist, um etwas Rechtes aus ihm zu machen. Allein es gab doch große Männer, die besser wußten, wie sie mit ihm daran waren, Byron hielt große Stücke auf ihn und bewunderte sein Gedicht *Christabel* aufrichtig. Southey und Wordsworth waren seine Freunde. ... Soweit ich Coleridge kenne, habe ich immer eine wenn auch entfernte Ähnlichkeit zwischen ihm und unserem Magus des Nordens gefunden; andere mögen darüber anderer Meinung sein; aber ein günstigeres Urteil läßt sich über ihn schwerlich fällen."

Die *Tischgespräche* selbst werden eines der interessantesten und gediegensten Bücher genannt, die neuerdings im Englischen geschrieben worden.

Im folgenden Jahre veröffentlichte Freiligrath in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1836 (Nr. 64) eine Übersetzung von Coleridges *Ancient Mariner*, die er ja schon längere Zeit daliegen, an der er aber immer noch gefeilt hatte[1]. Die Tatsache, daß Freiligrath, wo immer er von englischer Literatur redet, es nie vergißt, C.'s Namen zu nennen[2], spricht dafür, daß er sich dauernd mit C. beschäftigte; das gleiche beweist die Übersetzung eines weiteren Gedichtes von C., der *Aufschrift auf eine Quelle auf der Heide*, im *Mindener Sonntagsblatt* 1837 (Nr. 9). Der in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* veröffentlichten

[1] Vgl. Brief an Schwab v. 16. Okt. 1835. Buchner I 160.

[2] Vgl. Brief an Merkel vom 29. Oktober 1833, Buchner I 113; Brief an Schwab 1835, Buchner I 149.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Übersetzung des *Ancient Mariner* schickt er eine ziemlich umfangreiche Einleitung voraus. Zunächst sagt er ein paar Worte über die Seeschule, als deren charakteristische Merkmale er angibt:

„Edle Simplizität in Form und Ausdruck (die bei C. selbst zuweilen in eine berechnete, aber den Leser gerade durch ihre Phantasie fesselnde Nachlässigkeit ausartet), hohes sittliches Gefühl, begeisterte Anpreisung häuslicher Tugenden und Freuden, vor allem aber ein glühender Enthusiasmus für ein mystisches Sich-Versenken in die Schönheiten der Natur, sind das Auszeichnende der See-Dichter: ihre Poesie ist Pantheismus."

Von C. selbst sagt er:

„C. ist ganz und gar Lakist, aber trotzdem ist er in hohem Grade poetische Individualität, zumeist wohl durch seine gewaltige Phantasie, deren wilder, häufig alle und jede Schranken toll durchbrechender Flug uns um so mehr in Erstaunen setzt, als er auf der anderen Seite zart, innig, selbst kindlich zu sein vermag."

Dann heißt es über den *Ancient Mariner*:

„Uns scheint das Gedicht hauptsächlich an einer zu breiten Behandlung des allerdings hochpoetischen Stoffs zu leiden." Doch wird Coleridge „einer der originellsten und anerkanntesten Dichter, die den Parnass unserer Tage bevölkern helfen," genannt.

Weiterhin sagt Freiligrath:

„Reichtum der Phantasie und Tiefe des Gefühls zeichnen ihn gleich vorteilhaft aus und machen ihn wie zu einer der gewaltigsten und hervorragendsten, so zu einer der liebenswürdigsten Erscheinungen in dem Kreise befreundeter Dichter, die man unter dem Namen der See-Schule zusammenfaßt."

Wie wir aus einem Brief an Künzel vom 4. Okt. 1838 ersehen[1], beschäftigte sich Freiligrath auch mit einer Übersetzung der *Christabel*, eine Aufgabe, mit der sich auch Künzel abgab. In einem anderen Brief an denselben Freund vom 21. Febr. 1839[2] sagt er: „Meine eigene Übersetzung ist nur fetzenweise geschrieben, und es fragt sich sehr, ob ich sie je vollenden werde." Dem Anschein

[1] Buchner I S. 288.
[2] Buchner I S. 298.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

nach ist das Werk wirklich nicht zu Ende geführt worden, denn es findet sich bei keinen der Veröffentlichungen, die Freiligrath als Übersetzer machte.

Die Jahre 1838 und 1839 bringen nur flüchtige Erwähnungen C.'s. Die eine im *Magazin* 1838 (Nr. 76) besteht in einer kurzen Biographie im Anschluß an die Werke *Das Leben des Samuel Taylor Coleridge* von James Gillmann; die andere aber gibt in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 83) unter dem Titel „Sündenbekenntnis zweier englischer Dichter" Briefstellen von Lamb und Coleridge über ihre Laster, geistigen Reizmitteln zu frönen, wieder. 1840 erscheint im *Morgenblatt* (Nr. 42) die Besprechung eines Buches *Einige Dichtungen von Samuel Taylor Coleridge und von Mrs. Landon-Maclean*, übersetzt im Versmaß des Originals von Krantz (1839):

„Durch Übertragung dieser höchst anziehenden und originellen Dichtungen hat sich Herr Krantz den Dank des deutschen Publikums verdient. In dem Talent des Sängers und der Sängerin ist etwas Verwandtes. In beiden herrscht eine tiefe Glut der Empfindung und etwas Phantastisches vor, das sich gern der Schwermut zugesellt; doch ist beim Mann alles wilder, abgerissener, schärfer, bei der Frau alles mehr sanfter in einem mild dämmernden Licht."

Das gleiche Buch wird in der *Eleganten Welt* 1840 (Nr. 89) besprochen, nur daß dieser Kritiker etwas anderer Meinung ist; denn er sagt:

„Sonderbar: In einem und demselben Buche Verse von Coleridge und von Miß Landon. Eiche und Gänseblümchen in einer Blumenvase. Unter jenen englischen Dichtern, aus welchen man die Eigentümlichkeiten der englischen Welt am besten kennen lernen kann, nimmt Coleridge einen der ersten Plätze ein. Das Grillenhafte des englischen Naturells erscheint in ihm poetisch verklärt, als phantastische Laune und bizarre Naturmalerei. Seine Phantasie geht oft ins Gigantische, wie die *Mähr vom alten Seemann* zeigt, zuweilen zeigt sie, wie in *Christabel*, mystisch flüsternd ein zartes, kaum faßbares Traumgebild. Weniger reich als seine Phantasie ist die Welt seiner Idee. Von deutschem Wesen, das C. durch seinen Umgang mit der deutschen Literatur in sich aufgenommen haben soll, ist in seinen Dichtungen kaum eine Spur zu finden."

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Im Verhältnis zu den sonstigen Beurteilungen C.'s in den dreißiger und vierziger Jahren ist eine Besprechung von C. im *Magazin* 1843 (Nr. 90) aus der Feder von Louise von Ploennies ziemlich ärmlich und hinterläßt den Eindruck, daß die Verfasserin kein rechtes Verhältnis zu ihm hat finden können. Oder sollte es am Ende darauf zurückzuführen sein, daß ihr — freilich nicht genannter, aber dennoch deutlich erkennbarer — Gewährsmann Jacobsen sie da ein wenig im Stiche läßt und ihr mit einem schlechten Beispiel vorangeht? Wie Jacobsen gibt auch Louise von Ploennies C.'s Gedicht *Love* wieder und beschränkt sich im übrigen darauf, seine Stoffe in einigen allgemeinen Worten zu charakterisieren.

Ein Vergleich der Geschichte von C.'s Bekanntwerden in Deutschland mit der etwa von Southey zeigt uns deutlich, daß beide ganz verschieden verlaufen sind. Lange war Coleridge in Deutschland fast unbekannt; als dann endlich — gegen Ende der zwanziger Jahre — sein Name mehr in die Öffentlichkeit drang, wurde ihm Bewunderung und Anerkennung in reichem Maße zuteil, die auch sein Tod nicht erstickte. Lange darüber hinaus, bis in die Gegenwart, hat sich das Interesse für den phantasievollen Dichter in Deutschland erhalten. Von den Mitgliedern der Seeschule ist es sicherlich Coleridge, für den in Deutschland das tiefste, wenn auch nicht breiteste Interesse vorhanden war und ist, und dies scheint nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß er doch weit origineller ist als Wordsworth und Southey, und daß er über eine glühende und kraftvolle Phantasie gebietet; ein Weniges mag zu alledem auch die Tatsache beigetragen haben, daß der Name Coleridge als der eines guten Kenners der deutschen Literatur, besonders aber auch als der des *Wallenstein*-Übersetzers[1] bekannt wurde, und so wieder das Interesse für Coleridge den Dichter neue Nahrung erhielt.

[1] Vgl. oben S. 27.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

3. Southey.

Vor 1811 scheint Southey in Deutschland nicht bekannt gewesen zu sein. Aber in dieses Jahr fallen mehrere Erwähnungen, wovon gleich die erste (*Morgenblatt* 1811 Nr. 47) ziemlich eingehend ist. Southey wird eingeführt als der Liebling der Engländer neben Scott und Campbell. Besonders wird betont, daß seine Anhänger — im Gegensatz zu denen der beiden anderen — ihm nicht aus politischen Gründen ihr Lob spenden, sondern ihn bloß „nach seinen Werken schätzen". Der unerschöpfliche Vorrat von Southeys Ideen und Bildern wird hervorgehoben, und zum Schluß sagt der Rezensent:

„Jeder Unbefangene muß gestehen, daß die beiden Gedichte *Thalaba the Destroyer* und *Madoc* sehr erhabene Kompositionen sind; nur vielleicht dann und wann zu erhaben für Geister, denen es an gleich kühnen Fittigen fehlt. Er verachtet alle vorhandenen Regeln der Dichtkunst, und seine Sprache wird oft so alltäglich und gemein, daß ein Mann, der so wie er, sie völlig beherrscht, dies schlechterdings absichtlich tun muß."

Im gleichen Zusammenhang und ebenso lobend wird Southey in der *Eleganten Welt* 1811 (Nr. 185) genannt; hier ist es sogar eine noch ehrenvollere Zusammenstellung, denn Southey wird als der dritte große Dichter neben Ossian und Scott bezeichnet. Wie die einleitende Bemerkung sagt, sind dies jedoch nur Notizen aus Pariser Journalen, die diese wiederum einem Privatschreiben aus Philadelphia entnommen hatten. Diese Quelle kann daher nicht als die allerbeste angesehen werden, aber es ist von Wichtigkeit, daß man in Deutschland, wo gerade Ossian

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

so tiefen Eindruck gemacht hatte, den Namen Southey in Verbindung mit diesem hörte, und es scheint, daß dieser erste Eindruck auch wirklich weiterwirkte; denn bis in die Mitte der zwanziger Jahre wird Southey recht häufig und ausführlich erwähnt, ganz abgesehen von einigen kurzen Notizen, die nur den Zweck haben, ein neues Werk von ihm anzukündigen[1], und die lediglich deshalb wichtig sind, weil so das Interesse für Southey nicht einschlief und sein Name nicht in Vergessenheit geriet. Meistens sind diese längeren Besprechungen sehr anerkennend, so anerkennend sogar, daß er stets, wie schon in den beiden angeführten Zeugnissen, mit den größten Dichtern seiner Zeit, wie Scott und Byron, zusammen genannt wird, oder daß er, als er sich später auf historischem Gebiet versucht, sogar über anerkannte Größen wie Hume gestellt wird.

„Ein Deutscher in London", der Verfasser eines Aufsatzes im *Morgenblatt* 1814 (Nr. 82), worin zum erstenmal nach Aufhebung der Kontinentalsperre über die bedeutendsten englischen Dichter berichtet wird, scheint ein besonderer Southey-Verehrer gewesen zu sein, denn er nennt Southey: „den gelehrtesten, hochfliegendsten lebenden britischen Dichter ... jedes seiner Worte enthält mehr oder weniger Gold aus seinen unerschöpflichen Minen."

Es scheint, daß Southey in Deutschland wirklich bekannt wurde und Anerkennung fand, denn dieses Zeugnis bleibt nicht vereinzelt, sondern auch die nächsten Jahre bringen lobende Bemerkungen über ihn; so bezeichnet ihn die gleiche Zeitschrift 1816 (Nr. 77) als einen der größten lebenden britischen Dichter; diesmal sind Scott und Byron die Genossen seines Ruhmes, und es wird im Anschluß an Scott über ihn das Folgende gesagt:

---

[1] Anzeige der *History of Brazil*: Morgenblatt 1811, Nr. 36; von *Roderick the Last of the Goths*, ibid. 1814, Beiblatt 4, wo er der „Hauptdichter der Briten" genannt wird; von *The Poet's Pilgrimage to Waterloo*: Jenaische Lit.-Ztg. 1816, Nr. 41.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Der ernstere und gefeiltere Southey ließ seinen *Roderick* erscheinen; da hat man mehr zu denken; er weiß die Phantasie zu bändigen, und nebenbei besticht er durch Gelehrsamkeit. Sein Publikum ist nicht zahlreich, aber erlesen und von großem Gewicht.“

Eine Kritik des *Morgenblattes* 1817 (Lit.-Bl. Nr. 7) ist auf denselben Grundton von Anerkennung und Bewunderung gestimmt. Southeys *Lay of the Laureate* wird hier besprochen und es heißt da:

„Dieser gelehrte und genialische Dichter kann nichts ganz Schlechtes liefern. Ob nun wohl die Meinungen über das Verdienst des vorliegenden Produkts etwas geteilt sind, so begehrt doch kein Unparteiischer zu leugnen, daß die Hand des Meisters im ganzen unverkennbar sei.“

Mehr noch als Southeys poetische Werke finden seine späteren politischen und historischen in Deutschland Anerkennung; und wenn auch gelegentlich sein Standpunkt getadelt wird, so wird doch meist sein Streben nach Objektivität hervorgehoben, und es wird nie unterlassen, die Schönheit seiner Sprache ausdrücklich zu betonen. Etwaige Mängel werden als etwas, was man von ihm nicht erwartet hat und gewohnt ist, erwähnt. Aber die dichterische Tätigkeit seiner Jugend wird fast ganz ignoriert.

Die erste längere Besprechung eines nichtpoetischen Werkes von Southey ist die der *Letters from England by Don Manuel Alvarez Espriella* (London 1807) in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1817 (Ergänzungsblätter Nr. 37). Der Rezensent bedauert, daß ihm erst die 3. Auflage bekannt geworden ist, und er sagt: „Es ist Rezensent kein Werk bekannt, worin England und das Tun und Treiben seiner Bewohner mit so lebhaften Zügen geschildert wäre, als in dem gegenwärtigen,“ und er hält es daher für der Mühe wert, dasselbe durch eine umständlichere Anzeige dem deutschen Publikum bekannt zu machen. Nun wird Southey als der Verfasser genannt, und es werden einige Bemerkungen über sein Leben und seine Werke gemacht:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Seine Kenntnisse, seine Beobachtungsgabe, seinen Fleiß im Forschen, sein Talent im schönen und zugleich treuen Darstellen beurkunden seine *Letters, written in Spain and Portugal*, seine *History of Spain* und insbesondere seine *History of Brazil* (3 Vol. 1810 bis 1819), das beste Werk, was über Brasilien existiert."

Schließlich sagt der Rezensent, daß das Buch auch in Deutschland recht viele Leser verdiene.

Es ist ein Zeichen für Southeys wachsendes Bekanntwerden in Deutschland, daß schon im Jahre 1818 eine Übersetzung der *Letters from England* erscheint. Sie wird in der *Eleganten Welt* unter dem Titel *England und die Engländer* angezeigt, und Southey wird wegen seiner großen Freimütigkeit bei der Besprechung englischer Zustände gerühmt. Weiterhin heißt es:

„Sein Vortrag hat etwas Anziehendes, durch eine gewisse Lebendigkeit, Kürze und Anschaulichkeit. Er entwirft oft mit wenigen sprechenden Zügen sehr treffende Gemälde. ... Wer schnell einen belehrenden Überblick über England zu erhalten wünscht, wird das Buch nicht ohne Nutzen gebrauchen."

Schon 1817 bringt die *Jenaische Lit.-Ztg.* (Intelligenzblatt 51) eine kurze Anzeige des 2. Teils der bereits erwähnten *History of Brazil*, worin Southeys eifriges Sammeln von Material und seine verständige Verwendung desselben gerühmt wird. Wir erfahren auch, daß dies eines seiner Werke sei, die das englische Publikum am besten aufgenommen.

Im Gegensatz dazu behauptet ein anderer Rezensent der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1818 im Intelligenzblatt Nr. 66, daß Robert Southeys *Geschichte von Brasilien* unter seinen Landsleuten die Popularität noch nicht erhalten habe, auf welche sie mit wohlgegründetem Recht Anspruch machen könne. Doch liege dies wohl mehr am Gegenstand, als an vom Verfasser in der Ausführung selbst begangenen Fehlern. Schon ein Vergleich mit der oben angeführten Bemerkung zeigt, daß diese Auffassung wohl nicht ganz richtig ist, doch sie ist insofern wichtig, als sie

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

anscheinend die Frucht einer eingehenden Beschäftigung mit Southey ist, und als sie eine kräftige Parteinahme für ihn, sogar gegen das Urteil der Engländer, darstellt. Im weiteren Verlauf des Artikels wird besonders noch Southeys Gerechtigkeit, hauptsächlich gegen die Jesuiten, lobend betont.

Wenig besagt dagegen das ungünstige Urteil eines Rezensenten des *Literaturblattes* (1819; Nr. 7) über Southeys *History of Brazil*, der er Mangel an Pragmatismus und zu große Ausführlichkeit in Nebenumständen vorwirft, und die er „nichts als eine chronologische Zusammenreihung einzelner Vorfälle ohne allen sonstigen Verband" nennt. Der Wert dieser Einzelstimme wird dadurch noch vermindert, daß das *Literaturblatt* schon 1820 (Nr. 101) gewissermaßen als Berichtigung ein englisches Urteil anführt, in dem es heißt: „Als ein sehr gründliches, wiewohl zu breit angelegtes Werk wird die *Geschichte Brasiliens* von Southey im Lande selbst geehrt."

Alle diese der Mehrzahl nach lobenden und ehrenden Erwähnungen Southeys scheinen das Interesse der Gebildeten in Deutschland auf ihn gelenkt zu haben. Doch hat auch hier wieder Crabb Robinsons Werbetätigkeit eingesetzt, wie wir aus einem Briefe Knebels an Goethe vom 30. Aug. 1818[1] erfahren. Wir lesen da:

„Robinson brachte einen Schatz von poetischer englischer Literatur mit, die wir jetzt täglich mit einander studieren. Am meisten zieht mich ein Gedicht von Southey an, das aus zwei Bändchen besteht und *The Curse of Kehama* heißt. Es ist mir kaum denkbar, wie ein Mann, der selbst nicht in Indien gewesen, sich so in den Geist, in die Sitten und Gebräuche dieses Volkes versetzen kann. Seine Phantasie ist, ohne durch zu vielen Zauber zu ermüden, immer kräftig und blühend; seine Sprache — soviel ich davon zu urteilen vermag — vortrefflich und durch den schönen Vortrag unseres Freundes noch reizender. Sollte mir, wie ich hoffe, der gute Robinson diese Büchlein hinterlassen, so wirst auch Du Deine Freude an dem seltenen Gedichte haben."

[1] Diary II. 248 f.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Leider ist uns Goethes Urteil über das Werk nicht bekannt; dagegen ersehen wir aus Knebels Briefwechsel mit Frau von Schiller, daß es bei ihr lebhaftes Interesse erweckte. Sie schreibt am 14. Nov. 1818[1]:

„Frau von Schardt hat mir neulich aus den englischen Romanzen eine Stelle, die sie abgeschrieben, gelesen, aus der Geschichte des blinden Kindes, das in einer Muschel sich in das Meer wagt[2]. Es hat mich sehr interessiert. Wenn Sie diese Romanzen einmal auf acht Tage entbehren könnten, so würden Sie mich sehr erfreuen."

In einem anderen Briefe Frau von Schillers an Knebel vom 28. XI. 1818 heißt es mit Bezug auf dieselbe Stelle, doch gleichfalls ohne Nennung des Dichternamens:

„Auch den englischen Dichter lege ich bei und würde mich sehr freuen, wenn Sie mir den folgenden Teil auch bald sendeten, der mich aus der Götterwelt wieder zur Erde bringen wird. Es sind sehr schöne Gefühle darin ausgesprochen, und der Dichter, der sich alles poetisch vorstellen kann, ist wohl selig zu preisen. So ist mir das fallende Laub, mit welchem das Kätzchen spielt, und der Dichter die höchste Beziehung daraus nimmt, ein sehr interessanter Gegenstand und zeugt von des Dichters eigener Gabe, in allem höheren Bezug zu finden. Das ist nicht immer der Fall bei unseren jetzigen Dichtern. Das blinde Kind ist mir sehr rührend. Auch dieses Spiel deutet weiter. Sind wir nicht alle wie das blinde Kind in eine Schale gestellt, in der wir uns mit der Welt herumtreiben und die inneren Anschauungen oft das beste sind! Ich hätte weinen mögen, wie das Kind die Wellen schlagen hört, die Ströme rauschen, und immer fortstrebt und aufgehalten wird, wo es alsdann an nichts mehr sich ergötzt und ergötzen kann im Leben. Das ist recht schön empfunden."

Diese Briefstellen sind recht bedeutungsvoll; denn es ist für Southey ein nicht geringes Lob, daß zwei Menschen wie Knebel und Frau von Schiller sich eingehend mit ihm beschäftigen und Worte des Lobes für seine Dichtung haben.

---

[1] S. 431 f.

[2] In Southeys Gedicht *The Curse of Kehama*.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

So war Southeys Name in Deutschland schon ziemlich bekannt, als in Jacobsens Briefen (1820)[1] der erste ausführliche Aufsatz über ihn erschien, der sein poetisches Schaffen zusammenfassend behandelte. Jacobsen gibt zunächst einige biographische Bemerkungen, dann den begeisterten Bericht eines Herrn Kemperhausen über einen Besuch bei Southey; es folgen eine Reihe von Auszügen aus englischen, zumeist sehr anerkennenden Kritiken über ihn, und schließlich werden noch Proben aus *The Curse of Kehama* und aus *Roderick* mitgeteilt, sowohl im Original als auch in deutscher Prosa. Eine eigene Kritik versagt sich Jacobsen, abgesehen von einer Bemerkung, die er im Anschluß an die Proben aus *Roderick* macht:

„Sie werden aus diesen Auszügen finden, daß sich ein finsterer Schatten über das ganze Gedicht verbreitet. Es ist dennoch voller Schönheiten, und der Versbau ist leicht und melodisch."

Nach 1820 finden wir nur noch wenige Bemerkungen über poetische Werke Southeys. Ein solches, *The Vision of Judgement*, wird 1821 in der Mainummer des *Weimarischen Journals* besprochen und darin „teilweise geistvoll und poetisch, öfter verworren und unbefriedigend" genannt, und schließlich wird das Urteil gefällt, „daß das Buch den schriftstellerischen Ruhm des Verfassers schwerlich vermehren werde." Doch dieser Kritiker sollte nicht durchaus recht behalten; denn die literarische Fehde mit Byron, die sich an *The Vision of Judgement* anschloß, hat wohl auch einen Teil zu Southeys wachsendem Bekanntwerden in Deutschland beigetragen, wenn sie auch nicht dazu angetan war, ihm Ruhm zu erwerben. Manche scheinen sogar erst hierdurch auf Southey aufmerksam geworden zu sein; dies dürfen wir z. B. von Heine annehmen, der Southeys Namen nur in diesem Zusammenhang nennt[2].

---

[1] Brief X und XI.

[2] Vgl. Schalles, S. 11.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Auf den Dichter Southey weist auch die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1821 (Nr. 323) hin, indem sie ihn dem Publikum und den Übersetzern an Stelle von Byron empfiehlt.

Bei der Ankündigung eines anderen poetischen Werkes von Southey, der *Tale of Paraguay* (1825), im *Literaturblatt* 1824 (Nr. 66) ist nur die eine Bemerkung beachtenswert: „Southey, der gekrönte (von der einen Partei mit Lorbeeren, von der andern aber mit Disteln): wir denken, er verdient weder das eine noch das andere.“ Das hier angekündigte Werk hat jedoch in Deutschland nirgends die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; nur ein paar Jahre später finden wir es im *Literaturblatt* 1826 (Nr. 38) erwähnt als weit unter allem stehend, was Southey früher geleistet habe, als schwach in der Erfindung und schwerfällig in der Ausführung.

Mehr jedoch als Southey der Dichter beherrscht in diesen Jahren Southey der Historiker das öffentliche Interesse. Eine eingehende Beurteilung der *History of the Paeninsular War* (1823—1832) im *Conversationsblatt* 1823 (Nr. 232) ist bemerkenswert, weil der Kritiker selbst sagt, er behandle das Werk so ausführlich, weil schon gleich nach seinem Erscheinen eine Verdeutschung angekündigt worden sei. Der Umstand, daß ein Verleger in einer Übersetzung des Werkes ein gutes Geschäftsobjekt sah, zeugt uns dafür, daß Southey in Deutschland damals recht bekannt und geschätzt war. Der Verfasser des genannten Artikels tadelt den schroffen antirevolutionären Standpunkt Southeys, wodurch die sonst geschickte und treffliche Darstellung geschmälert werde. Weiterhin sagt er — und dies interessiert uns bei dem Dichter Southey ja am meisten —:

„Der Reiz seiner Darstellung ist in hohem Grade anziehend, seine Schreibart klar und einfach, aber würdig und dem Gegenstand angemessen, ohne falschen Schmuck, ohne Geziertheit.“

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ebenso ausführlich und wichtig ist eine Besprechung des gleichen Buches im *Conversationsblatt* 1827 (Nr. 141). Der Rezensent sagt darüber:

„Dies Werk eines als Poeta laureatus wohlbekannten Schriftstellers wird von englischen Kritikern, wie wir glauben mit vielem Recht, als vorzüglich gerühmt und den klassischen Geschichtswerken der Engländer an die Seite gesetzt. An Umfang und Auswahl der Nachrichten und klarer und praegnanter Darstellung und an Reiz der Diktion kommt kein Werk über diese Periode der modernen Geschichte bei den Engländern diesem Buche gleich; das Talent des Verfassers zeigt sich in diesen Eigenschaften auf das hervorstechendste.“

Recht spärlich und wenig anerkennend sind die Bemerkungen ausgefallen, die Adrian (1828) in seinem Buch[1] über Southey macht. Er sagt von ihm, er sei ein vielseitig gebildeter und reich begabter Dichter, der aber mit den ihm anvertrauten Pfunden schlecht hausgehalten habe. Die *Johanna d'Arc* habe mehr wegen ihres politischen als wegen ihres poetischen Gehalts interessiert; *Thalaba* sei als episches Gedicht verfehlt, und *Roderick* ermüde durch die durchgehende Feierlichkeit; auch die *Vision of Judgement* bekommt einen Seitenhieb. Adrian gibt Southeys Balladen bei weitem den Vorzug vor seinen größeren Werken, besonders auch, weil sich Southeys Vorliebe für alte Wörter und Wendungen hier noch am besten ausnehme.

Sehr belangreich ist die Charakteristik, die Wolff (1832) von Southey gibt. Er reiht ihn ein nach Byron, Moore, Scott, denen er hinsichtlich des Reichtums an schöpferischer Phantasie nicht nachstehe, nur daß ihm ihre Ruhe, Klarheit und Besonnenheit fehle. Nun läßt Wolff einige Lebensdaten folgen. Darnach sagt er über den Dichter:

„Hinsichtlich des moralischen Werts seiner poetischen Leistungen gehört Southey zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern; er

[1] Kapitel X.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

würde der ersten einer überhaupt sein, wenn seine übrigen Eigenschaften als Dichter sich auf gleicher Stufe befänden.“

Doch er fährt schmeichelhafter fort:

„Die Eigenschaften, welche Southey als Dichter auszeichnen, sind Reichtum der Phantasie, Geist, Lebendigkeit, Witz und Gefühl, aber es fehlt ihm an Ruhe und Besonnenheit; er läßt sich zu sehr vom Augenblicke hinreißen, und gibt zuviel auf den ersten Eindruck. Er glänzt zu oft auf Kosten der Wahrheit, und bleibend ist daher fast keine seiner Gestalten. Mit großem Geschick weiß er alles zu behandeln, aber da er, gleich manchem Schauspieler, mehr auf den Effekt hinzuarbeiten, als der Natur zu folgen sucht, so opfert er leicht Einfachheit und Klarheit auf, um zu seinen Zwekken zu gelangen. Zwar sind ihm Geschmack, Erfindungskraft, Gabe der Überredung nicht abzusprechen, doch weiß er sie nicht immer recht anzuwenden. .... Besonders gefällt er sich im Ungewöhnlichen, Excentrischen, Außernatürlichen und benutzt seine Gaben gern, um Grausen und Schrecken zu erregen. .... Überhaupt ist Southey eigentlich mehr ein Talent als ein Genie, obwohl es ihm nicht ganz an schöpferischer Kraft fehlt. Er ist vollkommener Herr der Sprache, aber mehr ihr launenhafter Tyrann, als ihr wohlwollender Gebieter.“

Dann wird *Roderick*, als das beste von Southeys größeren Gedichten besprochen, und schließlich wird noch als Probe eines seiner besten Gedichte, *The Rose*, sowohl im Original als auch in deutscher poetischer Übertragung abgedruckt. Nur eine kurze Bemerkung weist auf Southeys Bedeutung als Prosaiker, speziell als Historiker, hin. Als Stilist wird er der erste der lebenden Dichter genannt.

Trotz der mancherlei Aussetzungen können wir in Wolff einen Verehrer der Southeyschen Kunst erkennen; denn seine Kritik ist nur deshalb so streng, weil es ihm scheint, als ob der Dichter nicht alles erreicht hätte, wozu ihm seine Gaben die Möglichkeit gegeben hätten.

In den nächsten Jahren werden eine Reihe von historischen Werken besprochen, so 1833 im *Magazin* (Nr. 57 bis 59) die *Geschichte der britischen Seemacht*. Das Buch wird den Lesern empfohlen, doch wird hier die Kahlheit

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

des Stils und der pietistische Ton getadelt. Eine Inhaltsangabe mit reichlichen Auszügen macht die Leser mit dem Werk bekannt.

In der gleichen Zeitschrift 1837 (Nr. 40) wird bei Besprechung von Southeys Buch *Graf Essex und Sir Walter Raleigh* sein *Leben Nelsons* als die trefflichste Biographie bezeichnet, deren irgend eine Sprache sich rühmen kann, wie dies ja noch heute das englische Urteil über diese Biographie ist. Die Kritik über *Graf Essex* beschließen die Worte:

„Wir nehmen von dem gehaltreichen und wichtigen Buche Southeys freundlich Abschied und empfehlen es nicht bloß künftigen Geschichtsschreibern als ein wohl zu nutzendes Hilfsmittel, sondern auch vornehmlich den Lesern, die bei Hume und dem Heer seiner Nachtreter nach etwas nahrhafterer Speise begierig geworden sind."

Gleichfalls aus den dreißiger Jahren stammen einige Bemerkungen Freiligraths über Southey, der sein Interesse schon früh erweckt hatte, gehört er doch mit zu den Dichtern, von denen er einiges in seiner Soester Zeit übersetzte[1]. Trotzdem sagt er in einem Brief an Heinrich Künzel vom 4. Okt. 1838, daß ihn Southey weniger anziehe als Byron, Moore, Coleridge, Scott, Wordsworth, obwohl er ja auch einige längere Bruchstücke aus Southeys *Thalaba the Destroyer* übersetzt habe. Diese Bruchstücke waren schon im vorhergehenden Jahre in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1837 (Nr. 61 ff.) veröffentlicht worden, und Freiligrath hatte sie mit einigen Worten eingeleitet, die schon seine etwas kritischere Stellungnahme zu Southey erkennen lassen:

„Schöne Einzelheiten sind dem Werke sicher nicht abzusprechen, und es läßt sich zumal nicht leugnen, daß Southey das Malerische des Schauplatzes, auf dem er seine Geschichte vorgehen läßt, trefflich auszubeuten und dabei seine reiche Phantasie ins

[1] Nach Ausweis eines Briefes an Schwab 1835; vgl. Buchner, I. S. 149.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

vorteilhafteste Licht zu stellen gewußt hat. Das Ganze dagegen als solches betrachtet, leidet, wie so vieles Andere von Southey und seinen Freunden, an einer trostlosen Breite und Weitschweifigkeit, welche namentlich dem deutschen Leser die Lektüre verleiden dürfte, und deren Monotonie selbst durch das mit Absicht unregelmäßige Metrum, welches Southey als die umrahmende Arabeske seiner arabischen Erzählung angesehen wissen will, wenig gebessert wird."

Trotz dieser nicht allzu lobenden Kritik konnte es sich Freiligrath doch nicht versagen, die Früchte seiner früheren Beschäftigung mit Southey dem Publikum darzubieten; so brachte er in der Ausgabe seiner Gedichte von 1838 zwei Gedichte von Southey: *Der Inchcap-Felsen*, vorher schon gedruckt in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1837 (Nr. 42), und *Die Stechpalme*, und in dem Band Übersetzungen von 1846 vermehrte er sie noch um zwei und fügte die Bruchstücke aus *Thalaba* hinzu.

Philarète Chasles, der französische Kritiker, weist das Publikum in einem Aufsatz, der im *Magazin* 1840 (Nr. 45) in Übersetzung wiedergegeben wird, nachdrücklich auf den Dichter Southey hin; er sagt:

„Robert Southey ist ein seltener Geist; von Natur fruchtbar, feurig und tief, ist er durch eine unaufhörliche Fortbildung bereichert und nicht unter der Last des Alters zusammengeschrumpft. Er hat seinen Glanz, seine Kühnheit, seine Üppigkeit, seine epischen Bestrebungen, sein universelles Utopien eingebüßt, er blieb aber tätig, zart, träumerisch, nachdenklich und gelehrt."

Wiederum eine Würdigung des Dichters Southey findet sich im *Magazin* 1843 (Nr. 85) in einem Aufsatz von Louise von Ploennies. Nach der Wiedergabe einer Kritik der *Edinburgh Review* stellt sie Southeys Effekthascherei der Einfachheit Wordsworths gegenüber; bei genauerer Beschäftigung mit den Werken Southeys findet sie eine Verwandtschaft mit Freiligrath, weil beide Dichter es lieben, ihre glühende Phantasie in tropische Länder schweifen zu lassen; ja sie vergleicht Southey sogar mit Heine wegen der beiden gemeinsamen Absichtlichkeit und

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Künstelei; dann führt sie Proben aus seinen poetischen Werken an, in deutsche Verse übertragen. Auch sie hält, wie Wolff, Southeys kleinere Gedichte für die besten, und besonders hebt sie die Schönheit seiner Sprache und die Vollendung seiner Verse hervor. Eine Bemerkung, die sie über Southeys politische Stellung macht, beruht, bei sonst anscheinender Kenntnis des Dichters, auf grober Unkenntnis, denn sie weiß nicht, daß Southey seit Abfassung der *Jungfrau von Orleans* seine politische Gesinnung gründlich geändert hat und hält es für eine gewaltige Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen, daß man keinen Anstand genommen, ihn zum poet laureate zu machen.

Auch in den Jahren nach seinem Tode (1843) wird Southey noch als historischer Schriftsteller öfters genannt, so im *Magazin* 1844 (Nr. 127) als Verfasser der *Geschichte Oliver Cromwells*, wo gesagt wird: „Dieses *Leben Cromwells* ist vielleicht eine der besten Biographien, die bis jetzt über den Lord Protector erschienen.“ Ganz ähnlich spricht sich über diese Biographie ein Kritiker im *Literaturblatt* 1847 (Nr. 43) aus; er nennt sie bedeutend für die eigentliche Charakteristik des großen Lord Protectors und sehr lesenswert.

Aus dem vorstehenden Überblick ersehen wir, daß Southey sich von seiner ersten Erwähnung (1811) an, wohl auf Grund seiner anerkannten Stellung in England, in Deutschland eines gewissen Ruhmes erfreute, wobei vielleicht der Umstand mitwirkte, daß seine literarische Fehde mit Byron auch in Deutschland beachtet wurde. Dieser Ruhm unterlag fast keinen Schwankungen und hielt sich immer auf ungefähr derselben Höhe, indem später das Interesse für seine Gedichte auf seine historischen Werke übertragen wurde; doch eine wirkliche Begeisterung ist ebenso wenig zu bemerken wie tatsächliche feindliche oder gehässige Äußerungen über ihn. Von Anfang an referieren die deutschen Zeitschriften gewissenhaft über

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

die poetischen wie auch später über die historischen Werke Southeys, sobald sie erscheinen; ob diese Werke auch tiefer ins Publikum gedrungen sind, läßt sich nicht feststellen, wenn man nicht den Umstand, daß der *Don Manuel Espriella* und die *History of the Paeninsular War* schnell ins Deutsche übertragen wurden, als einen Beweis des allgemeineren Interesses ansehen will, das man Southey als Prosaschriftsteller und namentlich als Historiker in Deutschland zweifellos in weit höherem Maße entgegenbrachte wie als Dichter. Demgegenüber steht jedoch die Tatsache, daß bei gründlicheren Besprechungen seiner Werke, wie bei Jacobsen, Wolff, Freiligrath, Louise von Ploennies, gerade die historischen unerwähnt bleiben oder doch nur ganz nebenbei erwähnt werden.

Die Erklärung für diese Erscheinung, daß Southeys Dichtung, die doch in England eine Zeit lang ganze Begeisterungsstürme entfachte, in Deutschland keine dauernde Aufmerksamkeit zu erregen vermochte, dürfte wohl wie bei allen Anhängern der Seeschule in dem liegen, was wir schon bei Wordsworth festgestellt haben, daß diese Art Kunst für Deutschland nichts Neues brachte und für etwas beinahe schon Veraltetes doch nicht wertvoll genug war.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

4. Scott[1].

Das früheste Zeugnis über Scotts Poesie, das uns in Deutschland bekannt geworden ist, findet sich in einem Brief Jakob Grimms an Georg Friedr. Benecke vom 11. August 1811[2]; mit dem Brief zugleich schickt er Scotts *Lady of the Lake* (Edinburgh 1810) und schreibt:

„Wie Sie sehen, habe ich nur erst die Noten dazu und noch nicht das Gedicht selbst gelesen, ob ich gleich Scotts eigene Poesie gar nicht verachte und sie in vieler Hinsicht den Beifall verdienen muß, der ihr in England reichlich zu teil zu werden scheint.“

Daß Scott gerade in den Kreisen der Philologen zuerst Aufsehen erregte, erklärt sich aus seiner Publikation *The Minstrelsy of the Scotch Border*, die ihnen bekannt war; so schreibt J. Grimm[3] am 10. April 1810 an Benecke:

„Den zweiten Band dieser weit über Percy stehenden Volksliedersammlung hat mir ein guter Freund verschafft, um so mehr wünsche ich auch den ersten und dritten zu lesen,“

und am 28. XI. 1812 schreibt er an denselben:

„Von Scotts Minstrelsy habe ich nur die vierte Edition. ... Wie schnell vier Auflagen; und vom (wohlfeileren) Percy in der

[1] Über die Aufnahme Scotts in Deutschland vgl. auch: Dr. Karl Wenger: *Historische Romane deutscher Romantiker.* Untersuchungen über den Einfluß W. Scotts. Untersuchungen z. neueren Sprach- und Lit.-Geschichte. Hrsg. v. Walzel. Heft 7.

[2] Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie, hrsg. von Dr. Rudolf Baier, Leipzig 1901.

[3] Briefe der Brüder Grimm an Gg. Friedr. Benecke, 1808—1829, hrsg. v. Wilh. Müller, 1889.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ganzen Zeit nicht mehr! Ein Beweis für die Vorzüglichkeit der schottischen Sammlung, die doch weniger Lieder enthält.“[1]

Schon im gleichen Jahre (1811) widmet das *Morgenblatt* (Nr. 147) in einer Übersicht über die lebenden englischen Dichter Scott seine Hauptaufmerksamkeit. Noch ist es nur der Dichter der Versromanzen, der uns vorgeführt wird. Wir hören, daß er der Lieblingsschriftsteller des englischen Volkes ist, und der Berichterstatter sucht die Frage zu lösen, warum er es ist, denn weder in Erfindung seiner Fabel, noch in der Charakterschilderung übertreffe er Southey oder Campbell, komme ihnen höchstens gleich, und dennoch sei seine Popularität viel größer als ihre. Schließlich findet er die Lösung in der Gefälligkeit des Vortrags, der geheimen Kunst, die eben der beliebte Schriftsteller besitze, und mit welcher er dem gesunden Verstand und der Kritik oft Trotz biete. Es muß uns an dieser Kritik eigentümlich berühren, daß schon hier, wo noch nicht der Romanschriftsteller Scott vor uns steht, dem nachdenklichen Beurteiler seiner Werke sich die Frage aufdrängt, woher denn eigentlich diese ganz erstaunliche Popularität komme, und daß schon hier die seltene Erzählerkunst als des Rätsels Lösung betrachtet wird.

Noch aus dem gleichen Jahre stammt eine rein anzeigende Notiz in der *Eleganten Welt* 1811 (Nr. 185), worin Scott der „Liebling des Publikums, der Abgott des neuen englischen Parnasses“ genannt wird. Die nächsten Jahre bringen nur flüchtige Erwähnungen, so eine Ankündigung von *The Lord of the Isles* (1815) im *Morgenblatt* 1814 (Nr. 280), in der es heißt:

„Der Ruhm gleichzeitiger Dichter hat ihm keinen Abbruch getan; seine neuen Produkte sind jedesmal schon zu zwei Dritteln

[1] Wie wir aus dem oben zitierten Briefband (S. 81 und S. 83) ersehen, stand Scott sogar in wissenschaftlichem Briefwechsel mit diesen Gelehrten.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

vor der Erscheinung verkauft und die älteren werden immer fort wieder aufgelegt."

Das *Weimarische Journal* legt als eine der ersten Zeitschriften seinen Lesern verdeutschte Proben aus Scott vor. 1815 erscheinen in der Märznummer Teile aus *The Lady of the Lake* in deutscher Übersetzung mit einer Einleitung.

Ein Urteil über die poetischen Werke Scotts finden wir auch in Platens Tagebuch[1] unterm 4. IV. 1817. Er hatte gerade die zweibändige Sammlung englischer Dichter von Wiedemann gelesen[2] und schreibt darüber: „Die vorzüglicheren Poeten dieser beiden Sammlungen sind Lord Byron, Walter Scott und Thomas Campbell"; aber er fährt fort:

„Walter Scott ist nur in Balladen glücklich, denen er zuweilen einen einfach altertümlichen Anstrich zu geben weiß. ... Das epische Gedicht von Walter Scott *The Lady of the Lake* hat in England viel Aufsehen gemacht; ich war nicht so glücklich, in seinen Wert einzudringen. Schon das Versmaß (vierfüßige Jamben ohne Kettenreime) ist ein unerträgliches Geklingel, besonders in der etwas schwerfälligen englischen Sprache. ... Das ganze Gedicht *The Lady of the Lake* in 6 Gesängen verliert sich besonders in episodischen Beschreibungen und hat gar keine Handlung. Nicht einmal der Titel wird gerechtfertigt, denn es könnte ebensogut jeden andern Namen führen. Die vielen Lieder, die darin zerstreut sind, scheinen mir in hohem Grade matt und nichtssagend, bloße Reimerei."

Fast belustigend wirkt auf uns die erste Erwähnung der Scottschen Romane, lesen wir doch im *Morgenblatt* 1816 (Nr. 95):

„Der Roman *Waverley* brachte dem Verfasser so viel Beifall zu wege, daß er dadurch bewogen, in sehr kurzer Zeit zum zweiten Mal um die Gunst des Publikums warb, und *Guy Mannering* erscheinen ließ. Aber es zeigte sich, daß er nur eine neue Brühe zu Markte brachte, und daß seine Schüssel im Grunde die vorige war,

---

[1] Tagebücher, S. 751.

[2] 2 Bde. Kiel 1815 und 1816.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

schottische Szenen und schottisches Platt! So etwas mochte seinen Landsleuten gefallen, aber die Engländer wendeten den Rücken!“

Nachdem die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1816 schon verschiedene bedeutungslose Notizen über Scotts Romane gebracht hat, zeigt sie im Intelligenzblatt 42 den *Antiquary* an, doch findet der Kritiker nichts Bemerkenswertes an diesem Buch und schließt seinen Artikel mit der Nachricht, es sei eingestanden, daß Scott keinen Anteil an dem Roman habe.

Es überrascht uns und ist bemerkenswert, daß man noch 1818 über Scott in Deutschland das folgende schreiben konnte, was wir in der Mainummer des *Weimarischen Journals* finden:

„Bei der übergroßen Aufmerksamkeit der Deutschen auf alle Ereignisse der fremden Literatur ist zu verwundern, daß der beste jetzt lebende englische Dichter, Walter Scott, so wenig unter uns bekannt und noch fast gar nicht im deutschen Kleide erschienen ist. Seinem Zeitgenossen, dem weit bekannteren Lord Byron, ist schon diese Ehre widerfahren, aber ich kann nicht glauben, daß er diese Ehre vor Walter Scott verdienen sollte. Die Dichtungen Walter Scotts verdienen nicht allein ihres inneren Wertes halber, uns Deutschen bekannt zu sein, sondern es ist auch eine Ungerechtigkeit unseres Gerechtigkeit liebenden Volkes gegen den Dichter selbst, ihn nicht zu kennen oder kennen lernen zu wollen, ihn, der selbst nach allen Nachrichten ein großer Verehrer der deutschen Literatur ist.“

Freilich gibt der Kritiker dann später zu, daß der Roman *The Astrologer* schon von Lindau übertragen worden und sagt auch einige anerkennende Worte über das Werk, aber er fährt fort:

„Von Walter Scotts eigentlich größeren Dichtungen ist aber noch nichts bekannt geworden.“

Wir sehen, die poetischen Werke Scotts gelten diesem Kritiker noch als dessen Hauptwerke.

Schon aus dem Jahre 1819, noch bevor in der Zeitschriftenkritik Scott als Romanschriftsteller seinen höch-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sten Ruhm erreicht oder man gar angefangen hatte, schon allerlei Mängel an seinen Romanen aufzudecken, stammt der bekannte Ausspruch Tiecks über Scott. Am 15. II. 1819 schreibt er an Solger[1]:

„Sie haben mir noch kein Wort über *Waverley* und die andern Romane gesagt, worauf ich so begierig war. Wie wenig fehlt diesem Meister, um ein Poet zu sein, und wie ist dieses wenige, was fehlt, doch mehr als sein ganzes großes Talent, und wohl etwas, was in unsern Tagen keinem Engländer vergönnt sein dürfte, ihm so wenig wie Byron, so gewaltig auch dieser Geist ist, doch nur, wie ich glaube, um sich zu zerstören."

Solger stimmt Tieck in seiner Antwort bei und begründet sein Urteil ausführlicher:

„Es hat mich vieles darin[2] aufs höchste überrascht: ich hätte es einem jetzigen Engländer nicht zugetraut. Wie stimme ich aber so ganz in Ihr Urteil ein, daß dem Verfasser nur wenig zum wahren Dichter fehlt, und dies Wenige doch am Ende das ist, was den wahren Dichter macht! Vortrefflich, ja bewunderungswürdig ist die Gabe der Darstellung. Sie zeigt sich aber erst recht glänzend, nachdem der Held in Schottland angekommen ist. Das Trinkgelage beim Baron of Bradwardine, die Wanderung zum Donald Beau Lear, die Schlacht sind Stücke, die dem größten Dichter Ehre machen würden, und doch fühlt man schon in diesen Darstellungen, daß das Talent nicht ganz im höchsten Sinne geleitet wird, an der übergroßen Ausführlichkeit und Mikrokologie. Eben dasselbe, sowohl Gute wie Böse ist zu sagen von der Charakteristik der Personen. .... Die zweite ausgezeichnete Eigenschaft ist die Klugheit, mit welcher er die Begebenheiten ineinandergreifen und aufeinander wirken läßt. .... Endlich ist die dritte Tugend die edle Parteilosigkeit gegen die Personen und Handlungen."

Bei diesen Urteilen, die schon vieles vorwegnehmen, was die öffentliche Kritik erst Jahre später betont, müssen wir jedoch bedenken, daß sie von berufsmäßigen Kritikern stammen und durchaus nicht die Stimme der Allgemeinheit in Deutschland über Scott wiedergeben.

---

[1] Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel, hrsg. von Ludwig Tieck und Friedr. von Raumer. 1826.

[2] Im *Waverley*.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Lebensbeschreibung desselben, dann Kritiken aus verschiedenen englischen Zeitschriften, die alle sehr günstig, zum Teil sogar begeistert sind, darauf Inhaltsangaben der Hauptwerke mit reichlichen Auszügen, und schließlich sagt er selbst einige Worte eigener Kritik über Scott:

„... Zu seinen Besonderheiten gehört sein ausgezeichnetes Talent zu beschreiben und vorzüglich Szenen, die sich durch Bewegung und Handlung auszeichnen. In diesem Fache ist er ohne Nebenbuhler sowohl unter den neueren, als unter den älteren Dichtern, und der Charakter und der Fortgang seiner Beschreibungen sind so außerordentlich als ihre Wirkungen erstaunenswürdig sind."

Jacobsen hält Scott so hoch, daß er ihn ohne Bedenken neben Shakespeare stellt, lesen wir doch weiterhin:

„Eine andere auffallende Besonderheit des Dichters ist der Anstrich vom Freien und Natürlichen, welchen er seinen ausgezeichnetsten Charakteren zu geben weiß, und womit keiner später als Shakespeare gewagt hat, Personen von solcher Würde zu bekleiden."

Die Jahre von 1820 etwa bis 1826 stellen den Höhepunkt der Scott-Mode in Deutschland dar. In dieser Zeit folgt Übersetzung auf Übersetzung und Kritik auf Kritik.

Eine kleine Episode aus dem Leben E. T. A. Hoffmanns[1] wirft ein drolliges Streiflicht auf die große Bewunderung, die man jetzt in Deutschland für Scott hegte. Nach Abfassung der *Prinzessin Brambilla* war Hoffmann von seinem Freund Hitzig heftig darüber getadelt worden. Dieser versuchte, ihn wieder auf den richtigen Weg zu bringen. „Um ihm zu zeigen, was bei dem Publikum jetzt mit Recht anfange, das höchste Glück zu machen", empfahl er ihm Walter Scott als Vorbild und speziell dessen *Guy Mannering*. Hoffmann las das Buch wirklich, und über den Eindruck, den er empfing, gibt ein kleines

[1] Hoffmanns Briefwechsel, gesammelt und erläutert von Hans v. Müller. Berlin 1912. II. 2. 418.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

gleiche Zeitschrift eine Anzeige des *Ivanhoe* zur Veranlassung einer längeren Ausführung über Scott. Wir lesen da:

„Die wahrhaft romantischen Dichter oder auch nur solche, worin sich wahre Poesie zeigte, wurden immer seltener. Umso freudiger empfing man auch die, wo sich dies zeigte, denn selbst der sogenannte gemeine Mann weiß recht gut Semmel von Schwarzbrot, Wein von Branntwein zu unterscheiden. Was Wunder, daß die Romane von Walter Scott ... auch unter uns ... eine höchst günstige Aufnahme fanden. Der neuste Roman desselben Verfassers *Ivanhoe* kommt nicht nur den früheren in allen Vorzügen gleich, sondern übertrifft sie noch in diesen, wie in manchem andern. ... Sämtliche in diesem Roman auftretende Personen sind auf eine Art gezeichnet, welche den Meisterpinsel verrät und nicht selten an Shakespeares hohe Genialität erinnert.“

Ganz ähnlich spricht sich das *Weimarische Journal* 1821 (Januar) darüber aus, aber eine gewisse Einschränkung dieses Urteils finden wir in einer Kritik der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1822 (Nr. 93), die sich ausdrücklich gegen den Geschmack des Publikums wendet, das anscheinend soviel Interessantes an diesem Roman gefunden habe, die aber dennoch zugibt, daß kein Ritterroman in der deutschen oder fremden Literatur dem *Ivanhoe* gleichzustellen wäre.

Ist nun auch 1820 das erste einer langen Reihe von Jahren, während deren den Scottschen Romanen die freudigste Aufnahme zuteil wird, so sind es doch jetzt noch mehr die poetischen Werke Scotts als seine Romane, die seinen Ruhm ausmachen. Das beweist einerseits eine Kritik in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1820 (Nr. 119), worin es vom *Letzten Minstrel* heißt: „Wenn man dieses Gedicht liest, so wundert man sich nicht mehr, daß Scott von seinen Landsleuten vergöttert ist,“ anderseits wird es auch durch Jacobsens Briefe (1820) bewiesen, die nur Scotts poetische Werke besprechen. Jacobsen widmet dem Dichter fast vier Briefe[1]. Er gibt zunächst eine

[1] Brief XIX bis XXII.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

daß es auch der Ihrige sei, lehrt jedes Ihrer Werke. Was denken Sie wohl von uns Deutschen, wenn Sie die vielfachen, teils guten, teils schlechten Übersetzungen Ihrer Werke mit den Urteilen unserer Rezensenten zusammenhalten? Aus jenen sehen Sie, daß Sie stark gelesen, aus diesen, daß Sie seltsam beurteilt werden. Man fängt gar an, Sie unserm Erzphantasten Hoffmann an die Seite zu stellen, da doch der Unterschied zwischen beiden kein geringerer ist, als daß man nach Lesung eines Hoffmannschen Stückes sehnlich wünscht, die Fratzen wieder aus dem Kopf zu bekommen, eine Scottische Dichtung dagegen wie ein schönes Gemälde stets vor Augen haben will. Leider sitzen in unsern Literatur-Zeitungen meist Knaben zu Gericht, die keine Kraft haben zu verstehen, wohl aber den Mut, über das Unverstandene frech abzusprechen. Der einzige Willibald Alexis (in den Wiener Jahrbüchern) hat erträglich über Sie geurteilt und wenigstens auf die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit Ihrer scharf gezeichneten Charaktere aufmerksam gemacht. Noch mehr hätte er hindeuten sollen auf das geistige Leben dieser Personen, auf die örtliche Wahrheit in Schilderung schottischer Natur und schottischer Vorzeit, und wie kunstreich Sie das alles zu einem harmonischen Ganzen verketten. Das regt sich und bewegt sich, wie das Leben selbst, und nicht bloß mit einer Elisabeth, einer Maria und andern wirklichen Wesen glaubt man persönlich verkehrt zu haben, sondern auch mit den Geschöpfen Ihrer Phantasie, die vielleicht einmal gegen Sie vor Gott auftreten, weil Sie ihnen kein physisches Leben verleihen können. Und nirgends erscheint des Dichters Persönlichkeit, außer verschleiert im Hintergrunde, streng wachend, daß der Wille der Gottheit erfüllt, und die ewigen Gesetze der Religion der Wahrheit, der Gerechtigkeit nicht verletzt werden.

Ich will Ihnen dergleichen nicht vorerzählen, was Sie sind und was Sie tun, was keiner besser als Sie selbst weiß; aber für eins will ich Ihnen noch recht herzlich danken im Namen Unzähliger, die nicht Rezensenten, aber die echten Leser Ihrer Schriften sind. Deutschland krankt an der katholischen Proselytenmacherei; Junker und Papist im Bunde wollen die Barbarei des Mittelalters zurückführen, um frei und ungestört herrschen zu können; Thaumaturgen wirken auf die betörte Volksmenge; die Kunst des Dummachens wird geübt. Aber Gottlob! Die Stimme der Vernunft ist noch nicht verhallt, und wer ankämpft gegen die Finsterlinge, mittelbar oder unmittelbar, Inländer oder Ausländer, dem weihen die Bessern unter uns ihre innigste Verehrung. Solch ein Kämpfer sind Sie, Teurer, Sie dringen überall auf Geistes- und Glaubensfreiheit. Sie

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

scheiden den edeln Katholiken, der unser Bruder ist, vom zwanggläubigen Papisten, der unsern Geist umspinnen und aussaugen will; Sie schildern die Papisten als eine vom Urchristentum feindselig ausgeschiedene Nebensekte, und das Mittelalter schildern Sie wahr und treu, hie und da durch altväterliche Biederkeit anziehend, aber im ganzen durch Roheit abschreckend. — Sie kämpfen mit den Waffen der Liebe. Mit den Waffen des Zorns hat es mein Vater getan, und der echte Zorn ist auch Liebe.

Ein Gerücht sagt, Sie werden nach der Schweiz und nach Italien reisen. Ist das wahr, dann teurer Mann, reisen Sie über Heidelberg. Sie werden eine Liebe finden, eine Verehrung ohne gleichen, und nicht bloß in unserem Hause. Sprechen Sie nicht deutsch, wie wir nicht englisch, so versteht doch jeder des andern Sprache, und das wird genügen. Auf unsere Schloßruine, an unsern schönen Neckar will ich Sie führen, und Himmel! wie dann mit Fragen über Shakespeare bestürmen! .... Text und Kommentar[1] würden am besten bei Ihnen gedeihen, der Sie den „Genius der Britteninsel" so prächtig in Ihrem *Kenilworth* aufführen. Auch ist wohl keiner in der Welt (Nathan Drake nicht ausgenommen), der wie Sie bewandert ist in den Sitten und der Sprache zur Zeit der Elisabeth. Mit jedem Ihrer Romane schwanden mir Dunkelheiten im Shakespeare, und da liegt der Wunsch nahe: Könnt' ich, der ich für meine Landsleute Anmerkungen schreiben muß, an Ihrer Seite aus dem unerschöpflichen Born Ihres Wissens schöpfen! .... Und hiermit lebe wohl, Du edler Mann,

my noble Scot,
By heav'n, I cannot flatter; I defy
The tongues of soothers; but a braver place
In my heart's love hath no man than yourself."
(Aus Shakespeares *Heinr. IV.*)

Eine Kritik über Scotts Roman *Das Kloster* (1820) im *Conversationsblatt* 1821 (Nr. 199) möge hier Erwähnung finden, weil sie eine Reihe von Punkten scharf betont, die der Kritik durchaus als für Scott besonders charakteristisch erscheinen:

„Die Vorzüge der Scottschen Romane, scharfe und eigentümliche Charakterisierung, treue und malerische Schilderung des historischen Bodens, auf dem die Geschichte vorgeht, der Sitten und Gebräuche

[1] Zu Shakespeare.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der Zeit, das gänzliche Freisein von moralischem Schmutz und schlüpfrigen Stellen, finden wir auch hier wieder; auch die Eigenart, seine Liebesleute nie zu Helden zu machen, oder die Helden nur so nebenher lieben zu lassen....“

Mit dem stetigen Wachsen der Popularität Scotts geht es Hand in Hand, daß sich die deutsche Kritik allmählich verpflichtet fühlt, allerlei Fehler an Scott ausfindig zu machen. Wie wenig ernst es ihr aber vorderhand damit ist, beweist die Tatsache, daß die Rezensenten den Romanen immer noch gute Übersetzer wünschen, oder daß sie Scott den deutschen Schriftstellern als Muster darstellen. So wird in einer Besprechung des neuesten Scottschen Romans *Der Abt* (1820) im *Conversationsblatt* 1821 (Nr. 6) betont, daß schon sein vorhergehendes Werk *Das Kloster* schlechter als die früheren gewesen, daß aber dieses neueste noch schlechter sei. Jedoch sei der Roman nur relativ schlecht, d. h. besonders im Vergleich mit dem *Ivanhoe*, aber „wir wünschen, daß viele unserer Schriftsteller sich oft in solchen Falliments preisgeben.“ Bei *Kenilworth* findet man schon mehr des Tadelnswerten; ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1821 (Nr. 93) sagt:

„Der herrlichste und dauerndste Reiz seiner früheren Schriften geht Kenilworth ab, — jener Geist des Guten, der in ihnen allgegenwärtig gefühlt wird, und ein mehr als magisches Licht über alle Gegenstände verbreitet.“

Ganz ähnlich ist das Schlußresultat, zu dem die anderen Kritiker über diesen Roman kommen; erwähnt sei hier nur, was ein anderer Rezensent im *Conversationsblatt* 1821 (Nr. 123) sagt:

„Schwer vermissen wir den kräftigen herzerhebenden Lebensgeist, jene poetische Hochlandsluft, die uns so frisch und frei aus den schottischen Novellen anweht.“

Wir dürfen alle diese Einwendungen jedoch nicht zu ernst nehmen, denn am Schluß wünscht auch dieser Kunstrichter dem Roman bald einen guten Übersetzer.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das Jahr 1822 beschenkt die deutsche Lesewelt mit einer Fülle von Übersetzungen Scottscher Romane, sowohl der älteren Werke als auch der jüngsten Erzeugnisse, und alle verzeichnet die Kritik gewissenhaft und beurteilt sie. Daß Scott sich weiter der höchsten Gunst des Publikums erfreut, ersehen wir aus gelegentlichen Bemerkungen der Kritiker. So wird in der Juninummer des *Weimarischen Journals* 1822 erzählt, daß der Roman *Der Pirat* von der modischen Lesewelt in England verschlungen werde. Daß man auch in Deutschland nur darauf wartete, dies tun zu können, beweist ein Artikel im *Wegweiser* 1822 (Nr. 6). Wir lesen hier:

„Unter dem Titel *The Pirate* ist am 24. XII. 1821 der neueste Roman des gefeierten Walter Scott in Edinburg erschienen, und durch die schnelle Zusendung einer der besten kritischen Blätter Englands, dem die Aushängebogen davon mitgeteilt gewesen waren, sind wir im stande, unsern Lesern schon jetzt eine kurze Übersicht des Inhalts desselben zu geben und so gewissermaßen den Genuß zu verdoppeln. Th. Hell."

Für die Schnelligkeit, mit der die Übersetzer tätig waren, ist es bezeichnend, daß die gleiche Zeitschrift schon in Nr. 17 die Verdeutschung des *Piraten* melden kann.

Mit den *Fortunes of Nigel* kündigt das *Weimarische Journal* 1822 in seiner Juninummer schon wieder einen neuen Roman von Scott an und sagt dazu: „Die Furcht der Kritiker, als würden des Verfassers Hilfsquellen bald versiegen, hat sich bis jetzt als eine vergebliche erwiesen." Die Übersetzung dieses Werks gibt einem Rezensenten des *Conversationsblattes* 1822 (Nr. 234) Veranlassung zu einer längeren Besprechung, die zwar nicht ganz frei von Tadel ist, die aber besonders die moralische Reinheit der Scottschen Werke hervorhebt, und in der wir weiterhin lesen:

„Der Humor des Verfassers ist ungezwungen heiter und harmlos. Diese schöne Eigentümlichkeit des Schöpfers von *Waverley* ist noch bei weitem nicht genug anerkannt, und so wäre es denn wohl nicht überflüssig, darauf aufmerksam zu machen."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bei Gelegenheit der Ankündigung einer Übersetzung des *Altertümlers* (1815) spricht sich ein deutscher Kunstrichter in der *Eleganten Welt* 1822 (Nr. 42) sehr schmeichelhaft über Scott aus. Er sagt:

„Den *Altertümler* von Walter Scott braucht man nur zu nennen, um die Leser zu veranlassen, das Buch zur Hand zu nehmen, wenn sie eine auf seltene Art anziehende und befriedigende Unterhaltung sich verschaffen wollen. Alle längst bekannten Vorzüge des Verfassers vereinigen sich in diesem Buche mit einer so ergötzlichen Laune, daß man das Ende des Werkes viel zu früh für den Wunsch herannahen sieht.“

Das gleiche Jahr 1822 sollte dem Publikum noch eine Überraschung von seiten Walter Scotts bringen: eine dramatische Arbeit. Im *Conversationsblatt* 1822 (Nr. 233) findet sich eine Besprechung von *Halidon Hill* (1822), a Dramatic Sketch from Scottish History. Doch dies Werk findet keinen Beifall. Der Verfasser des genannten Artikels drückt sich noch verhältnismäßig mild aus, wenn er sagt:

„Wenn eine lose Zusammenreihung von ritterlichen und kriegerischen Szenen, mit genauer Beobachtung der Sitten und Gebräuche der Zeit und des Landes, aber ohne einen das Interesse an der Handlung zusammenhaltenden Mittelpunkt, ohne Verwicklung und Lösung von Verhältnissen, Begebenheiten oder Intriguen, ein Drama heißen kann, so ist *Halidon Hill* nicht eben eins der schlechtesten. ... Zu verwundern ist immerhin, wie Scott, der in dem Dialog seiner Romane so viel dramatisches Leben entwickelt, in *Halidon Hill* sogar einen größtenteils lahmen und schwerbeweglichen Dialog hat.“

Alle Kritiker gelangen zu dem gleichen Ergebnis: *Halidon Hill* ist kein Drama. Es sei schon hier erwähnt, daß auch ein zweiter dramatischer Versuch von Scott, *Macduff's Cross* (1822) in Deutschland keine Anerkennung findet, lesen wir doch z. B. im *Conversationsblatt* 1824 (Nr. 100), daß es höchstens in einer schwachen Stunde des Dichters geschrieben sein könne, daß es phantasielos sei und vollkommen kalt lasse. Diese absprechenden Kritiken

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

hindern es aber natürlich nicht, daß auch von diesen Werken aus der Feder Scotts, eben weil sie von ihm stammen, aufs schnellste Übersetzungen entstehen.

Es ist beachtenswert, daß schon 1822 Lindaus Übersetzung des *Astrologs* eine zweite Auflage erlebt, der bald schon die des *Schwärmers* (Old Mortality, 1817) folgt, der sich dann noch andere anreihen.

Als 1823 der Roman *Quentin Durward* erscheint, wird er von der Kritik sehr freundlich aufgenommen; man ist sich fast allgemein darüber einig, in ihm eines der besten Werke Scotts zu sehen; ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1823 (Nr. 157) meint jedoch, daß Scott mit dem Verlassen Schottlands als Schauplatz des Romans einen guten Teil der Wärme und viele der hochpoetischen Momente eingebüßt habe, die seine schottischen Romane so sympathisch machten.

Auch ein älterer Roman Scotts, *Pauls Briefe an seine Verwandte* (1815), tritt in diesem Jahre zum erstenmal in deutschem Gewande vor das Publikum und wird mit der Bemerkung begrüßt, daß er es verdient hätte, schon längst übersetzt zu werden.

Nicht so günstig wie das allgemeine Urteil über Scott lautet das von Rahel Varnhagen[1], das sie 1823 am 14. Okt. in einem Brief an Varnhagen ausspricht, wo sie Scott mit Pestalozzi vergleicht:

„Welch ein Unterschied! Pestalozzi schildert auch in *Lienhard und Gertrud* niedrige Zustände, Umstände und niedrige Menschen; und überhaupt Geringes, wenn man will. Aber aus welchem Herzenspunkt, aus welcher Veranlassung geht das aus? Nach welcher großen Menschenangelegenheit strebt und zielt er auf seinem Wege unaufhaltsam hin! Auch er führt uns durch akzentuierte, scharf gezeichnete Details, ohne unnütz zu werden und sich daher ins Langweilige zu verlieren. Nicht als Meister, überläßt es Walter

[1] Aus dem Nachlaß Varnhagens v. Ense, Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Leipzig 1874. 6 Bde. Bd. 6, S. 83f.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Scott dem Leser noch seine bessere Beabsichtigung festzuhalten. Er schildert Winkel anstatt die Welt.“

Aus dem gleichen Kreis stammt ein ziemlich davon abweichendes Urteil. Oelsner schrieb am 27. Juni 1823 an Rahel[1]:

„Lesen Sie auch wohl Sir Walter Scott? Von seinen Romanen bleiben mir nur wenige zurück. Wie ich sie bekommen konnte, französisch oder englisch, habe ich sie durchgearbeitet. .... *Ivanhoe* dünkt mich ein Meisterstück. Das ist wirkliche Epopöe, wie sie sich für unsere Zeiten schickt. Einige Szenen, die offenbar Goethen entlehnt sind, bemerkte ich mit besonderem Vergnügen in *Kenilworth* und *Ivanhoe*. Sir Walter versteht sichtlich deutsch.“

Noch ein anderes Urteil über Scott überliefert uns Varnhagen aus seinem Bekanntenkreis; wir lesen da in seinen Tagebüchern unterm 19. September 1854[2]:

„Über Walter Scott eine frühe Stimme guten Gehalts! Der hochbegabte Banquier, Freiherr von Stieglitz in St. Petersburg, den Rahel mit Recht, als er noch ein unbedeutender junger Mensch war, durch ihr Lob auszeichnete, schrieb am 9. Mai 1824: ‘Ich habe in diesem Winter viel gelesen, fast nur Ernsthaftes und Belehrendes, — doch auch *Ivanhoe*, *Waverley*, *Kenilworth*. Klassisch ist Walter Scott nicht; aber hinreißend meisterhafte Schilderungen; aber nicht die allgemeinen Ansichten, Bemerkungen, die den Meister charakterisieren. Er ist ein großer Maler, aber kein großer Denker, scheint mir. Die Begebenheiten an sich interessieren zu sehr, und in ihnen liegt das Hauptinteresse, daher man schwerlich seine Werke mehrere Male lesen kann. Allgemeine Bemerkungen über Menschen und Welt, die in Goethes und anderer Meister Werken, das eigentlich Bleibende und Treffliche sind, fehlen.’ Sehr gut, braver Stieglitz!“ —

Ein sehr charakteristisches Bild von dem Eifer, mit dem man in Deutschland über die Scottschen Romane herfiel, wie man sie entwürdigte und als reine Geschäftsartikel mißbrauchte, erhalten wir in einem Artikel im

---

[1] K. A. Varnhagen v. Ense: Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Berlin 1836. 2. Teil, S. 132.

[2] XI. 239.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Conversationsblatt 1823 (Nr. 13). Der Verfasser erzählt uns da:

„....Ein oder mehrere Buchhändler lassen sich von dem Verleger in Edinburg oder durch andere Vermittlung die einzelnen Bogen des Buches schicken, und nun muß der Patent-Übersetzer gleich an die Arbeit gehen; Bogen für Bogen wird übersetzt, in die Druckerei geschickt, ohne sonderliche Korrektur abgedruckt und gefalzt. Mit dem letzten Bogen geht das Buch dann in die Welt und ist auf diese Weise gewöhnlich früher unter uns, als das englische Original, das fester gebunden wird und einen weiteren Weg hat. Aber welche Übersetzungen gibt das! ....“

Aus den Jahren 1823 und 1824 besitzen wir eine ganze Anzahl von Aufsätzen, die sich mit Scotts Werken als Gesamterscheinung beschäftigen, und die ihm größtenteils einen sehr rühmlichen Platz in der Literatur seines Landes und der Welt anweisen. Gleich ein Aufsatz von Dr. K. G. Jacobs im *Conversationsblatt* 1823 (Nr. 174) nennt Scott als Geistesverwandten Goethes, stellt ihn Homer und Ossian an die Seite und vergleicht ihn in der Darstellung der menschlichen Charaktere mit Shakespeare. Jacobs schließt seinen im ganzen lobenden Aufsatz mit den Worten:

„Andere tadeln vielleicht mehr an ihm, aber er wird darum doch immer eminent bei diesem Tadel bleiben. Und das gilt nicht wenig, denn um einen Ausspruch des großen Joh. Müller hier zu brauchen: ‘es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen kann, ohne daß er darum aufhört, groß zu sein.’“

Auch in Nr. 193 der gleichen Zeitschrift tritt ein Kunstrichter für Scott ein und verteidigt ihn vor allem gegen den Vorwurf, daß er unbedeutende Menschen zu Helden wähle. Der Verfasser des Aufsatzes sieht gerade darin eine außerordentliche Feinheit von Scott, daß er unbedeutende Menschen zu den nominellen Helden mache, denn schließlich sehe man in jedem Roman doch durch die Brille des Helden, und, wo der Held zu eigenartig, werde eben das Weltbild zu sehr getrübt; außerdem trete

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der eigentliche Held viel schärfer und deutlicher hervor, wenn wir ihn nicht ständig vor Augen haben und ihn bis in die kleinsten Kleinigkeiten verfolgen müssen.

Auch das *Weimarische Journal* 1824 (Nr. 20) bringt einen Aufsatz *Zur Charakteristik Walter Scotts.* Darin werden seine Werke genau zergliedert und das Ergebnis festgestellt, daß Scott zu sehr am Wirklichen hafte. Aus diesem Umstande werden dann eine ganze Reihe von Mängeln abgeleitet, besonders wird auch schon die Gattung des historischen Romans an sich angegriffen. Trotzdem heißt es zum Schluß:

„Doch alles dies nimmt Walter Scotts Dichtungen ihr Interesse nicht, oder vermag es nur zu schmälern. Der Dichter reißt hin mit seiner glänzenden Redegabe. .... Er sollte von allen, die in diesem Fache (nämlich der Geschichte) arbeiten, studiert, doch von keinem nachgeahmt werden."

Anscheinend aus den Kreisen der Romantiker stammt eine Besprechung über Scott im *Conversationsblatt* 1824 (Nr. 299): *Noch ein Urteil über Walter Scott als Romandichter.* Darin wird Scott sehr ehrenvoll mit Richardson, Sterne und Swift verglichen. Weiterhin aber lesen wir, daß ihm „die höchste und größte Eigenschaft, die Hauptsache, d. h. die wahrhafte poetische Begeisterung, die eins geworden mit der Ironie", fehle, eine Eigenschaft, die dagegen Goethe und Shakespeare zu eigen hätten.

Neben einer Reihe von Romanen, die ganz allgemeines Aufsehen erregen, werden dem Publikum in diesen Jahren auch noch einige andere Werke von Scott dargeboten, die anscheinend weniger Interesse zu erwecken vermochten, denn sie werden weniger häufig genannt und oberflächlicher bearbeitet, weswegen auch die Kritik dieser Werke nichts Neues oder Beachtenswertes zu bringen vermag. *Peveril of the Peak* (1822) und *Red Gauntlet* (1824) gehören hierher.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Scotts nächster Roman, *St. Romansbrunnen* (1824), wird allgemein sehr schlecht aufgenommen. Im *Conversationsblatt* 1824 (Nr. 152) wird der schon längst aufgetauchte Gedanke einer Romanfabrik unter der Firma Scott wieder hervorgeholt, schließlich wird es aber doch auf Grund von allerlei Merkmalen als das wahrscheinlichste erklärt, daß das Produkt aus Scotts abgestumpfter Feder stamme. Genau so absprechend äußert sich ein Kritiker im *Wegweiser* 1824 (Nr. 9) über diesen Roman, den er weit unter den pseudo-Scottschen Roman *Walladmor* von Willibald Alexis stellt. Nicht lange darauf lesen wir auch in *Weimarischen Journal* 1825 (Nr. 26) eine ablehnende Kritik über Scott. Der Verfasser sucht hier am Beispiel von *Kenilworth* nachzuweisen, „wie bei ungemeinem Darstellungstalent kaum eine Spur von echtem Dichtergeist vorhanden sein kann," ein Urteil, auf das dieselbe Zeitschrift 1826 (Nr. 41) noch einmal zurückkommt, es dort aufs nachdrücklichste betont und durch eine zu ähnlichen Ergebnissen gelangende Kritik im *Conversationsblatt* 1826 (Nr. 91) zu erhärten sucht. — Gegen all diesen Tadel ergreift ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1827 (Nr. 39) Partei. Hier tritt der Kunstrichter bei Gelegenheit einer Anzeige des Romans *Woodstock*, den er den besten Werken Scotts an die Seite stellt, energisch für Scott ein,

„von dessen Eigenschaften den deutschen romantisch-historischen Schriftstellern vieles zu wünschen wäre und dem man die Fehler seiner Nachahmer nicht zur Last legen dürfe."

Nicht viel früher fällt eine Bemerkung von Gentz über Scott, die wir in einem Brief an Herrn von Pilat vom 26. IV. 1825 lesen[1]:

„Zur Gemütserheiterung hatte ich Walter Scotts *Kenilworth* mitgenommen. Die Lektüre hat mich gewaltig desappointiert. Die

[1] Aus dem Nachlaß v. Friedr. v. Gentz. Wien 1867. S. 79. Nr. 33.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

übertriebene Bewunderung dieses Schriftstellers rechne ich unter die Narrheiten der Zeit. Zum Glück ist es eine der unschuldigen.“

Es möge hier gleich erwähnt werden, daß Gentz auch die wissenschaftlichen Werke Scotts nicht hochschätzte; denn wir finden in seinen Tagebüchern unterm 27. und 28. Aug. 1826[1] folgende Notiz über die *Memoirs of Swift*, by Sir Walter Scott.

„....Als Biographie halte ich die Arbeit für kein Meisterstück; es herrscht nicht Ordnung genug darin; die verschiedenartigen Materien laufen zu sehr in einander; die Chronologie ist oft mühsam festzuhalten; die Noten erdrücken den Text.“

Interessant ist es auch zu hören, wie Wilhelm von Humboldt über Scott dachte. Ein Brief an Charlotte Diede[2] vom 8. XI. 1825 gibt uns darüber Auskunft. Er schreibt:

„Sie wollen meine Meinung über Walter Scott und fragen mich, was Sie lesen sollen. Da weiß ich Ihnen aber schwer Rat zu geben. ... Sie bemerken, daß Sie, ob auch die Mode es wolle, Scotts Romanen keinen rechten Geschmack abgewinnen können, daß die Kerker-, Räuber- und Wirtshausszenen und die schaudererregende Richtung seiner Phantasie sehr unangenehme Eindrücke auf Sie machen und hinterlassen; daß ein paar seiner Bände Ihnen nicht eine erhebende Idee geben, daß Sie seinen Romanen keine längere Dauer versprechen als den La Fontainischen. Wenn ich auch nicht ganz Ihrer Meinung sein kann, will ich Sie doch auch nicht widerlegen; ich begreife, daß sie den geschilderten Eindruck auf Sie machen und Sie nicht alle lesen werden. Einige habe ich auf dem Lande den Abend bei meiner Frau vorlesen hören, und sie haben mir viel Vergnügen gemacht. Ich empfehle Ihnen vor allen den *Astrologer*, den *Kerker von Edinburgh* und *Ivanhoe*. Es ist eine schöne Lebendigkeit und eine sehr richtige Zeichnung und Durchführung der Charaktere in diesen Romanen, und sie haben noch das Anziehende, daß sich mehrere derselben genau an wirklich geschicht-

---

[1] Ungedruckte Denkschriften, Tagebücher und Briefe von Friedrich von Gentz, hrsg. von Gustav Schlesier. Mannheim 1840. S. 246.

[2] Briefe an eine Freundin, von Wilh. v. Humboldt. Leipzig, Brockhaus 1883. 11. Aufl. Nr. 54, S. 158.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

liche Ereignisse anschließen und eine in große Details eingehende Schilderung von Sitten und Gebräuchen verschiedener Zeitalter enthalten. Geschichtsbücher würde ich immer als Lektüre vorziehen."

Mit dem Jahre 1826 lernt man Scott in Deutschland von einer neuen Seite, nämlich als wissenschaftlichen Schriftsteller kennen. Auch für seine wissenschaftlichen literarhistorisch-biographischen Werke finden sich rasch Übersetzer; schon im *Wegweiser* 1826 (Nr. 67) zeigt ein Rezensent, Hase, eine Verdeutschung des Buches *Über das Leben und die Werke der berühmten englischen Romandichter*[1] lobend an, und über das gleiche Buch lesen wir im *Conversationsblatt* 1827 (Nr. 52):

„Seit lange legte Referent kein Buch, das der Unterhaltung und Belehrung gewidmet sein soll, mit so vollkommener Befriedigung aus der Hand, als das vor kurzem unter dem Titel erschienene: *Über das Leben und die Werke der berühmtesten englischen Romandichter* von Walter Scott."

Daran schließt der Kritiker ein Lob der ganz unpersönlichen, vorurteilslosen und wohlwollenden Kritik Scotts und wünscht, „daß es auch in Deutschland eine solche Kritikerpersönlichkeit geben möchte".

Sogar Scotts „mit hinreißender Feder geschriebene" *Denkschrift für den Herzog von York*[2] wird in Deutschland besprochen und sogar übersetzt. Der Kritiker des *Conversationsblatts* 1827 (Nr. 74) macht die etwas überschwängliche Bemerkung, wenn etwas, so könne nur die Tatsache das Volk über den Verlust trösten, daß Scott dem Herzog ein solches Denkmal gesetzt.

Von Scotts historischen Werken erweckt schon wegen des Gegenstandes sein *Leben Napoleons* (1827) am meisten Interesse. Das *Conversationsblatt* 1827 (Nr. 142) bringt davon eine höchst diplomatische Anzeige, aus der

[1] Biographies in Ballantyne's „Novelists" 1821.
[2] Im Edinburgh Weekly Journal 1827.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sich kein Urteil entnehmen läßt, und in der es nur heißt, daß es interessant sein werde zu sehen, wie sich die Zeitereignisse in einem so großen Menschen wie Scott, der unleugbar so viel Einfluß auf seine Zeit habe, spiegelten. Dagegen spricht die *Jenaische Lit.-Ztg.* einige Jahre später, 1832 (Nr. 10) ganz offen ihren Tadel über die *Geschichte Napoleons* aus und sagt, Scott sei durchaus kein Historiker und könne sich nicht von seiner Romanschriftstellerei frei machen, sondern verfalle andauernd in seine Romanmethode, male phantastische Szenen aus und entferne sich von strenger Wissenschaftlichkeit. Durch dieses Urteil wird die Vermutung Heines[1] bestätigt, die er schon vor dem Erscheinen des Werkes, als er zum erstenmal von Scotts Plan hörte, gemacht, und die ihm das bekannte Wort entlockt hatte, daß „ein solches Buch für Scott leicht der russische Feldzug seines Ruhmes" werden könne; dieser trüben Ahnung hat dann auch sein Eindruck beim Lesen der Biographie recht gegeben, und so finden wir bei Heine über das *Leben Napoleons* nur scharfen Tadel, während er sonst Scotts schriftstellerischer Tätigkeit seine Achtung nicht versagte[2].

Ein anderes historisches Werk von Scott wird überall mit viel Anerkennung aufgenommen. Es sind dies die *Tales of a Grandfather* (1828—30), deren einer Teil über die schottische Geschichte im *Conversationsblatt* 1829 (Beilage 22) sehr günstig beurteilt wird; heißt es doch da, daß in dem Werk alle Reize einer Scottischen Erzählung enthalten seien; außerdem sei es stellenweise von echt historischer Beredsamkeit, Innigkeit und Wärme, wie man sie sogar selten früher in Scotts Meisterwerken gefunden. Ein anderer Teil dieses Werkes über die Geschichte von Frankreich wird im *Conversationsblatt* 1831 (Nr. 66) noch an-

---

[1] Vgl. Schalles, S. 10f.
[2] Vgl. Schalles, S. 9ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sprechender und inhaltreicher als jenes genannt, so daß die Lektüre dieses Werks auch Erwachsenen viel Vergnügen und Nutzen bereiten werde.

Es ist wiederum ein Roman, den uns Scott in der *Chronik von Canongate* (1827 und 1828) bietet. Wenn auch ein Kritiker der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1828 (Nr. 56) unter seiner Breite stöhnt und nur die Einleitung interessant findet, in der Scott erzählt, wie sein Inkognito gelüftet wurde, so tritt doch im *Conversationsblatt* 1829 (Nr. 67) ein begeisterter Verehrer für Scott ein. Ja wir lesen da sogar:

„Es ist eine hohe und beneidenswerte Kraft des Geistes, die bei so schnell folgenden Produktionen nicht ermattet noch sich wiederholt, sondern immer von neuem aus den ewig frischen Farbentöpfen der Natur zu schöpfen weiß, die sich an Kraft der Phantasie, genialer Zeichnung und lebensvoller Originalität immer gleich bleibt, eine Kraft des Geistes wie die Rubens' und Michel Angelos zusammen genommen."

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so überschwänglich, äußert sich Frau von Schiller in einem Brief an Knebel vom 26. Juli 1829 über Scott. Sie klagt über die trostlose Lage der deutschen Romanschriftstellerei und fährt dann fort:

„Walter Scott hat doch immer Interesse, wo nicht hohen Schwung. Das Geschichtliche, die Schilderungen der schottischen Vorwelt, ist uns auch noch fremder und zieht dadurch mehr an. Unsere ehemaligen Helden der Romandichter sind für uns keine Helden mehr."

Trotz dieser günstigen Beurteilungen scheint Scotts Stern sich langsam dem Sinken zu nähern. Ein neuer Roman, *Karl der Kühne* oder *Die Tochter des Nebels*[1], findet nur wenig Aufmerksamkeit, und auch eine Notiz im *Conversationsblatt* 1831 (Nr. 287) weist uns darauf hin. Es heißt da:

„Raupach konnte noch vor fünf Jahren in seinem besten Lustspiel *Die Schleichhändler* eine phantastische Liebhaberin der

[1] Bekannter als Anna von Geierstein (1829).

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Scottschen Romane auftreten lassen, und das ganze Publikum verstand ihn und seine Satire sehr wohl. Schon jetzt aber ist jene Dame die einzige veraltete Partie in dem ergötzlichen Schauspiel geworden. Wir können uns davon sehr leicht überzeugen, wenn wir das Stück auf der Bühne sehen. Das Publikum lacht fast ununterbrochen; sobald aber Fräulein Kikebusch in das Detail ihrer Leserei geht, lachen nur die auserwählten Literaturkundigen, und es gibt sehr wackere und gebildete Leute, die dann verlegen den Nachbar fragen, wovon ist denn die Rede?"

Einen Beweis für den allmählichen Rückgang der Popularität Scotts liefert auch die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1832 (Ergänzungsblätter 23), wo der schon längere Zeit vorher (1826) erschienene Roman *Woodstock* besprochen wird. Der Kritiker beurteilt ihn sehr günstig und wendet sich energisch gegen „die Mode gewordene Herabsetzung Scotts", indem er besonders die Vortrefflichkeit seiner historischen Charaktere betont und seine Geschichtsschilderung der Shakespearischen an die Seite stellt.

Im gleichen Jahre erhalten wir in Wolffs Vorlesungen eine Behandlung Scotts, die jedoch ziemlich knapp ist, „weil Scotts Werke so allgemein verbreitet und bekannt". Wolff tut über Scott den Ausspruch: „Als objektiver Dichter steht er neben Homer, als subjektiver Dichter bedeutet er wenig." Er bespricht nun die Leistungen Scotts in den einzelnen Dichtungsgattungen, in denen er sich versucht. Er tadelt die allzu große Objektivität, die einen immer Wärme und Begeisterung vermissen lasse. Die Scottschen Epen und Romane beurteilt Wolff sehr günstig, dagegen spricht er Scott alles dramatische Talent ab und ebenso die Fähigkeit zu wissenschaftlichen Arbeiten. Ganz besonders tadelt er das *Leben Napoleons*, in dem sich Scott zwar, wie überall, als redlich, rechtlich und wohlwollend erwiesen habe, doch als unfähig, sein Denken über seinen Parteistandpunkt zu erheben.

Mit dem Jahre 1832 nimmt der Eifer für Scott zusehends ab, und dies ist auch schließlich nicht verwunder-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

lich, wenn wir bedenken, daß 1832 Scotts Todesjahr ist, und daß eben nach seinem Tode die Kritik keine neuen Veranlassungen mehr hatte, sich mit Scott zu beschäftigen, zumal da man über alle seine Werke schon genug geredet hatte.

Aus Anlaß von Scotts Tod bringt die *Elegante Welt* 1832 (Nr. 214) eine kurze Würdigung des Dichters, in der er als Umgestalter des historischen Romans, den er zur Kunst gemacht habe, gepriesen wird, und wo gesagt wird, daß es sich in seinem Fall bewährt, daß „des Volkes Stimme Gottes Stimme" sei.

Scotts nachgelassener Roman *Graf Robert von Paris* wird im *Conversationsblatt* 1833 (Nr. 168) „trotz der Pietät für den Abgeschiedenen" als ein sehr schwaches Produkt bezeichnet, und im gleichen Jahre wird durch Varnhagens Buch *Zur Geschichtschreibung und Literatur*[1] die öffentliche Aufmerksamkeit noch einmal auf das *Leben Napoleons* gelenkt, über welches sich in dem Buch eine sehr ungünstige und ausführliche Kritik findet. Das Buch wird nicht nur vom historischen Standpunkt aus völlig verdammt, sondern Varnhagen vermißt daran auch jede Spur der Künstlerfeder Walter Scotts sowohl im Plan und in der Anlage, als auch im Stil.

Wie fest aber Scott trotz aller ablehnenden Beurteilungen in Deutschland Wurzel gefaßt hatte, beweist die Tatsache, daß alle neu auftauchenden Romanschriftsteller sich zunächst einen Vergleich mit ihm gefallen lassen müssen, und, wieviel man auch an Scott vorher ausgesetzt haben mochte, jetzt wird er zum unerreichbaren Ideal, denn meist fallen diese Vergleiche sehr zu ungunsten der Jüngeren aus. Auch Bulwer mußte erst gegen den großen Toten das Feld erkämpfen; so ergreift zum Beispiel

[1] Berichte und Beurteilungen v. K. A. Varnhagen von Ense. Hamburg 1833. Bei Friedr. Perthes. VI. S. 85.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ein Kunstrichter in einem längeren Aufsatz in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1836 (Nr. 32/33) energisch gegen ihn und für Scott Partei.

Noch einmal wird die Lesewelt nachdrücklich auf ihren früheren Liebling hingewiesen: durch die Herausgabe der *Memoiren Scotts* von Lockhart (1837), denen man auch in Deutschland viel Beachtung schenkt.

Wenn nun auch von dieser Zeit ab von einer Beschäftigung mit Scott in der Öffentlichkeit nicht mehr viel die Rede sein kann, so dürfen wir doch aus mancherlei Anzeichen schließen, daß er in Deutschland auch in diesen Jahren noch viel gelesen wurde und im stillen weiterwirkte. Ich möchte hier vor allem einen Brief Mörikes an seinen Freund Hartlaub hervorheben, in dem er erzählt, daß er in einem abendlichen Lesekreis Scottsche Werke lese. An Mörike aber schreibt sein Freund Hermann Kurz am 19. IV. 1838[1]:

„....ich habe längst, den Byron voran, alle Engländer über Bord geworfen, excepto Homero, scil. Walter Scott, der mir immer bedeutender wird. Ein solches Talent und deutscher Geist und deutsche Poesie dazu, damit ließe sich die Welt auf ein Jahrtausend erobern."

Auch Freiligrath gehört zu dem Kreis der treuen Bewunderer Scotts. Schon als Quartaner hatte er sich von ihm begeistern lassen[2], und er blieb ihm auch treu, als er anfing sich dichterisch zu betätigen. Nachdem er schon 1829—1833 in den *Allgemeinen Unterhaltungsblättern* eine Anzahl von Übersetzungen Scottscher Gedichte veröffentlicht hatte, nahm er sie 1838 noch um einige vermehrt in die Sammlung seiner Gedichte auf.

Doch mögen hier auch noch ein paar Gegner Scotts zu Worte kommen: Varnhagen von Ense, der uns

[1] Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike, hrsg. von Jakob Baechtold. Stuttgart 1885, S. 81.

[2] Brief an Merkel, Oktober 1833; Buchner I, S. 149.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

nicht nur seine eigene Meinung über diesen Dichter überliefert, sondern eine Reihe von interessanten Urteilen über Scott aus seinem Bekanntenkreis bewahrt hat, schreibt unterm 29. VII. 1841[1] in seinem Tagebuch:

„Lady Morgan stimmt ganz in mein Urteil über Walter Scott ein, er habe ein schönes Talent der Schilderung wie ein niederländischer Maler, aber Tiefe der Gedanken fehle ihm, der Geist werde nicht durch ihn bereichert und das Herz nicht durch ihn erfreut; sein übergroßer Erfolg sei durch die Umstände und durch Parteiung bewirkt; sein Bekanntwerden fiel in die Zeit, da England auf dem Festlande wieder auflebte, seine Sprache und Literatur dem verhaßten französischen Einflusse willkommen entgegentrat, der Adel, das Altertum, das den Zeitfragen Fremde sich wieder Bahn brach; er ist kein Autor ersten Ranges, kaum zweiten, nur dritten, die Nachwelt wird ihn schon an seinen Ort stellen."

Gleichfalls beachtenswert ist eine Notiz in Varnhagens Tagebuch vom 3. Sept. 1854[2]:

„In einem älteren Blatt, das wahrscheinlich von meinem lieben Wilhelm Neumann herrührt, fand ich eine treffliche Auseinandersetzung des sogenannten Walter-Scottismus; er sagt, Walter Scott habe für halbgebildete Mittelklassen geschrieben, mit großem Talent, aber ohne Begeisterung und daher ohne alle Poesie. Schon vor zwanzig Jahren wurde das bei uns gedruckt! Die Kritik will das noch heute nicht annehmen, aber die Lesewelt hat es bestätigt, sie hat sich von Walter Scott ganz abgewendet. Es gab Häuser, Kotterien, wo Walter Scott der nächste an Shakespeare sein sollte. Man glaubt jetzt kaum, daß es möglich war. Und sie bildeten sich ordentlich etwas darauf ein!"

Diese letzten Zeugnisse belehren uns, daß Scott noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein als ein Schriftsteller galt, mit dem jeder Gebildete in Deutschland sich einmal auseinandersetzen mußte. Er ist einer der wenigen englischen Schriftsteller des Jahrhunderts, die von gewaltiger Wirkung auf das deutsche Geistesleben gewesen sind. Nicht nur weil er in Deutschland eine ganze Reihe von

---

[1] I. 323.
[2] XI. 213.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Nachfolgern gefunden hat — bis in unsere Tage lassen sich ja die Linien verfolgen, die von ihm ausgehen —, sondern noch viel mehr deshalb, weil er den Geschmack des Publikums tiefgehend beeinflußt hat. Die Beliebtheit Scotts ist so groß, daß wir ihn fast wie einen deutschen Dichter ansehen dürfen, und daß gute Patrioten sich gelegentlich veranlaßt fühlen, gegen die Scottmode zu eifern. Wie erfolglos dies jedoch war, das beweisen am besten die Fülle von Scott-Übersetzungen und Nachahmungen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren wie Pilze aus der Erde schießen.

Doch neben zahlreichen Stimmen der höchsten Verehrung und Bewunderung werden schon früh andere laut. Berufene Kritiker versuchen, von objektiv künstlerischem Standpunkt aus das Schaffen Scotts zu beurteilen, und sie gelangen zu dem Ergebnis, daß im Grunde doch nicht allzuviel des Bewundernswerten bei ihm zu finden ist. Diese Stimmen, schon früh einzeln und leise ertönend, werden immer zahlreicher; aber, wie gut Scott dem Geschmack des Publikums entgegengekommen war, zeigt sich am besten daran, daß es ihnen nicht gelang, seinen Ruhm wesentlich zu gefährden, selbst als er ihnen durch die übereilte und flüchtige Produktion seiner letzten Jahre reichlich Mittel in die Hand gab, um ihn zu tadeln und über ihn herzufallen. Aber trotzdem ist Scott ein mächtiger und bedeutsamer Faktor im Leben der Deutschen geblieben. Wenn auch die sinnlose Begeisterung der Jahre 1820—26 allmählich verebbte, so sehen wir doch bis 1832 noch eine ungewöhnlich starke Beschäftigung mit Scott, und auch dann ist das Interesse für seine Werke noch so groß, daß kaum ein anderer Schriftsteller sich darin mit ihm messen kann. Außerdem gebührt ja auch Scott der größte Teil des gewaltigen Ruhmes, den sich in den dreißiger Jahren seine Nachahmer in ganz Deutschland erwarben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

III. Thomas Moore.

Moores (1779—1852) Name wird in Deutschland schon früh, doch nur flüchtig erwähnt; so nennt ihn die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1811 (Nr. 147) als Anakreon-Übersetzer (1800) und tadelt die übertriebene Betonung des Erotischen in seinen Übersetzungen; die gleiche Zeitschrift bezeichnet ihn 1814 (Nr. 82) wegen seiner satirischen Werke als den „jetzigen Peter Pindar"; 1817 werden im *Literaturblatt* Nr. 7 seine *Sacred Songs* (1816) angezeigt, und es wird hinzugesetzt, daß das Werk viele Bewunderer habe, wenn auch manche ihm nicht zugeben wollten, daß er sich mit Glück auf dies fremde Gebiet gewagt, und schließlich wird ein zweites humoristisch-satirisches Werk *The Fudge Family in Paris* (1818) im *Literaturblatt* (Nr. 30) kurz besprochen. Doch alle diese Erwähnungen sind kaum mehr als Namensnennungen.

Erst Jacobsen (1820) bringt eine vollständige Übersicht von Moores bis dahin erschienenen Werken und eine Besprechung derselben. In fünf Briefen beschäftigt er sich mit ihnen. Wie es seine Art ist, ist Jacobsen nur äußerst karg mit seinem eigenen Urteil über den Dichter; aber die wenigen Sätze, in denen er es ausspricht, bezeichnen deutlich genug sein Verhältnis zu Moore; so gleich das Bekenntnis: „Nach Byron ist Moore mein Liebling." Ein andermal sagt er, daß der *Feueranbeter* (Teil von Lalla Rookh, 1817) allein genügen würde, um Moore die Bewunderung seiner Zeitgenossen zu erwerben. Freilich ist er auch nicht blind gegen offenbare Mißgriffe Moores; so nennt er dessen *Fudge Family in Paris* „eine Posse, die eines großen Dichters unwürdig ist." Für das deutsche Publikum mußte diese Briefserie über Moore sehr wichtig werden; denn es wird hier zum erstenmal ausführlich mit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

seiner Wirksamkeit und seiner Beurteilung durch die Engländer bekannt gemacht, ja es wird sogar durch reichliche Auszüge aus Moores Werken in den Stand gesetzt, sich eine selbständige Meinung über den Dichter zu bilden. Jacobsen gibt eine ganze Anzahl von Auszügen aus englischen Kritiken, wie aus der *Edinburgh Review* und aus der *Monthly Review*, dann teilt er uns Stücke aus der Kritik eines unbekannten Schotten mit; diese sind sämtlich über Moore des Lobes voll und heben vor allem seine glänzende Phantasie und die ungewöhnliche, geradezu südländische Pracht seiner Sprache hervor. Die *Monthly Review* zieht sogar Parallelen mit Campbell und Byron, wobei sie gerade sehr viel Ähnlichkeiten zwischen Byron und Moore findet, ein Umstand, der für das Bekanntwerden Moores in Deutschland sicherlich förderlich war. Neben dieser Wiedergabe englischer Kritiken bringt Jacobsen eine große Anzahl von Proben aus Moores Werken, hauptsächlich größere Partien aus *Lalla Rookh*, verbunden durch eingehende Inhaltsangaben, außerdem einzelne Gedichte aus den *Irish Melodies* (1807—1834) und aus den lyrischen Jugenddichtungen, die Moore unter dem Pseudonym Thomas Little herausgegeben.

Wenn auch sonst die Kritik in diesen Jahren sich noch recht wenig mit Moore befaßt, so spricht für sein Bekanntsein in weiteren Kreisen doch die Tatsache, daß am preußischen Hof am 27. I. 1821 ein Fest gefeiert wurde, dem die Mooresche Dichtung *Lalla Rookh* als leitender Gedanke zugrunde gelegt wurde, ein Fest, das wiederum durch sein glänzendes Gelingen — noch zwanzig Jahre später sprach man mit Bewunderung davon, wie uns Varnhagen[1] erzählt — zur weiteren Verbreitung von Moores Ruhm in Deutschland beitrug, zu-

[1] Tagebücher II 158: 2. III. 1843.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mal da bald darauf im Anschluß an dieses Fest ein Bilderkreis von Wilhelm Hensel entstand[1].

Diesen beiden Faktoren, Jacobsens ausführlicher Behandlung Moores und dem Hoffest zu Berlin, ist es wohl zuzuschreiben, daß sein neues Werk *The Loves of the Angels* (1823) mit der regsten Anteilnahme aufgenommen wurde. Bei der Ankündigung dieses Werkes sagt das *Conversationsblatt* 1823 (Nr. 91), daß Moore zwar karg sei gegen das Publikum; aber daß er deshalb auch nur Vollendetes biete; es wird auf eine von Byron angekündigte Tragödie ähnlichen Inhalts, *Heaven and Earth* (1823) hingewiesen, doch nur mit der Bemerkung, daß man von dieser keine Verdunkelung des Mooreschen Gedichts zu befürchten brauche. Wesentlich eingehender ist die Besprechung des gleichen Werkes in einem Artikel des *Literaturblatts* 1823 (Nr. 65), in dem auch Byrons *Heaven and Earth* besprochen wird. Zunächst stellt der Kritiker die beiden Dichter einander gegenüber und gelangt zu dem Ergebnis, daß Moore sich zwar auf seinem Gebiete mit Byron messen könne, daß er aber ein ganz anderes Publikum habe, daß er der Dichter der Heiteren und Glücklichen sei. Zwei Eigentümlichkeiten Moores tadelt er bei allem Lob: 1. daß das Vergnügen, das Moores Dichtung erwecke, ein äußeres sei, d. h., daß es an den physischen Eigenschaften der Gegenstände hafte und nicht aus ihrer Verbindung mit Leidenschaften hervorgehe, 2. beschreibe er niemals Gegenstände, sondern nur abstrakte Eigenschaften dieser Gegenstände; dadurch ermüde er und wirke wenig malerisch, besonders da er jeden Gedanken und jedes Bild bis zur Ermattung ausbeute; andererseits aber bestehe gerade in diesem anmutigen Spiel seiner Phantasie jener Reiz der Mooreschen Poesie, den man so schwer erklären könne. Trotz dieser Aussetzungen ist der Kunstrichter ein so be-

[1] Vgl. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedr. v. Müller 1898[2] S. 104 und Varnhagen Tagebücher.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

geisterter Verehrer Moores, daß er sagt, Moores Sinnlichkeit sei nur eine sylphengleiche, vergeistigte.

Infolge des vermehrten Interesses an Moore werden nun auch seine früheren Werke, besonders *Lalla Rookh*, in deutschen Zeitschriften rezensiert. So findet sich im *Weimarischen Journal* 1823 (Nr. 37) eine Besprechung dieses Werkes von Karl Sondershausen, der die Erzählung ein „köstliches Mosaik" nennt und voll Bewunderung für den Reichtum an Poesie und die Fülle der wissenschaftlichen Beobachtungen ist.

Wie sehr die Wertschätzung Moores gestiegen ist, zeigt sich auch darin, daß sogar ein so anspruchsvoller Kritiker wie Heine[1] in einem Brief an Christiani vom 24. Mai 1824 Moore zusammen mit Scott als die einzigen Repräsentanten der englischen Dichtung nach Byrons Tod bezeichnet; sonst nennt Heine Moore nur als politischen Schriftsteller.

Auch Goethe bringt einmal Moore in die für diesen so schmeichelhafte Zusammenstellung mit Byron und Scott, lesen wir doch bei Eckermann[2] den Ausspruch:

„Noch heutzutage, wo wollen sie denn in Deutschland drei literarische Helden finden, die den Lord Byron, Moore und W. Scott an die Seite zu setzen wären?"

Doch diese günstige Meinung von Moore scheint Goethe nur vorübergehend gehegt zu haben; denn er spricht sich zu andern Zeiten ganz anders über den Dichter aus; so berichtet der Kanzler von Müller[3] am 12. Oktober 1823, Goethe habe gesagt: „Thomas Moore hat mir nichts zu Dank gemacht;" und am 17. Nov. 1824[4] überliefert er uns von Goethe die Worte:

„Mad. Louise Belloc hat sehr unrecht, wenn sie Thomas Moore der Byronschen Lorbeerkrone für würdig hält. Höchstens in einem Ragout dürfte Moore einige Lorbeerblätter genießen."

---

[1] cf. Schalles, S. 11 f.
[2] I 130.
[3] S. 116 f. [4] S. 162.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ein weiteres Wachsen der Beliebtheit Moores zeigt sich in der Tatsache, daß der Verlag von Ernst Fleischer (Leipzig) 1825 die Werke Thomas Moores herausgibt. Zu diesem Unternehmen lädt er Subskribenten in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* folgendermaßen ein:

„Durch seine *Lalla Rookh*, *The Loves of the Angels*, *Irish Melodies* und eine große Zahl der trefflichsten Gesänge, Balladen, Oden und andere Gedichte vermischten Inhalts, auch eine komische Oper: *M. P. or the Blue-Stocking* (1811) betitelt, hat sich Thomas Moore unsterblichen Ruhm erworben und ein nie verlöschendes Denkmal in Englands Dichterliteratur gegründet.“

Wie dies ja nicht ausbleiben konnte, erheben sich auch gegen Moore bald feindliche Stimmen; eine solche ist im *Literaturblatt* 1825 (Nr. 12) zu Worte gekommen, wo es in bezug auf einen Ausspruch Jacobsens in seinen Briefen heißt:

„Wenn Moore die Grenzen zuweilen überschreitet, so ist daran nicht, wie Jacobsen in bedeutender Beschränktheit der Ansicht meint, die allzu vertraute Bekanntschaft mit den griechischen und römischen Dichtern schuld, sondern der Mangel an wahrer Bildung des Geschmacks und die Unreife der poetischen Schönheitsidee, zu der sich Moore bis jetzt noch nicht erheben konnte.“

Trotzdem wird Moore in der gleichen Zeitschrift 1826 (Nr. 38) für seine *Irish Melodies* das vollste Lob und das Urteil zuerkannt, daß sie frei von dem Schimmerwitz und der überladenen Färbung seien, die in seinen früheren Dichtungen oft störten.

Es scheint sich bei Moore wie bei Scott zu bewähren, daß der glänzendste Dichter oft ein recht mangelhafter wissenschaftlicher Schriftsteller ist. Dies zeigt sich uns an der Beurteilung von Moores *Memoirs of the Life of R. B. Sheridan* (1825) durch Friedr. von Gentz[1] (Sept. 1826). Nach ihm ist die Darstellung schlecht, ja Sheridan gänzlich entstellt, und er erscheint nachteiliger als seine

[1] Ungedruckte Denkschriften, Tagebücher und Briefe von Friedr. v. Gentz, hrsg. von Gustav Schlesier, Mannheim 1840, S. 249 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

größten Feinde ihn je geschildert haben. Über den ästhetischen Wert des Buches sagt Gentz:

„Das Buch ist geschmacklos, mit Ziererei und Schwulst geschrieben; der Verfasser scheint sich bewußt gewesen zu sein, daß er ein undankbares Pensum übernommen hatte, und sucht die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, durch rhetorische, fast durchaus mißlungene Tiraden zu vertünchen.“

Die schon 1825 angekündigte Ausgabe bei Fleischer erscheint 1826 und wird im *Wegweiser* 1826 (Nr. 21) kurz angezeigt mit der Bemerkung,

„daß der tieffühlende, in orientalischer Bilderpracht schwelgende Dichter der *Lalla Rookh* es verdiene, auch mit seinen weniger bekannten Werken in Deutschland eingeführt zu werden.“

The Epicurean (1827), ein Roman von Moore, hat in Deutschland schon kurz nach seinem Erscheinen ein lebhaftes Interesse erregt, das sich alsbald in der Ankündigung mehrerer Übersetzungen äußert. Auch nennt das *Conversationsblatt* schon 1827 (Nr. 274) dieses Werk

„den besten englischen Roman aus dem klassischen Altertum, ein Werk, das mit den vorzüglichsten poetischen Erzeugnissen des Verfassers den Kampf eingehen dürfe. Bei der Erzählung nehmen die Masse und der Umfang des Witzes ebenso wie die beredte und hochpoetische Darstellung die Bewunderung des Lesers in Anspruch. Das ganze bildet ein Meisterstück dichterischer Auffassung und belehrender, anziehender Darstellung.“

Nach einem kurzen Auszug aus dem Roman beendet der Berichterstatter seine Rezension folgendermaßen:

„Mit diesem Fragment schließen wir diesen nur allzu gedrängten Bericht über eine der vorzüglichsten Dichtungen, die England seit langer Zeit unter vielen reichen Beiträgen zur schönen Literatur Europas geliefert hat. Der reinste, gediegenste Stil, die blühendste, der Rousseauschen verwandte Diction, Wielandscher Geschmack und Wielandsche Gelehrsamkeit, der milde, herzdurchdringende Geist, der das Eigentum des Dichters der *Lalla Rookh* ist, wohnen in diesem schönen Erzeugnis der Muse Thomas Moores, das wir, trotz der nicht geringen Schwierigkeit, welche die Übertragung der poetischen Bruchstücke darbieten mag, einer geschickten deutschen Bearbeitung nicht genug empfehlen zu können glauben.“

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gerade dieser letzte Satz ist bedeutungsvoll; denn er ermöglicht es uns, zu ermessen, wie groß die Bewunderung des Kritikers für den Roman gewesen sein muß; denn da es in diesen Jahren durchaus das Bestreben der deutschen Kritik ist, das deutsche Publikum von der Anglomanie zurückzuführen, dürfen wir die Empfehlung des Mooreschen Romans als übersetzenswert sehr hoch anschlagen.

Ebenfalls voller Anerkennung klingen die Worte, die im *Literaturblatt* 1828 (Nr. 89) über dieses Werk stehen und gleichzeitig die Anzeige zweier deutscher Ausgaben, einer im Original und einer in deutscher Übersetzung, bilden.

Adrian (1828) scheint *The Epicurean* noch nicht gekannt zu haben; denn in den Bemerkungen über Moore erwähnt er ihn nicht; über Moores sonstige dichterische und schriftstellerische Tätigkeit urteilt er folgendermaßen:

„Viele seiner irischen Lieder sind bewundernswert, oft rührend einfach, oft begeistert sich aufschwingend aus dem Druck des Lebens und düsterer Verhältnisse, reißt der Dichter uns stets mit sich fort. So mißfällig wie die überflüssigen Noten in seinen Werken sehe ich seine satirischen Schriften an. Der Ton ist oft gemein; der schlechten Spässe sind darin mehr als der guten."

Nach dem Einwurf eines Engländers[1] bezüglich *Lalla Rookh* und der *Liebe der Engel* lobt Adrian recht ironisch den äußeren Aufwand darin und läßt so deutlich durchblicken, daß er von diesen Gedichten nicht zu hoch denkt. Dieses Urteil wird jedoch als ein sehr individuelles durch die Tatsache gekennzeichnet, daß 1829 zwei deutsche Übersetzungen der *Liebe der Engel* erscheinen, eine von Balduin und eine zweite von Graf Haugwitz. Das *Literaturblatt* 1829 (Nr. 75) zeigt sie an und sagt aus diesem Anlaß auch ein paar Worte über den Dichter des Originals. Er wird ein Gemütsdichter genannt, wie England sonst

[1] Das Kapitel über Literatur ist in Form eines Gesprächs zwischen Adrian und einem Engländer abgefaßt.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

keinen habe; Moore sei viel mehr mit deutschen Dichtern verwandt, so besonders mit Schiller, Novalis und Uhland.

Als sich 1829 auch eine Übersetzung der *Lalla Rookh* von G. W. Bueren (Emden 1829) hervorwagt, wird diese im *Literaturblatt* 1830 (Nr. 51) mit einer allgemeinen Besprechung über Moore empfangen. Es heißt da zwar: „Die moderne Poesie hat wenig Werke aufzuweisen, die sich an Schönheit mit *Lalla Rookh* messen können", aber, da die epische Poesie in neuerer Zeit überhaupt nicht viel tauge, wolle dies nicht viel bedeuten, es sei doch eben nichts als eine Nachahmung der orientalischen Poesie, wenn man auch zugeben müsse, daß es die beste Nachahmung des schönsten Gedichtes der Perser sei. Wie so oft wird auch hier einerseits Moores Verwandtschaft mit Byron und anderseits sein genaues Studium des Orients in jeder Beziehung hervorgehoben; zum Schluß folgt noch die Anzeige einer zweiten Übersetzung des Gedichts von F. v. Pechlin (Frkfrt. a. M. 1830).

Eine weitere Übersetzung kündigt das *Literaturblatt* 1831 (Nr. 289) an; über Moore selbst wird dabei wenig gesagt, außer dem, daß er dem Übersetzer sehr viel Schwierigkeiten, ja weit mehr als Byron darbiete, und daß ein Grund davon wohl in dem Umstand zu suchen sei, daß bei Moore der Gedanke nicht selten von seinem tiefen Gefühl und seiner üppigen Phantasie überflügelt oder in den Schatten gestellt werde. Es heißt dann weiter:

„Diese Dunkelheit findet sich natürlich auch in *Lalla Rookh*, einem Gedicht, welches alle Regenbogenfarben der orientalischen Wunderwelt umspielen und welches wir, nebst der *Liebe der Engel*, für das Schönste erklären müssen, was aus seiner Feder geflossen ist, wie wir denn Thomas Moore für einen der größten Dichter unserer Zeit und den größten auf Albion halten."

Dieselbe Zeitschrift bespricht noch im gleichen Jahrgang 1831 zwei biographische Werke Moores. In Nr. 322 *The Life and Death of Lord Edward Fitzgerald* (1831) und

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

in Nr. 330 *The Letters and Journals of Lord Byron* (1830). Beide Werke werden gelobt und von dem letzteren heißt es sogar:

„Dies ist ein in jeder Beziehung bewunderungswürdiges Werk und die vollendetste Biographie, die es in englischer Sprache gibt. Als ein Gemälde des geistigen Lebens jenes seltsamen und ruhmgekrönten Mannes, welcher der Gegenstand dieses Werkes ist, läßt es alle Versuche ähnlicher Art weit hinter sich. Nie drängt sich Moore zwischen Lord Byron und das Publikum. Trotz der stärksten Versuchungen der Eigenliebe spricht er nur so viel von sich selbst, als der Gegenstand es unumgänglich erfordert.“

Im folgenden Jahr kommt in Wolff ein außerordentlich begeisterter Verehrer Moores zu Wort. Er gibt zunächst eine allgemeine Würdigung des Dichters, die in den Sätzen gipfelt:

„Die glänzendste Phantasie in ihrem üppigsten Reichtume, eine fast schneidende Schärfe des Verstandes und der Auffassungskraft und die herzentspringenste Tiefe des Gefühls sind Eigenschaften, die ihn nie verlassen, sondern beständig, als die treuesten und bereitwilligsten Dienerinnen, seiner Muse zur Seite wandeln. Ganz im Gegensatz zu Byrons melancholischen Färbungen, weiß er über fast alle Gebilde seiner Schöpfung einen beinahe blendenden Schimmer freudigen, gewaltig ströménden Lebens auszugießen, und doch herrscht wiederum eine Zartheit und Innigkeit überall vor, wie man sie nur selten mit solcher Kraft vermählt findet; — vor ihm, dem echten Dichter, wird alles zur Poesie; selbst dem sprödesten und widerstrebendsten Stoffe vermag er eine Seite abzugewinnen, die ihn gefällig darstellt. Aus allem aber bricht die Liebenswürdigkeit und Redlichkeit seiner Gesinnung siegreich hervor und erhöht unendlich den Wert seiner Gabe.“

Nun bespricht Wolff die einzelnen Werke und gibt reichliche Auszüge aus ihnen wieder, so z. B. die ganze 2. Erzählung aus *Lalla Rookh*: *Das Paradies und die Peri.* Mehr als alle Zeitschriftenbesprechungen, so lobend sie auch sein mögen, zeugt es für Moores ständig wachsende Beliebtheit in Deutschland, daß schon 1833 Fleischer eine neue Ausgabe seiner *Works of Moore* anzeigen kann.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

In den dreißiger Jahren hat sich auch Freiligrath eingehender mit Moore beschäftigt; aus einem Brief an Schwab[1] aus dem Jahre 1835 wissen wir, daß er schon damals einige Übersetzungen nach Moore fertiggestellt hatte; auch später erwähnt er den Dichter noch öfter in seinen Briefen, so z. B. am 4. X. 1838 an Heinrich Künzel[2] und in der Ausgabe seiner Gedichte von 1838 veröffentlicht er eine Fülle von Übersetzungen Moorescher Gedichte.

In den folgenden Jahren gibt sich die Kritik (*Magazin* 1833, Nr. 92; *Conversationsblatt* 1835, Nr. 145; *Literaturblatt* 1836, Nr. 99) mit einem wissenschaftlichen Werk Moores ab, das, obwohl es eigentlich nur ein von Moore häufig angeschlagenes Thema, das der Katholikenunterdrückung in Irland, behandelt, doch das größte Aufsehen erregt und schon in England einen Sturm des Widerspruchs entfacht und eine ganze Anzahl von Gegenschriften hervorgerufen hatte, die sogar, wie das Mooresche Werk selbst, obwohl man dies allgemein auch in Deutschland bestenfalls mit einem verzeihenden Lächeln abtat, übersetzt wurden; es ist dies Werk: *The Travels of an Irish Gentleman in Search of a Religion* (1833). Keine der bedeutenderen Zeitschriften übergeht dieses Buch vollständig; sondern alle besprechen es und sind sich darüber einig, daß es zum mindesten als eine jener bedauerlichen Verirrungen anzusehen sei, denen zuweilen auch ein großer und bedeutender Geist unterliege.

Auch das nächste Werk Moores, wieder kein poetisches, sondern eine *Geschichte Irlands* (History of Ireland; 1835—46), wird gleich nach seinem Erscheinen in England auch in Deutschland beachtet. Das *Magazin* bringt schon 1835 (Nr. 87) eine Besprechung des erst 1835 erschienenen Buches und auch das *Conversationsblatt* 1836 (Nr. 136)

---

[1] Buchner I 149.
[2] Buchner I 288.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

befaßt sich damit und bezeichnet Moore als sehr geeignet zur Bearbeitung dieses Themas und lobt seinen Scharfsinn und seine ungeheure Gelehrsamkeit. Etwas verspätet wird die *History of Ireland* in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* in einem mit H. M. Melford unterzeichneten Artikel besprochen und das Urteil in folgende Sätze zusammengefaßt:

„Dieses Werk bekundet nicht nur ein sehr umfassendes Quellenstudium, ein tiefes Forschen, eine ruhige, klare Auffassung und Sonderung, eine lobenswerte Hintansetzung aller aus zu weit getriebener Vaterlandsliebe nur zu oft entstehenden Befangenheit in den Urteilen, . . . sondern auch große Meisterschaft in der Anordnung, und fast jenen einfachen edeln Stil, den man an Robertson und Southey mit Recht bewundert.“

Zwei Jahre später kommt die gleiche Zeitschrift noch einmal auf dieses Werk zurück, indem sie eine ganze Anzahl von Kapiteln daraus zum Abdruck bringt. (1839, Nr. 37/38—44.)

Schon 1836 macht das *Magazin* (Nr. 57) sein Publikum mit einem englischen Urteil über Moores humoristische Schriften bekannt. Es ist dem *Tait's Magazine* entnommen und zeigt viel Anerkennung für Moore, „den einzigen merkwürdigen Repräsentanten jener alten lebenslustigen Zeit.“

Eines dieser Werke *The Fudges in England* (1835) ist der Gegenstand einer Besprechung in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1836 (Nr. 9), die den Inhalt kurz skizziert, auch einige knappe Übersetzungsproben bringt, die aber bei aller Bewunderung für das trefflich gelungene Werk zweifelt, ob die Darstellung als komisches Epos dem Stoff, der Unterdrückung der Katholiken, angemessen sei, und die vor allen Dingen überzeugt ist, daß dieses Werk so spezifisch englisch sei, daß es unmöglich in Deutschland, wo man mit diesen internen Fragen des Inselreiches nur oberflächlich bekannt sei, Interesse erwecken könne.

Ein paar Jahre später (1839, Nr. 27) finden wir in derselben Zeitschrift eine sehr absprechende Kritik über

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Moore aus dem Buch eines Engländers Browne, *Zeitgedanken oder Menschen und Dinge* betitelt, die wirklich keinen guten Faden an ihm läßt. Darin stehen beispielsweise folgende Sätze:

„Er ist der Dichter der raffinierten, selbstsüchtigen, abgelebten Wollüstlinge, . . . er ist ganz falsch und hohl . . . . seine Gedichte sind, zum größten Teil, nur hübsche ins Auge fallende Trödelware.“

Jedoch Sätze wie diese:

„Es hat unmoralischere Schriftsteller gegeben als Moore, denn er ist selten oder nie tief, aber vielleicht eben deswegen keinen, der mehr geeignet wäre, in einem großen Kreise verderblich zu wirken“ . . . oder: „unmerklich vergiftet er die Gefühle und täuscht den Verstand, während er einen Rosenpfad zum ewigen Feuer bahnt“

zeigen uns deutlich genug, aus welchem Lager diese Auslassungen kommen, und wie sie daher zu beurteilen sind; deshalb verspricht auch die Redaktion in einer Fußnote eine baldige Beleuchtung und Prüfung dieses strengen Urteils über Moore.

Eine neue Übersetzung der poetischen Werke Moores gibt der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1839 (Nr. 228) die Veranlassung, sich etwas allgemeiner über Moore auszusprechen. Sie zeigt, daß Moore wohl ein Talent, aber kein Genie sei; weil man dies nicht erkannt, sei er zunächst überschätzt worden, und jetzt werde er unterschätzt. Dieser zu geringen Bewertung tritt die Zeitung entgegen, indem sie hervorhebt, daß Moores Lieder unvergleichlich seien, singbar, zart und tief empfunden; von den größeren Dichtungen wird gesagt, daß man an ihnen merke, daß das Talent nicht zum Genie geworden; dennoch aber heißt es von *Lalla Rookh*:

„Aus den *verschleierten Propheten vom Khorassan*, *Das Paradies und die Peri* aus *Die Feueranbeter* und *das Licht des Harems*, sowie aus der Erzählung, welche diese Bilder einrahmt, weht solch ein Farben- und Blumenduft des Orients, erscheint das Morgenland in so deutlichen Zügen vor uns, daß wir unsere Sinne, unsere

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Urteilskraft für stumpf halten müßten, wenn wir zweifelten, daß der Schöpfer dieses Glanzes und Duftes und dieser Formen, den Orient geistig und materiell verstünde und kennte."

Die *Liebe der Engel* wird wegen des allzu ätherisch zerfließenden Stoffes für schwächer gehalten, auch die komischen Werke finden weniger Beifall, weil ihr oft nur für Engländer verständlicher Witz von Ausländern nicht gewürdigt werden könne, doch dürfen wir nicht übersehen, daß es schon sehr viel bedeutet, daß die *Jenaische Lit.-Ztg.* für Moore Partei ergreift und seine Rettung als Dichter übernimmt, obwohl dies sicher nur einigen Kunstrichtern gegenüber notwendig war, aber allen Anzeichen zufolge durchaus nicht gegenüber der Allgemeinheit.

Eine recht phrasenhafte, ablehnende Kritik des *Alciphron* (1839) im *Conversationsblatt* 1840 (Nr. 141) scheint zwar die Worte der *Jenaischen Lit.-Ztg.* zu bestätigen, daß Moores Popularität geringer geworden; aber ein sprechendes Zeugnis für Moores Beliebtheit in Deutschland ist dagegen die Tatsache, daß Schumann das *Paradies und die Peri* vertont hat, und auch seine Frau sagt in einem Brief an Liszt vom 7. I. 1844[1]: „Die Dichtung schon ist wunderbar schön, poetisch, nicht weniger ist es die Komposition."

Für die unveränderte Beliebtheit Moores scheint mir auch der Umstand zu sprechen, daß noch im Jahre 1843 eine neue Übersetzung der *Lalla Rookh* von Heinrich Menke, zur Veröffentlichung gelangt, die im *Magazin* 1845 (Nr. 53) besprochen wird.

Sogar die *Geschichte Irlands* finden wir 1846 in einer Verdeutschung wieder, die in einem Aufsatz des *Literaturblattes* 1846 (Nr. 44) angezeigt wird. Zwar wird das Werk die beste Geschichte Irlands genannt; aber dennoch werden einige Mängel aufgedeckt, so eine allzu große Dürf-

[1] Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt, hrsg. von La Mara, 1895, I 64.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

tigkeit und Magerkeit, die auf dem zu heftigen Bestreben des Dichters beruhe, die historische Wahrheit ans Tageslicht zu bringen, außerdem stehe Moore nur auf der Höhe der Historiker des vergangenen Jahrhunderts und wisse nichts von dem inzwischen gemachten Fortschritt.

Die vorstehende Übersicht über die Moore betreffenden kritischen Äußerungen der Periode zeigt deutlich, daß Moore neben Byron der beliebteste englische Dichter der Zeit war; freilich unterlag sein Ruhm mancherlei Schwankungen; gegen das Ende der dreißiger Jahre erscheint es sogar, als ob er seine langjährige Beliebtheit mit Anfeindung und Vergessenheit büßen müßte; aber die noch immer reichlichen Erwähnungen seines Namens in den folgenden Jahren beweisen, daß Moore seine Anhänger doch fester an sich fesselte.

Zur Entstehung seiner großen Beliebtheit in Deutschland dürften wohl eine Reihe von Umständen beigetragen haben: zunächst die sangbare, volkstümliche Art seiner Lieder, die ihnen, wie dies ähnlich bei denen von Burns der Fall war, eine weite Verbreitung verschaffte und immer wieder zu Vertonungen anregte, dann seine Vorliebe für orientalische Stoffe und Szenerie, die dem Geschmack der Zeit so entgegenkam[1], schließlich eine scheinbare Verwandtschaft mit dem allgemeinen Liebling Byron und nicht zum mindesten seine persönlichen Beziehungen zu ihm. Zuletzt mag auch noch seine warme Liebe für Irland, sein Eintreten für seine unterdrückten Landesgenossen ihm mit der lebhaften Sympathie für seine politische Stellungnahme Begeisterung für die Werke seiner Muse erworben haben.

---

[1] Vgl. Marie E. de Meester: Oriental Influences in the English Literature of the nineteenth Century, 1915; Anglistische Forschungen, Heft 46.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

IV. Lord Byron[1].

Byron (1788—1824) ist nach Aufhebung der Kontinentalsperre (1814/1815) in Deutschland bekannt geworden, und sein Ruhm hat sich schnell in Deutschland verbreitet. Verschiedene englische Ausgaben seiner Werke, die in Deutschland kursierten, ermöglichten eine eingehende Beschäftigung mit dem Dichter. Englische Zeitschriften, die man in Deutschland eifrig las, nährten das Interesse; außerdem erhielt man häufig direkte Nachrichten durch die auf dem Kontinent reisenden Engländer.

Als Ausgangspunkt für Byrons Weltruf ist Frankreich zu betrachten, wo der Beifall der Frauen Byron zuerst auf die Höhen des Ruhmes trug. Schnell pflanzte sich diese Bewegung nach Deutschland weiter und wurde auch hier vielfach von Frauen getragen, wie ja bald eine Reihe von Übersetzungen Byronscher Werke von Frauenhand erstanden. Man versuchte in Deutschland auch frühzeitig, mit dem Dichter persönlich in Berührung zu treten. So taten es Elise von Hohenhausen und Jacobsen schon 1817, die beide Byron auch später die lebhafteste Anteilnahme bewiesen.

Die Vorliebe für Byron wurde begünstigt durch die literarischen Zustände in Deutschland, mit denen man bei ihm vielerlei Berührungen fand. Bezeichnend dafür ist, daß gerade Byrons Prosaerzählung *Der Vampyr* (The Vampire, 1819) damals in Deutschland den tiefsten Eindruck gemacht und die weiteste Verbreitung gefunden hat.

---

[1] Da über die Aufnahme Byrons in Deutschland eine ausführliche Abhandlung von Dr. Ochsenbein (siehe Bibliographie) vorliegt, beschränke ich mich darauf, im folgenden die Resultate seiner Forschungen kurz zu skizzieren.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Sie wurde mehrmals ins Deutsche übersetzt, kam in Bearbeitungen auf die deutsche Bühne und wurde in zahlreichen Schauergeschichten verarbeitet. Mit Hoffmann hatte Byron den Stoff seiner Tragödie *Marino Faliero* (1821) gemein, seine *Hebrew Melodies* (1815) erinnerten an Klopstock, und auch in andern Werken fand man mannigfache Beziehungen zu bekannten deutschen Literaturprodukten; dazu kam, daß Männer wie Goethe, Schlegel, Jacobsen sich mit ihm beschäftigten und ihre Meinung über den Dichter veröffentlichten.

Schon 1817 war Byron in Deutschland sehr bekannt, 1820 waren sogar „die Originale in den Händen aller Gebildeten", 1818 war die Mode schon so tyrannisch geworden, daß niemand es einzugestehen wagte, wenn er kein Interesse für Byron hatte, und 1822 war er schon soweit popularisiert, daß selbst die halbgebildete Leseklasse ihn stets im Munde führte. Doch läuft schon seit 1817 eine Bewegung daneben her, die sich in heftigen Anfeindungen über den Dichter ergeht. Sie nimmt ihren Ausgang in England und zeigt sich auch in Deutschland mächtig, wo 1820—1826 allerlei gewichtige Stimmen sich gegen ihn erheben. Aber dies war, wenigstens in Deutschland, nur eine vorübergehende Stimmung, und die Begeisterung für Byron wuchs hier aufs neue und stärker als je zuvor, als Byron 1823 für die Sache der Griechen eintrat, und als er dann gar den Tod für sie starb, da kannte sie keine Grenzen. Weitere zehn Jahre hindurch stand Byron auf der Höhe seines Ruhmes, und erst seit Mitte der dreißiger Jahre sucht man in Deutschland mit objektiver Kritik an den Dichter heranzutreten.

Ein Maßstab für das lebhafte Interesse an Byron läßt sich aus der Fülle der Übersetzungen abnehmen, die trotz der großen Schwierigkeiten, die Byrons Werke dem

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Übersetzer bieten, besonders in der Zeit von 1816 bis 1828 in Deutschland erschienen. Zum Bekanntwerden Byrons aber trugen nicht allein die Übersetzungen einzelner Werke, sondern auch die Anthologien bei; unter diesen ist besonders die von Jacobsen wichtig, der nicht allein Übersetzungen brachte, sondern auch stets das Original beidruckte, und der sich vor allen Dingen in einer Reihe von Briefen über Byrons Leben und Werke erging, wobei er besonders auch die Meinung der englischen Kritiker über Byron berücksichtigte und teilweise deren Aufsätze abdruckte.

Das Geheimnis der außerordentlichen Wirkung der Werke Byrons hat Ochsenbein in folgenden drei Punkten gefunden: 1. dem Interesse für Byrons Person, 2. dem für sein Dichtertalent und 3. dem für seinen Heldentypus.

Dieser allgemeinen Übersicht über die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland möchte ich noch ein paar Urteile einzelner über den Dichter folgen lassen, teils um das Gesagte zu illustrieren, teils weil diese Urteile den Dichter von sehr verschiedenen Standpunkten aus betrachten und deshalb gerade in ihrer Gesamtheit von Interesse sind.

Schon 1816 schreibt Bonstetten[1] am 12. Juni von Genf an Friederike Brun:

„Lord Byron ist hier; er hat sich nach mir erkundigt. Hältst Du ihn nicht für den größten unter den lebenden Dichtern? Alle stürmischen Leidenschaften sitzen auf seinen Augenlidern; Du siehst den *Korsar* (The Corsair, 1814) in seinen Blicken, die aber oft zart, gut und sanft und melancholisch aussehen. Seine schönen Augen sehen aus wie ein stürmischer Tropenhimmel."

Eine Bemerkung von Heinrich Voß über Byron ist typisch für eine nicht geringe Gruppe von Lesern; denn wir dürfen wohl annehmen, daß die meisten tief fromm empfindenden Menschen sich ähnlich zu dem Dichter

[1] Briefe von Karl Viktor von Bonstetten an Friederike Brun, hrsg. von Matthisson 1829 II. S. 104.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

stellten. Am 24. XII. 1817 schreibt er an Friedr. de la Motte-Fouqué[1]:

„Neulich las ich den berühmten Lord Byron. In dessen gefeierten Gedichten herrscht doch der größte Fatalismus, der gesteigertste Menschenhaß, eine fast wahnsinnige Verzweiflung: es ist, als wäre sein Herz mit Tigerkrallen auseinandergerissen. Die Engländer sind darüber entzückt. Freilich hat der Mann Kraft; aber des Satans Kraft ist keine göttliche, und besser als alle Kraft ist Frieden im Busen."

Wie tief Voß trotz allem immer aufs neue von Byron angezogen wurde, ersehen wir aus einem Briefe an seinen Freund Christ. v. Truchseß[2]. Im Juni 1820 schreibt Voß dem Freund:

„Ist denn Lord Byron schon zu Dir gelangt? Vielleicht hatten die Engländer seit Shakespeare keinen so umfassenden und schaffenden Dichterkopf; aber auch keinen, der so ganz das Widerspiel war von Shakespeare. Die Träne des Mitleids, der sanften Freude, der wohltätigen Wehmut ist ihm fremd; sie verzehrt sich in der Glut der einen Herzenskammer und erstarrt vor der Eiskälte der andern. . . . . Truchseß, ich bin manchmal entzückt von Byron; aber eh' ich mich dessen bewußt werde, weht mich auch schon wieder ein Grauen an, wie aus geöffneten Gräbern, oder aus Fensterhöhlen bemooster Kirchentürme. Überdenke ich all die Schandtaten in Byrons Erzählungen, so begreif ich nicht, wie Väter ihren Töchtern, Männer ihren Bräuten dergleichen in die Hand geben mögen."

Sogar im letzten Brief vom 10. Juli 1822[3], den der schwerleidende Voß schrieb — er richtet sich auch an Truchseß —, beschäftigt er sich mit Byron; die Übertragung eines Byronschen Gedichts *Der unsterbliche Geist* ist dem Brief angeschlossen, und auf dieses bezieht sich die folgende Briefstelle:

---

[1] Briefe an Baron Friedr. de la Motte-Fouqué, hrsg. von Albertine Baronin de la Motte-Fouqué, 1848, S. 527:

[2] Briefe von Heinr. Voß, hrsg. von Abraham Voß, 1834, II, S. 92.

[3] Ibid. S. 106.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Von Lord Byrons kleineren Gedichten hab' ich eins, das ich beilege, recht für meinen alten Truchseß übersetzt. Ich habe Dir manches harte Wort über diesen Ultra-Dichter ausgesprochen. Mich freut, daß ich ihn Dir auch einmal von einer guten Seite zeigen kann. Zwei Seelen hat der Mann; die eine Seele leugnet geradezu Gott und Unsterblichkeit, und sehnt sich nach dem Versinken ins ewige Nichts. Die andere Seele freibeutet manchmal in der heiligen Schrift, und holt sich daselbst Stoff zu Gesängen. Fast alle seine *Hebräischen Melodien* sind trefflich, wenn es ihnen gleich, aus begreiflicher Ursache, etwas an innerer Wärme fehlt."

Ganz andere Gesichtspunkte rücken bei der Beurteilung Byrons durch Platen in den Vordergrund. Platen hat Byron sehr eifrig gelesen und versucht, zu klaren Ansichten über ihn zu kommen. In Platen sitzt ein besonders formgewandter Dichter über Byron zu Gericht, und so darf es uns nicht verwundern, daß er bei seiner Kritik einen Hauptwert auf die formelle Seite der Dichtungen legt. Schon am 4. IV. 1817 schreibt er in sein Tagebuch[1]:

„Die Verse von Byron werden durch den düsteren, monotonen Geist, der sie beherrscht, unausstehlich."

Wenige Zeilen danach lesen wir über den *Korsar* und *Lara* (1814):

„Was die Erfindung und Geschichte betrifft, so ist wenig an ihnen zu loben. Dennoch ist das seltene Talent des Lord Byron unverkennbar. Seine Verse sind meistens leicht und sehr wohlklingend; man stößt häufig auf einzelne schöne und kühne Stellen, besonders in *Lara*. Man könnte ihn in Charakterschilderungen sehr glücklich nennen, wären nicht die Charaktere des zweiten Rangs ebenso schwach gezeichnet als der des Helden voll Ausdruck, in dem, wie man sagt, der Verfasser sich selbst schildert."

Am 15. XI. 1818[2] schreibt Platen, nachdem er *The Siege of Corinth* (1816), *Parisina* (1816) and lyrical pieces gelesen, das folgende bemerkenswerte Urteil über Byron in sein Tagebuch:

„Ob er ein Dichter von einiger Auszeichnung geworden wäre, wenn er nicht die halbe Welt bereist hätte, steht zu erwarten. Zum

[1] I, S. 751.
[2] II, S. 132 f.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mindesten läuft alles auf seine Reisen und seinen eigenen Charakter zurück. Dichter, die weniger plastisch sind als er, und weniger Erfindungsgeist haben, werden wenige zu finden sein."

Über den ersten und zweiten Gesang von *Childe Harold* (1812) läßt sich Platen am 2. I. 1819[1] folgendermaßen aus:

„Als ein Ganzes betrachtet möchte wohl dieses Gedicht vor dem ästhetischen Richterstuhl nicht bestehen können. Es ist weit entfernt episch zu sein und im Grunde nichts Anderes als eine Reisebeschreibung. .... Die veralteten Wortformen, die zuweilen eingemischt werden, sind Affektation und tun keine angenehme Wirkung. Die Spensersche Stanze ist an sich selbst etwas gedehnt und nachdrucklos, gelingt aber dem Dichter mitunter meisterhaft, und der schließende Alexandriner schneidet wie der Kreis, den ein Schwan durchs Wasser zieht, mit melodischem Tonfalle die Stanzen. Was Einzelheiten anlangt, so darf man wohl mehrere davon entzückend nennen ..."

Am Ende des Jahres hat Platen auch den dritten und vierten Gesang des Gedichts gelesen und legt den Eindruck, den er davon empfangen hat, am 4. Dezember 1819[2] in seinem Tagebuch nieder; wir lesen da:

„On peut dire que Byron s'est surpassé soi-même, surtout dans le troisième chant. On y trouve des passages d'une beauté rigoureuse et sublime. Le caractère misanthrope du héros ou plutôt du poète y est prononcé avec une vigueur d'imagination et de génie qui a été rare dans tous les temps. La versification n'est pas moins sublime que les pensées."

Ganz anders wie Platen steht wiederum Frau von Schiller zu Byron. Sie interessiert sich ebenso sehr, wenn nicht sogar mehr, für den Menschen als für den Dichter Byron. Des öfteren betont sie in ihrem Briefwechsel mit Knebel, daß sie Byron habe in Schutz nehmen müssen, und kämpft überall dafür, daß das Genie nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werde. Daß sich ihr Interesse jedoch nicht am Menschen erschöpft, beweist ihr Geständnis an Knebel, daß sie „auch einmal

---

[1] II, S. 176.
[2] II, S. 341.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

eine Stelle aus *Manfred* (1817) verdeutscht habe." An einer andern Stelle[1] sagt sie von Byron:

„Mir ist sein Talent immer groß und schön und ich liebe ihn sehr",

und auch sie wird bei des Dichters frühem Tod in tiefe Betrübnis versetzt. Sie schreibt am 24. V. 1824 an Knebel[2]:

„Der Tod des Lord Byron schmerzt mich tief. Welche Kräfte sind uns verschwunden! welcher hohe, einzige Geist!"

Diese wenigen Urteile aus dem ersten Jahrzehnt von Byrons Bekanntwerden in Deutschland mögen genügen, um zu bestätigen, wie sehr man sich hier in allen Kreisen mit ihm beschäftigte, wie verschieden das Urteil aber ausfallen konnte. — Wir haben uns hier auf Aussprüche beschränkt, die alle, bis auf den letzten, in Byrons Lebenszeit fallen. Das bedeutet jedoch nicht, daß das Interesse für Byron mit seinem Tode endigte. Er zählt vielmehr die ganze Periode hindurch, bis 1850, zu den Schriftstellern, deren Namen in Deutschland am häufigsten genannt, deren Werke und Persönlichkeit aber auch am widersprechendsten beurteilt werden. Das Bild ändert sich jedoch in all den Jahren fast gar nicht, und so erscheint es überflüssig, die ins Ungezählte gehende Fülle der Stimmen über Byron aus dieser Zeit auch nur auszugsweise wiederzugeben; denn es tritt uns darin durchaus nichts Neues entgegen, und der einzige Unterschied besteht darin, daß die zwanziger Jahre, wie ja schon Ochsenbein festgestellt, begreiflicherweise einen Höhepunkt seiner Anerkennung und Bedeutung in Deutschland bilden. Deutlich zeigt sich aber auch in den dreißiger und vierziger Jahren die Anteilnahme an dem englischen Dichter an dem Eifer, mit dem alle Werke über Byron, seine nachgelassenen Schriften oder auch solche, in denen er nur flüchtig erwähnt wird, ins Deutsche übertragen und immer wieder besprochen und empfohlen werden. Wenn auch schließ-

[1] Briefwechsel mit Knebel s. 552.
[2] S. 556.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

lich die Zahl der Erwähnungen geringer wird, so weist doch die starke Beeinflussung der deutschen Literatur durch Byron, wie wir sie heute noch bemerken, deutlich darauf hin, daß das Interesse für diesen Dichter in Deutschland ein anhaltendes und tiefes gewesen ist.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

V. Die ältere epische Dichtung.

1. George Crabbe.

Crabbe (1754—1832) gehört zur Zahl der englischen Dichter, deren Ruf schon früh im 19. Jahrhundert nach Deutschland gedrungen ist. So widmet ihm ein Kritiker im *Morgenblatt* 1811 (Nr. 147) in einem längeren Aufsatz über die englische Literatur einen größeren Abschnitt, wo er im allgemeinen dem Dichter viel Lob spendet, doch durchaus nicht blind ist für seine Fehler und unerfreulichen Seiten. Er vergleicht Crabbe mit Hoggarth, weil dieser wie jener mit Vorliebe Stoffe aus dem niedersten Volke behandle. Doch wird Crabbe der Bedeutendere von beiden genannt, da ihm noch die Hoggarth fehlenden Wirkungen von Erhabenheit und Schönheit zur Verfügung stünden. Der Kritiker tadelt den Versbau wegen seiner Härte und Nachlässigkeiten; aber er fährt fort: „trotz dieser Fehler ist Crabbe ein origineller Dichter, dessen Werke man mit zunehmender Verwunderung liest und fleißig auflegt.“ Die gleiche Zeitschrift bringt anschließend an eine Charakteristik des Dichters in der *Edinburgh Review* 1819 eine Kritik der *Tales of the Hall* (1819), und unter dem Einfluß der englischen Besprechung nennt sie Crabbe „vielleicht den größten Manieristen unter den lebenden Dichtern Englands.“ Dieser Rezensent legt mehr Gewicht auf die Fehler Crabbes und deckt sie schonungslos auf; aber auch er sieht in seinen Dichtungen eine Fülle von Vorzügen.

Jacobsen (1820) widmet Crabbe längere Ausführungen. Wie überall ist er sehr zurückhaltend mit seinem eigenen Urteil; aber aus der Auswahl der englischen Stimmen, die er über Crabbe anführt, läßt sich leicht seine Stellung-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

nahme erkennen: er scheint den Dichter sehr zu bewundern; denn wir hören nur Worte des Lobs und der Anerkennung über ihn, und Jacobsen verweilt mehr als 60 Seiten hindurch mit sichtlichem Wohlgefallen bei ihm und gibt reiche Proben aus seinen Werken.

Anschließend an Crabbes Gedicht *The Natural Death of Love* in den *Britischen Dichterproben* von L. B. Breuer[1] werden in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1821 (Nr. 243) einige Worte der Beurteilung über den Dichter gesagt. Der Rezensent gehört jedoch nicht zu Crabbes Verehrern; denn er sagt schließlich:

„uns hat er nie entsprechen wollen, und seine nüchterne Besonnenheit scheint sich wenig dazu zu eignen, die unpoetischen Alltäglichkeiten, die er behandelt, poetisch zu machen."

Nicht diese absprechende Kritik allein belehrt uns, daß Jacobsens Urteil über den Dichter nicht überall geteilt wurde. Das völlige Verschwinden des Namens Crabbe aus den Zeitschriften der späteren Jahre redet noch eine viel deutlichere Sprache und sagt, daß Jacobsen mit seiner Begeisterung für ihn ziemlich allein stand, und daß es ihm im Gegensatz zu seiner bahnbrechenden Bedeutung für manch anderen englischen Dichter nicht gelungen ist, für Crabbe in Deutschland Anteilnahme zu erwerben.

2. Thomas Campbell.

Die erste Erwähnung Campbells (1777—1844), die uns bekannt geworden, ist für ihn überaus schmeichelhaft. Er wird da im *Morgenblatt* 1811 (Nr. 147), als einer der berühmtesten lebenden Dichter, neben Scott und Southey genannt. Es heißt von ihm: „Die, welche ein Gedicht gern nach Regeln abmessen, bewundern Campbell." Weiterhin wird erzählt, daß ihm die Anhänger von Fox ergeben sind. Im weiteren Verlauf dieser Kritik werden einzelne

[1] Leipzig, 1819/20.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

von Campbells Werken durchgesprochen. Die Leichtigkeit seiner Verse in *The Pleasures of Hope* (1799) wird hervorgehoben, dann die Beherrschung der epischen Form gelobt; aber im Vergleich zu seinen früheren Werken wird sein letztes *Gertrude of Wyoming* (1809) getadelt. Der Rezensent sagt darüber:

„Die Geschichte, worauf das Werk gebaut ist, hat große Unvollkommenheiten, sie ist nicht zum besten erzählt, und die Versifikation läßt viel zu wünschen übrig."

Er erzählt auch, daß darum der Beifall in England bedeutend geringer sei als bei früheren Werken. Auch in dem schon bei Southey erwähnten Bericht aus Philadelphia in der *Eleganten Welt* 1811 (Nr. 185) wird Campbell neben Scott, Southey und Ossian genannt. Ein anderer Reflex der zeitweiligen großen Anerkennung für Campbell in England ist die Tatsache, daß Wiedemann in seiner Auswahl englischer Dichter, die sich nur auf eine sehr geringe Zahl beschränkt, auch Campbell berücksichtigt, und auf die gleiche Auffassung weist eine Notiz in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1816 (Intelligenzblatt Nr. 41), wo es von Byron heißt: „Scott und Campbell sogar haben ihm selbst die Palme gereicht."

Schon in diesen frühen Jahren wurde Platens Aufmerksamkeit auf Campbell gelenkt; er erzählt[1] unterm 4. V. 1816, daß er im *Morning Chronicle* zwei schöne Gedichte gefunden; das eine davon ist Byrons *Farewell*, das andere, „dessen Verfasser Campbell heißt, *Song of the british Grenadiers*, ein herrliches Lied, meines Erachtens wert, einem *God save the King* an die Seite gestellt zu werden."

Anders jedoch lautet Platens Urteil, als er im folgenden Jahre Campbells *The Pleasures of Hope* kennen lernt; er sagt darüber in seinem Tagebuch am 18. III. 1817[2]:

[1] Tagebücher I, S. 515.
[2] I, S. 747.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Ein didaktisches Gedicht, dem ich keinen Geschmack abgewinnen kann, obgleich einzelne Stellen mir nicht mißfielen. Das ganze zeugt von keinem poetischen Genie, obgleich einem ziemlich gewandten Versemacher. .... Auch aus den übrigen angehängten Gedichten Campbells spricht kein originaler Geist, obgleich sie sich über das Mittelmäßige erheben."

Trotz dieses ziemlich harten Urteils nennt Platen doch bei einer Besprechung der Wiedemannschen Sammlung[1] Campbell neben Scott und Byron als einen der vorzüglicheren Poeten der Sammlung; abweichend von den meisten andern Kritikern beurteilt er *Gertrude of Wyoming* besser als die *Pleasures of Hope*, indem er sagt, er habe aus diesem Gedicht ersehen, daß Campbell wirklich ein Dichter sei.

Eine ganz ungeteilte und bedingungslose Anerkennung spricht dagegen aus Jacobsens Briefen (1820), wo der Verfasser nach einer kurzen biographischen Einleitung sagt:

„Campbell war nur 21 Jahre alt, wie er sein Gedicht *The Pleasures of Hope* herausgab, woran er ein Jahr gefeilt hatte, und es gehört zu den schönsten Gedichten in irgend einer Sprache. Ich hatte das Vergnügen, es Ihnen in der Wiedemannschen Sammlung zu geben. Gibt es viele Verse, die erhabener sind, wie dieser Schluß des Gedichts? .... Wer so korrekt und gefeilt schreibt, wie Campbell, ist nicht imstande, viel zu schreiben. Alle seine Gedichte beweisen ein sorgfältiges Studium und ein unermüdetes Feilen. Sie sind der Maßstab der Korrektheit, welcher die englische Dichtkunst fähig ist."

Seine Bewunderung Campbells zeigt sich namentlich in dem Eifer, mit dem er die Bemerkung eines englischen Kritikers, *Gertrude of Wyoming* erziele keine größeren Wirkungen, weil der Dichter mit zuviel Ängstlichkeit, ja zuweilen Ziererei, auf die Korrektheit und den Erfolg bedacht sei, zurückweist. Zum Beweis der Ungerechtigkeit dieser Bemerkung führt Jacobsen Stellen aus den *Pleasures of Hope* an und fügt auch die Gedichte *Exile of Erin*, *Hohenlinden* und *Über ein Gemälde der Venus* hinzu.

[1] Tagebücher I 751. 4. IV. 1817.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

In den Zeitschriften sind die Erwähnungen Campbells immer sehr flüchtig geblieben; gewöhnlich beschränkt man sich auf Nennung seines Namens mit irgend einem mehr oder weniger ehrenden Beiwort, so findet sich in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1821 (Nr. 323) die Stelle, „daß doch eher einmal der gediegene Campbell an Stelle von Byron bei Übersetzungen berücksichtigt werden sollte."

Eine etwas ausführlichere Würdigung Campbells treffen wir dagegen im *Literaturblatt* 1826 (Nr. 38); er wird da einer der wohlunterrichtetsten Dichter Englands genannt; doch weist der Rezensent auch auf seine Mängel, wie Einförmigkeit, falschen Schimmer, matte Erfindung und mangelhafte Pläne hin; doch diese Fehler bemerkt er hauptsächlich an Campbells größeren Dichtungen, die kleineren lobt er als freier in Gefühl und Erfindung; namentlich hebt er hier *The Mariners of England* als ein Gedicht von bleibendem Wert hervor, ein Urteil, das die Zeit als richtig bestätigt hat.

Die einzige eingehendere Erwähnung nach der durch Platen ist die durch Adrian in seinen Bildern aus England 1828. Er lobt den sorgfältigen Stil der *Pleasures of Hope*, rügt aber einen völligen Mangel an poetischen Ideen und das Fehlen eines inneren Zusammenhangs und wirft auch der *Gertrude of Wyoming* dieselben Fehler vor.

Das Urteil Wolffs (1832) legt das Hauptgewicht auf die Vorzüge des Dichters, jedoch ist Wolff auch nicht blind für die Fehler des Dichters, die er folgendermaßen charakterisiert:

„Campbell strebt zu sehr nach Korrektheit und gibt sich daher nie dem Drange seines Genius hin, sondern fesselt diesen nur zu oft mit den Ketten der eigensinnigen Regel."

Weiter bespricht er dann Campbells größere Dichtungen; aber auch ihm fällt hier überall Planlosigkeit und ängstliches Feilen neben der seltensten Vollendung der äußeren Gestaltung auf. Schließlich nennt er Campbell noch als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Verfasser höchst geschmackvoller und geistreicher Abhandlungen, worauf schon Jacobsen in einer knappen Bemerkung hingewiesen hatte.

Auch Freiligrath erwähnt Campbell einige Male flüchtig in seinem Briefwechsel, so 1833 in einem Brief an Merkel[1] oder am 21. II. 1839 in einem Brief an Künzel, doch ohne jemals auf des Dichters Werke einzugehen. Aber, daß er auch diesem englischen Dichter ein tieferes Interesse zugewendet, beweisen die Übersetzungen von zwei Gedichten Campbells, *Der letzte Mensch* und *Rold der Held*, in der Ausgabe seiner Gedichte von 1838.

Als ein Steigen des Interesses für Campbell könnte man es vielleicht bezeichnen, daß in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* in den dreißiger Jahren einige Male Übersetzungen von Gedichten Campbells erscheinen, die von verschiedenen Verfassern herrühren: Feist, Bockelmann, Kreis versuchen sich daran. Doch diese Anregungen sind ohne Wirkung geblieben. Der Name Campbells taucht immer seltener auf.

In all diesen Jahren gibt es nur ein Werk von Campbell — und es ist bezeichnend, daß dies kein poetisches ist —, das einmal die Aufmerksamkeit eines Deutschen erregt. Es ist dies *The Life of Petrarch* (1841), das im *Conversationsblatt* 1841 (Nr. 250) besprochen wird. Dem Kunstrichter scheint der Name Campbell ziemlich geläufig gewesen zu sein; denn er schreibt:

„Campbell zeigt sich in diesem seinem jüngsten Werke als Schriftsteller wie als Mensch so ganz in seinem bekannten, natürlichen, von aller Affektation freien Wesen, daß die Erwartungen, welche durch die bloße Nennung seines Namens auf dem Titelbild erregt werden, sich durchgängig bestätigen.“

In den vierziger Jahren finden sich noch ein paar flüchtige Erwähnungen des Dichters, so im *Magazin* 1842

[1] 29. Okt.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

(Nr. 25) oder in der gleichen Zeitschrift (Nr. 48) der Aufsatz eines Amerikaners — in deutscher Übersetzung — *Unterhaltungen mit und über Campbell*; aber sie werden immer seltener und verschwinden schließlich ganz und gar. Trotzdem dürfen wir auf Grund der angeführten Erwähnungen behaupten, daß Campbell zu den beliebtesten englischen Dichtern der Zeit zählte, und daß er bis gegen 1840 sich das Interesse der deutschen Lesewelt zu erhalten wußte.

3. Samuel Rogers.

Eine Bemerkung Crabb Robinsons aus dem Jahre 1814[1], worin er erzählt, daß A. W. Schlegel von Rogers (1763—1855) sprach, beweist, daß dieser Dichter in den literarisch interessierten Kreisen schon damals nicht unbekannt war; zu der größeren Menge jedoch drang sein Name wahrscheinlich erst durch Jacobsens Briefe (1820), in denen er ziemlich ausführlich und auch sehr anerkennend besprochen wird. In seiner gewohnten Weise gibt Jacobsen zuerst einige Lebensdaten, dann eine Kritik aus der *Edinburgh Review*, worin sich die bemerkenswerten Sätze befinden:

„Man kann mit Wahrheit versichern, daß wir in unserer Sprache kein Buch besitzen, das wie das gegenwärtige, zugleich von der Schwäche der Nachlässigkeit und dem Fehler der Affektation frei ist. .... Herr Rogers hat sich eine Stelle unter den klassischen Schriftstellern Großbritanniens errungen."

Jacobsen selbst sagt:

„Rogers gehört zu denjenigen Dichtern, die nicht bloß den Beifall ihrer Zeitgenossen besitzen, sondern die auch die Nachwelt bewundern wird. .... Die Gedichte haben eine vollendete Eleganz, etwas Graziöses, ohne alles Gezierte."

Nun gibt er als Proben Teile aus *The Pleasures of Memory* (1792) und aus einem Gedicht über die Westminster-Abtei,

[1] Diary I 454; 4. Okt.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

außerdem Gedichte über den Loch Long, über Columbus und ein Gedicht: *A Farewell.* Zum Schluß bringt Jacobsen noch Auszüge aus einer Kritik der *Edinburgh Review* über Rogers' neuestes Werk *Human Life* (1819); diese Beurteilung ist womöglich noch günstiger als die oben angeführte; auch von diesem Gedicht läßt Jacobsen reiche Auszüge folgen und gibt so dem Publikum die Möglichkeit, sich ein selbständiges Urteil über den Dichter zu bilden.

Trotz dieser so günstigen Einführung in Deutschland ist Rogers hier fremd geblieben; nur das *Literaturblatt* 1826 (Nr. 38) nennt ihn als einen Dichter, der gewissermaßen als Vermittler zwischen der alten und neuen Zeit in der Dichtung stehe, und hebt den Wohllaut seiner Verse hervor.

Weniger anerkennend als von Jacobsen wird Rogers von Adrian beurteilt; dieser läßt zwar die Glätte und Eleganz seines Stils gelten; er spricht ihm aber Gestaltungs- und Erfindungskraft ab und wirft ihm gelegentliche Gesuchtheit vor.

Ganz anders klingt wiederum das Urteil, das Wolff über Rogers fällt. Wir müssen es jedoch mit einer gewissen Vorsicht betrachten; denn, wie Wolff selbst sagt, daß er die Auszüge und Übersetzungen zu diesem Kapitel Jacobsens Briefen entnommen, so wäre es auch leicht denkbar, daß er sich in seinem Urteil Jacobsen anschließt und Rogers vielleicht nur aus den Proben bei Jacobsen kennt. Jedenfalls kommt er zu ganz dem gleichen Resultat wie dieser und führt von Werken, die Jacobsen nicht nennt, nur *Italy* (1822) an — Jacobsen konnte es seiner späteren Erscheinungszeit wegen noch nicht kennen — und gibt daraus einen längeren Auszug mit einer Übersetzung von W. Müller bei.

Um so mehr muß es uns bei dieser Lage der Dinge überraschen, daß 1836 eine Übersetzung der *Pleasures of*

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Memory erscheint, und daß sie großen Anklang findet. Dafür zeugen zwei Besprechungen, die eine von Th. Hell im *Wegweiser* 1836 (Nr. 31), der darüber folgendes sagt:

„Je seltener sich der jetzige Geschmack an solche Lehrgedichte macht, um so mehr danken wir es dem gewandten Übersetzer dieses milden Gedichts. Denn so möchten wir es charakterisieren, da es alles Grelle und Scharfe vermeidet und nur durch sanfte Rührung uns zu fesseln strebt: Bei unbefangenen Gemütern wird ihm dies gewiß gelingen."

Die zweite Kritik findet sich im *Conversationsblatt* 1837 (Nr. 301); hier sagt der Kunstrichter, daß er das Gedicht mit wahrem Genuß gelesen habe, und nennt den Dichter geistreich und gefühlvoll. Er freut sich „der Treue und Wahrheit des mit psychologischem Scharfsinn entworfenen Gemäldes" und betont, daß Rogers ohne jene grellen Pinselstriche malt, in denen die neueren Romantiker sich gefallen. Dann fährt er fort:

„Rogers arbeitet von Anfang bis zum Schluß mit jener Ruhe und Nüchternheit, die das Gemüt weder schal noch leer macht, sondern sich wohltätig an dasselbe anschmiegt. Jeder der englischen Sprache Kundige lese doch ja das hübsche Gedicht!"

Rogers zählt auch zu der stattlichen Reihe der englischen Dichter, die Freiligrath Interesse einflößten; denn er nennt ihn in einem Brief an Künzel vom 21. Februar 1839[1] unter denjenigen, von denen er so ziemlich alles besitze. Aber auch er hat anscheinend nicht mehr Interesse für Rogers bei den Deutschen erwecken können; denn trotz der gut kritisierten Übersetzung von Rogers' *Pleasures of Memory* zeigen sich fernerhin nirgends Spuren einer genaueren Kenntnis des Dichters, und so können wir unseren Eindruck in das Urteil zusammenfassen, daß Rogers zwar von einigen Wenigen in Deutschland gekannt und in allen seinen Vorzügen verstanden und gewürdigt wurde, daß er aber für das große Lesepublikum durchaus keine Bedeutung besaß.

[1] Buchner I, S. 298.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

VI. Der ältere Roman.

1. Lady Sydney Morgan.

Schon zu einer Zeit, als Lady Morgan (1783—1859) noch Miß Sydney Ovenson war, wurde sie in Deutschland bekannt durch die Übersetzung eines ihrer Erstlingsromane *Glorwina, das wilde Mädchen in Irland* (The Wild Irish Girl, 1806), der im *Morgenblatt* 1809 (Beilage 9) sehr günstig beurteilt wird. Ihre besondere Vorliebe und Begabung für die Beschreibung Irlands und seiner Zustände fällt schon diesem ersten Beurteiler auf; uns jedoch muß es seltsam erscheinen, daß er gerade Eigenschaften hervorhebt, die später Lady Morgan allgemein abgesprochen werden; er nennt nämlich das Buch das Werk einer blühenden Einbildungskraft, eines tiefen Gefühls und des zartesten Herzens und fährt fort:

„Der echt poetische Zauber, den die Verfasserin durch eine einfache, anziehende Fabel und durch die Glut ihrer Farben über das Ganze ausgegossen hat, erhebt das Werkchen zu dem Rang der Kunstwerke höherer Art."

Diese günstige Meinung blieb zunächst wohl noch vereinzelt; denn die folgenden Jahre weisen nur flüchtige Erwähnungen der Schriftstellerin auf. So wird sie im *Morgenblatt* 1814 (Extrablatt 4) neben anderen Dichterinnen genannt, ebenso 1816 (Lit.-Bl. 9), und gleichfalls 1816 berichtet die *Jenaische Lit.-Ztg.* (Int.-Bl. 42) von einer Neuauflage ihres Romans: *O'Donnell* (1814).

Erst Lady Morgans *France* (1817) zieht wieder die Aufmerksamkeit in Deutschland auf sich. Das *Morgenblatt* 1817 (Lit.-Bl. 40) weist auf dieses Buch hin, welches es außerordentlich unterhaltend und lesenswert nennt. Es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

folgt das *Weimarische Journal* (August 1817) mit einem längeren Artikel, den es einer englischen Zeitschrift entnommen hat. Das Publikum erfährt jedoch daraus, daß Lady Morgan sich besonders in Schilderungen der Gesellschaft hervortut, und daß sie den Mut hat, Meinungen zu äußern, die von der allgemein üblichen abweichen.

Doch es wäre falsch, auf Grund dieser seltenen Besprechungen in Zeitschriften anzunehmen, daß Lady Morgan in Deutschland noch unbekannt war. Dagegen sprechen deutlich eine Reihe von Erwähnungen, die etwa in diese Jahre fallen, aus privaten Kreisen — und zwar aus recht verschiedenen —. Schon am 5. Sept. 1817 spricht Friedr. v. Gentz in einem Brief an Pilat[1] über das Werk. Seine Meinung ist zwar keine sehr günstige; aber es zeugt für die große Verbreitung dieses Buches, daß er es überhaupt gelesen hat, und es ist kein schlechtes Zeichen für Lady Morgans klaren Blick und ihr politisches Verständnis, daß er es nicht ganz verdammt. Er sagt:

„Das Buch der Lady Morgan hat unstreitig seine schwachen Seiten, ist reich an faden und verdächtigen Anekdoten, geschmacklosen Scherzen und ausschweifenden Lobpreisungen. Es erfordert indes immer viel Entschlossenheit und Charakter, unumwunden zu behaupten, das französische Volk sei durch die Revolution nicht allein aufgeklärter und freier, sondern auch ohne Vergleich glücklicher, gesetzter, häuslicher, moralisch besser und achtungswerter geworden. Und doch ist der Beweis im ganzen nicht schlecht geführt. Vieles in dieser Darstellung ist unbezweifelbar."

Aus einem ganz andern Kreis stammt die folgende Bemerkung. Frau von Schiller[2] hat sie am 8. Aug. 1818 an Knebel geschrieben:

„Die Lektüre von Lady Morgan hat mich auch sehr beschäftigt; sie ist sehr verständig, geistreich; aber sie gehört zu den

---

[1] Aus dem Nachlasse von Friedr. v. Gentz. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1867, I 46 f.

[2] Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, hrsg. von Heinrich Düntzer. Leipzig 1856, S. 406.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Reisenden, die man nicht ohne Zwang sehen könnte, da sie so scharf sieht und klare Augen hat. Es verträgt nicht jede Erscheinung des Lebens eine helle Beleuchtung; die Hülle, die die Liebe weben mag, ist oft schöner. ‚Der Dichtung Schleier, aus der Hand der Wahrheit', der die Lebenswelt besänftigt, ist das seligste Geschenk der Götter."

Diese wenigen Sätze sagen uns deutlicher als die weitschweifigsten Kritiken, die fast alle auch diesen Punkt hervorheben, was Lady Morgan bei allem Geist abgeht, wenigstens überall da, wo es sich nicht um Irland handelt.

Eine Tagebuchnotiz von Platen[1] bestätigt die Vermutung, daß Lady Morgan in Deutschland bekannter war, als es nach der geringen Zahl der Zeitschriftenbesprechungen dieser Jahre den Anschein hat. Am 20. III. 1819 nennt er unter seiner Lektüre *La France* par Lady Morgan, und er bemerkt dazu:

„Eine französische Übersetzung dieses in unsern Tagen viel besprochenen Buches, das in der Tat eine schätzbare Charakteristik des jetzigen Frankreich, wenigstens von Paris, enthält. Das Genie einer Frau von Staël darf man freilich hier nicht suchen."

So verschieden die Standpunkte dieser Schreiber sind, so haben ihre Urteile doch dies eine Gemeinsame, daß sie frei sind von Begeisterung oder außergewöhnlicher Anerkennung; aber sie sagen uns alle, daß Lady Morgan eine Erscheinung ist, an der man nicht achtlos vorübergehen kann.

Noch haben es nicht alle kritischen Zeitschriften für nötig befunden, sich mit Lady Morgans *France* auseinander zu setzen, als sie schon einen neuen Roman, *Florence Macarthy* (1816), veröffentlicht, den das *Weimarische Journal* 1819 (Februarnummer) der deutschen Lesewelt ankündigt. Wir erfahren hier, daß das Buch manchen Tadel der englischen Kunstrichter hervorgerufen hat; aber der

[1] Tagebücher des Grafen Aug. v. Platen, hrsg. von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler, Stuttgart 1896, II 228.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Berichterstatter spricht trotzdem die Vermutung aus, daß der Roman bald in deutschen und französischen Übersetzungen zugänglich sein werde.

Das Jahr 1820 bringt für Lady Morgan einen bedeutenden Aufschwung in der öffentlichen Meinung in Deutschland. Denn ihre Erwähnung in Jacobsens Briefen rückt sie gewissermaßen in die erste Reihe der englischen Dichter, und viele Kritiker beschäftigen sich fortan mit ihr, wenn auch häufig ein Tadel die Frucht dieser Beschäftigung ist. Jacobsen bespricht Lady Morgan im 16. Brief[1]; er beginnt mit einigen biographischen Notizen, die für das Verständnis ihres Charakters und somit auch ihrer Werke wichtig sind; dann erzählt er ziemlich ausführlich von ihren Romanen; kritische Bemerkungen versagt er sich jedoch fast durchaus, obwohl aus der ganzen Art seiner Darstellung hervorgeht, daß er ein lebhafter Bewunderer und Verehrer der Schriftstellerin ist. Über ihr Buch *France* sagt er:

„Sie werden ihr Buch über Frankreich nicht ungelesen lassen können. Diese Brittin hat Frankreich beschrieben, wie der Römer Tacitus Deutschland, d. h. als einen Spiegel für ihr Land."

Seine Meinung von Lady Morgans überragender Bedeutung ist so überzeugt, daß er sogar die Vermutung laut werden läßt, ihr Roman *The Wild Irish Girl*, in dem sie eine ganz neue Art Dichtung geschaffen, habe Scott die Anregung zu seinen Prosadichtungen gegeben, und ihre Lieder zu irischen Melodien seien das Vorbild und der erste Anstoß für Moores Irish Melodies gewesen.

Diesem energischen Eintreten für Lady Morgan ist es wohl zu verdanken, daß in den folgenden Jahren ihr Buch über Frankreich noch mehrmals besprochen wird. Da finden sich zunächst im *Conversationsblatt* 1821 (Nr. 173 und 294) zwei Aufsätze, anscheinend von einem Verfasser;

[1] S. 285 ff.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

beide sind voll Begeisterung; wenige Sätze genügen, um uns davon zu überzeugen, daß die Gleichgültigkeit Lady Morgan gegenüber gewichen ist. Wir lesen da:

„Wie manche Schilderung von Städten, Ländern und deren Bewohnern haben wir nicht schon gelesen, und wie wenige davon kommen an echter Originalität, an treffender Auffassung charakteristischer Züge, die mit einem Male den Leser so recht in den Mittelpunkt der Sache setzen, dieser nicht sowohl Reisebeschreibung durch Frankreich, als Charakterschilderung des Lebens, der Sitten und der Meinungen der Franzosen gleich. — Wir gestehen mit wahrem Vergnügen dies Werk gelesen zu haben, das zugleich so reich an Zügen erfreulicher Naivität und treffenden Witzblicken ist, und das allein schon durch den echten Humor, welcher es durchbebt, abgesehen von allem anderen, zu einem der unterhaltungsreichsten Bücher wird, das uns in Langem vorgekommen."

Eine andere Besprechung des gleichen Buches in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1822 (Nr. 61) macht ganz bewußt gegen die alte Gleichgültigkeit Front. Sie ist gründlicher und tiefer als die oben genannte. Der Rezensent scheut sich nicht, auf Lady Morgans Fehler und Mängel hinzuweisen; aber es geschieht dies ganz ohne jene Gehässigkeit und Beschränktheit, die uns später so häufig als Waffe gegen Lady Morgan begegnet; im Gegenteil, er sucht aus den Erfahrungen ihres Lebens Verständnis für ihre Fehler zu gewinnen und versagt ihren Vorzügen seine Anerkennung und Achtung nicht.

Es konnte nicht ausbleiben, daß gegen solche Stimmen Widerspruch laut wurde. Er steigert sich geradezu zur sittlichen Entrüstung in einem Artikel des *Conversationsblattes* 1822 (Nr. 51). Zunächst verfällt der Kritiker über Lady Morgans *Italy* (1821) in den Fehler, nicht die Schriftstellerin in Lady Morgan zu beurteilen, sondern die Frau, und dieser rechnet er es sehr übel an, daß sie es wagt, nicht nur sentimental die Miene der Frömmigkeit zur Schau zu tragen, sondern energisch mit Wort und Tat für die Unterdrückten einzutreten. Höchst ergötzlich sind

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

die Auslassungen, die der Kunstrichter an Lady Morgans politische Anschauungen knüpft, und wir sind nur im Zweifel, ob wir sie für humoristische Bemerkungen ansehen sollen, oder für die wahre Überzeugung des Verfassers, welches letztere freilich ein sehr charakteristisches Licht auf die schwarze Tiefe der Reaktionszeit werfen würde. Als Probe hebe ich eine bezeichnende Stelle dieser Rezension aus:

„Lady Morgan nimmt unsere loyale Langmut in Anspruch, indem sie noch immer die Napoleonischen Wegbesserungen recht verdrießlich lobend, sagt: ‚Wenn einer war, der den alten römischen Titel ‚Pontifex Maximus', oder oberster Brückenbauer, mit Recht verdient, so war es der, der von den Alpen bis zu den pontinischen Sümpfen Wege ebnete, Wälder lichtete und Brücken baute, und so dem Handel, dem Verkehr, dem Wohlstande neue Quellen öffnete, die sein Andenken noch bei der Nachwelt in Ehren erhalten werden.' (In der Tat, wir müssen dies, in bezug auf einen Mann gesagt, der keinem legitimen Schoße sich entwand, höchst unstatthaft nennen, und finden schon aus diesem Grunde das neuerliche Beginnen, hin und wieder die von ihm errichteten Alpenwege mit Bedacht unpraktikabel zu machen, sehr löblich.)"

Trotz dieser seltsamen Ankündigung scheint das Buch wie sein Vorgänger in die weitesten Kreise gedrungen zu sein. So hat in Weimar Knebel[1] darauf hingewiesen, der anscheinend dem Kreis ihrer Anhänger angehörte. Er selbst hat das Buch um die Wende des Jahres 1821/22 gelesen; wohl seiner Anregung folgend bekundet Frau von Schiller[2] am 24. II. die Absicht, es zu tun; wahrscheinlich hat seine Anregung auch Goethe dazu bestimmt, doch dieser hat wenig Gefallen an Lady Morgan gefunden, wenigstens berichtet der Kanzler Müller[3] unterm 11. Juni 1822: „Lady Morgan ist ihm verhaßt."

---

[1] cf. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, Leipzig 1851, II 303.

[2] Briefe an einen vertrauten Freund, S. 519.

[3] Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedr. v. Müller; hrsg. v. C. A. H. Burckhardt, 1898², S. 73.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inzwischen war auch eine Verdeutschung der *Florence Macarthy* von B. J. F. v. Halem erschienen, und ihr widmet das *Conversationsblatt* 1822 (Beilage 1) einen längeren Aufsatz. Die Erfindung wird mager genannt, und der Rezensent betont höchst abfällig, daß der polemische Zweck und die Gegenstände, die demzufolge behandelt werden, „völlig außer dem Bereich einer Frau liegen und von ihr nicht zu erörtern sind." Besonders tadelt er den Charakter der Heldin, der es an sittlicher Würde und Poesie der Empfindung fehle; dem Übersetzer wird vorgeworfen, daß er allzusehr für die Schriftstellerin eingenommen sei,

„denn Lady Morgan bleibt eine sehr geistreiche Erscheinung, wenn man auch zugibt, daß sie nicht jede Tugend ihres Geschlechtes besitzt und daß sie sich mitunter unweiblich äußert."

Durchaus lobend bespricht die *Elegante Welt* (1822, Nr. 42) diesen Roman, und auch im *Wegweiser* (1822, Nr. 42) wird er beurteilt. Der Kritiker vergleicht zwar Lady Morgan mit Scott und findet es an diesem Beispiel recht anschaulich, wie sich der Genius des Dichters von dem Talent der Schriftstellerin unterscheidet; aber er gesteht Lady Morgan doch die Gabe zu, lebendig darzustellen und kräftig zu charakterisieren, und er findet — im Gegensatz zu den meisten seiner Berufsgenossen —, daß es ihr zum höchsten Ruhme gereicht, daß sie, sich über den Gesichtskreis gewöhnlicher Frauen erhebend, Wünsche zur Beglückung eines ganzen Volkes nährt und nach Kräften befördert. Aber auch er hält den Charakter der Heldin für unweiblich und daher tadelnswert.

Das folgende Werk der Lady Morgan *The Life and Times of Salvator Rosa* (1824) findet schon eine weit bessere Aufnahme. Das *Literaturblatt* 1824 (Nr. 47) führt an mit einer sehr anerkennenden Besprechung:

„Nicht leicht könnte ein Gegenstand gewählt werden, der sowohl an sich, als in Beziehung auf das Talent des Verfassers so glücklich war, als derjenige, den Lady Morgan in ihrer neuesten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Schrift mit sichtbarer Liebe bearbeitet hat. .... Dieselbe frische, warme und kräftige Darstellung, dieselbe Freisinnigkeit, die man in ihren übrigen Schriften findet, begegnen uns auch hier, aber durch Fleiß und Aufmerksamkeit hat sie sich von den ihr früher vorgeworfenen Mängeln des Stils so freigehalten, daß man diese Schrift in jeder Hinsicht für ihr anziehendstes und bestes Werk erklären darf."

Schon in Nr. 61 folgt dieser ersten Ankündigung ein längerer Aufsatz; die Ergebnisse stimmen fast ganz mit den erwähnten überein, und auch hier ist der Kern der Ausführungen, denen sich eine Inhaltsangabe und reiche Auszüge anschließen, der, daß *The Life and Times of Salvator Rosa* Lady Morgans Meisterwerk sei.

Sogar das *Conversationsblatt* 1824 (Nr. 126) zollt Lady Morgan dieses Mal Worte der höchsten Anerkennung, sowohl für den Ernst ihres künstlerischen Schaffens, als auch für die glänzende, frische und geistreiche Ausführung, und auch hier wird dieses Werk über alle früheren der Verfasserin gestellt.

Nur eine Stimme ertönt gegen Lady Morgans jetzt so allgemeinen Ruhm (*Conversationsblatt* 1824, Nr. 225) und weist laut auf ein „empörendes Mißverhältnis zwischen Wortschwall und Gedankenfülle" hin; sie ertönt anscheinend nicht aus den Kreisen der zünftigen Kritik, und ich glaube, wir dürfen sie als das behandeln, als was sie sich uns darstellt, nämlich als eine einzelne, auch nicht sehr kräftige oder eigenartige Stimme, die gegen einen mächtigen Chor nicht aufkommen kann und wenig bedeutet. Die Grundstimmung war jetzt unzweifelhaft Anerkennung, ja Begeisterung für Lady Morgan; dies zeigt sich auch an einer Erscheinung der nächsten Jahre, die wir als Gradmesser der allgemeinen Schätzung anzusehen berechtigt sind, weil sie nur da auftaucht, wo geschäftlicher Gewinn zu erwarten ist, also nur da, wo ein Schriftsteller sich allgemeiner Beliebtheit erfreut und das Unternehmen so

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aussicht auf Erfolg hat: ich meine den Übersetzungseifer. In diesen Jahren werden nicht nur die neu herauskommenden Werke der Lady Morgan schleunigst übersetzt, sondern man wagt es auch, weniger bedeutende Jugendwerke der Verfasserin auf den Markt zu bringen. So wird z. B. im *Conversationsblatt* 1825 (Nr. 179) *O'Donnell* angezeigt; in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1827 (Nr. 176) wird ein Bändchen von Fanny Tarnow besprochen, worin sich auch Übersetzungen aus Lady Morgan finden; das *Conversationsblatt* 1828 (Nr. 16) weist auf eine Übersetzung des Romans *St. Clair, or the Heiress of Desmond* (1804) hin, und schließlich wird in derselben Zeitschrift 1829 (Nr. 234) die erste Lieferung der sämtlichen Werke von Lady Morgan angekündigt.

Diese Lady-Morgan-Mode hindert es jedoch nicht, daß sich über ihr in Deutschland zunächst bekannt werdendes Werk: *Die Prophetin von Kaschmir* (The Missionary, 2nd Edition, 1811) ein lebhafter Streit der Meinungen entspinnt. Die meisten Urteile sind noch günstig; so schreibt ein Rezensent der *Dresdner Abend-Zeitung*, Gehe, im *Wegweiser* 1826 (Nr. 25):

„Ohne Bedenken kann man diese Dichtung unter die vorzüglichsten rechnen, die in den letzten Jahren der Lesewelt geboten worden sind. Denn während andere Unterhaltungsschriften bei aller Lebendigkeit der Darstellung doch wenig Nahrung bieten für Geist und Herz, schließt dieses Werk uns ein Reich von Ideen auf, wir durchwandern es an der Hand der Poesie. .... In Lady Morgan wohnt ein kräftiger Geist. Wie eine stolze, aber edle Feindin tritt sie jedem Despotismus entgegen und Freiheit heißt ihr Wahlspruch."

Diesem allgemeinen Lob folgt noch ein besonderes, das die Grundidee des Romans, die gründlichen Studien, die treffliche Charakterschilderung und die poetische Darstellung hervorhebt.

Eine der wenigen Besprechungen, die die Lobeserhebungen dieses Romans nicht mitmachen, findet sich in der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Jenaischen Lit.-Ztg. 1826 (Ergänzungsblätter 85). Hauptsächlich wird die Zeichnung der männlichen Charaktere getadelt, doch, wie mir scheint, von einem nicht ganz richtigen Standpunkt aus, von dem des Mannes, der von Selbstherrlichkeit erfüllt ist, wie es folgende Sätze beweisen mögen:

„Dieser Mißgriff (in der Zeichnung der männlichen Charaktere) mag aber wohl in der Eigentümlichkeit der Verfasserin, oder vielmehr in dem Wesen des Weibes überhaupt begründet sein, bei dem das augenblickliche Gefühl, selten fester Grundsatz, die Handlungen leitet, und welchem es daher oft unmöglich sein muß, den festen unerschütterlichen Charakter des Mannes, wie er sein soll, zu begreifen (ihn zu bewundern ist das Weib wohl fähig) — viel weniger so aufzufassen, um eine treffende Schilderung desselben zu entwerfen."

Nun werden noch mancherlei Fehler, hauptsächlich Unarten im Stil, getadelt; aber der Rezensent findet für sie eine Entschädigung in der Darstellung des reinen Charakters der Heldin Tanajandri.

Ganz ausdrücklich wendet sich ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1827 (Nr. 59) gegen das bedingungslose Lob der *Prophetin von Kaschmir*. Auch er findet viel Erfreuliches aber auch viel Tadelnswertes, und er hält es für seine Pflicht, darauf hinzuweisen; denn er sagt mit Bezug auf die Heldin Tanajandri:

„Wer solch einen Charakter erfinden und festhalten konnte, von dem fordert man mit Recht, daß er etwas ganz anderes, Vollendeteres hätte sollen zutage bringen",

und dies ist der Grund, warum er streng und genau mit Lady Morgan ins Gericht geht.

Doch im allgemeinen setzt das *Conversationsblatt* seinen Feldzug gegen Lady Morgan auf wenig ehrenvolle Weise fort. Wir sehen es deutlich (1829, Nr. 270) bei einer Besprechung des *Book of the Boudoir* (1829); der Standpunkt des Rezensenten ist der einseitigst reaktionäre, der denkbar ist, weiß man doch nicht, ob er es nicht schließlich auf

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

eine tüchtige Verspottung des Publikums abgesehen hat, wenn man die sinnlosen und beschränkten Behauptungen liest, bis zu denen er sich versteigt:

„. . . . Ironisch kann man eigentlich Lady Morgan nicht nennen, sie geht ziemlich offen zu Werke; aber dieses gänzliche Hinwegsetzen über Schranken, die, wenn auch wir nicht mehr, doch unsere Väter beachtet, dieses kühne Eindringen in die Heiligtümer des Glaubens, die, wenn auch von uns verlassen, doch noch immer geehrt sind . . . . will uns bei einer Frau nicht gefallen."

Ich glaube, diese Probe genügt, um das Niveau des Rezensenten zu kennzeichnen, und um uns gleichzeitig den richtigen Maßstab in die Hand zu geben, mit dem der Wert dieser Beurteilung bemessen werden muß.

Dieser Beschränktheit gegenüber berührt es uns doppelt angenehm, in der gleichen Zeitschrift 1831 (Nr. 179) eine durchaus billige Kritik der Schriftstellerin anzutreffen. Veranlassung dazu gab ihr Buch *France in 1829 and 1830* (1830). Der Kritiker lobt Lady Morgans Eintreten für die Sache der Freiheit, er rühmt die weibliche Leichtigkeit und Gewandtheit verbunden mit männlicher Kraft der Rede, aber er verschweigt auch nicht seinen Tadel und rügt manches Oberflächliche und Unklare; trotzdem ist seine Grundstimmung Anerkennung, und er verteidigt diese Entscheidung mit den Worten:

„Allerdings findet sich auch Spreu unter den Fruchtkörnern; aber man nenne uns einen Fruchthaufen, in welchem es dergleichen Spreu nicht mehr oder minder gibt?"

Noch schmeichelhafter ist, was das *Literaturblatt* 1813 (Nr. 21) bei der Ankündigung des gleichen Buches über Lady Morgan, die es der Mme. de Staël gegenüberstellt, sagt:

„Wir geben der Lady den Vorzug, weil sie gedankenreicher ist. In den meisten Fällen scheint Frau von Staël wahr, tief, groß zu denken; aber sie spricht nur schön. Lady Morgan denkt wirklich und scheint oft mehr zu denken, als sie spricht. Diese männliche Eigenschaft eines gründlichen Denkens erhält noch einen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

höheren Wert durch eine ebenfalls männliche Leidenschaftslosigkeit, die wir bei der Lady bemerken, von der aber die immer brennende Frau von Staël ganz und garnichts besaß."

Wenn es angesichts dieser Zeitungspopularität den Anschein erweckt, als sei Lady Morgan nur eine Modeschriftstellerin, so spricht dagegen die Tatsache, daß Wolff (1832) ihr in seinen Vorlesungen eine recht ausführliche Besprechung zuteil werden läßt. Er führt sie ein als die geistreichste und scharfsinnigste englische Schriftstellerin, die in ihren Werken Originalität, Wärme des Gefühls, Wahrheit der Empfindungen und Tiefe mit einer höchst lebendigen Darstellung vereinige. Dann unterrichtet er uns über das Leben der „genialen Frau" und zählt ihre Werke auf, indem er einzelne kurz charakterisiert, *Salvator Rosa* als ihr Hauptwerk hervorhebt und besonders bei ihrem letzten Buch: *France in 1829 and 1830* länger verweilt, von dem er sagt, daß es reich an geistreichen und lebendigen Schilderungen sei und nicht so voll von schroffen und abstoßenden Urteilen, wie man es sonst an der Schriftstellerin gewohnt sei.

Ein neues Werk der Lady Morgan, *Dramatic Scenes from Real Life* (1833), wird schon 1833 im *Conversationsblatt* (Nr. 302) angekündigt. Das Blatt ist seiner Gesinnung für die Schriftstellerin treu geblieben und hat auch diesmal nur Worte des Tadels für ihr Werk; ironisch schließt der Bericht:

„My lady hat sich die Sache so leicht gemacht, daß man unmöglich noch Freude daran und überhaupt noch Lust fühlen kann, irgend ein späteres Buch von ihr zur Hand zu nehmen."

Trotz dieser scharfen Ablehnung scheint das *Conversationsblatt* doch nicht so ganz davon überzeugt zu sein, daß viele seiner Leser diese Meinung teilen, sonst würde es sich gewiß nicht so sehr beeilt haben, sie mit diesem neuesten Werk bekannt zu machen, noch ehe die Aussicht auf eine nahe bevorstehende Übersetzung einen Warnungsruf hätte begründen können.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Auch das *Magazin* macht schon früh auf dieses Werk aufmerksam (1834, Nr. 3); doch die andern kritischen Organe begnügen sich damit, das Buch in der Übersetzung, die schon 1834 erscheint, zu besprechen. Keines dieser Urteile ist besonders bemerkenswert; sie heben alle[1] hervor, daß der Hauptwert des Werkes in seiner politischen Tendenz beruhe, und daß die dramatische Form nur etwas Nebensächliches daran sei; sie halten alle die Mitte zwischen Lob und Tadel, nur daß C. v. Wachsmann im *Wegweiser* 1834 (Nr. 50) das Buch für eines von Lady Morgans mittelmäßigsten Produkten erklärt, aber gleich hinzusetzt, daß es trotzdem sehr lesenswert sei. Die einzige ausführlichere Beurteilung befindet sich in der *Eleganten Welt* (1834, Nr. 79), und diese ist getragen von der alten Begeisterung für Lady Morgan:

„Da kommt ein Weib, die es tüchtiger versteht die Gegenwart zu fassen und zu fesseln als die Mehrzahl ihrer männlichen Nebenbuhler. Die Lady Morgan ist die Stäel von England, soweit die heutige Zeit ein geistreiches Weib begünstigen kann. .... Diesmal hat sie Szenen aus dem wirren Leben der Irländer und Engländer entworfen, reiche, bunte, dramatische Skizzen, der Gegenwart als ein scharfer Spiegel vor das Auge gebracht. Der Zeit und ihrem Wehen gehört ihr ganzes weibliches Herz und ihr männlicher Verstand an. .... Ihre Vorrede zu dieser Schrift bezeichnet mit großen Zügen den scharfen Blick des geistvollen Weibes.

Bei einem neuen Buch der Lady Morgan, *The Princess or the Beguine* (1835), zeigt zwar die Menge der Besprechungen[2] noch deutlich das allgemeine lebhafte Interesse für ihre Werke; aber die Kritik wird immer ablehnender. Oberflächlichkeit, wenn auch geistreiche, Affektation, Selbstgefälligkeit, Mangel an poetischem Gefühl, erkältendes Vorherrschen des Verstandes, Effekthascherei, Un-

[1] Außer den schon erwähnten noch *Literaturblatt* 1834 (Nr. 131) und *Conversationsblatt* 1834 (Nr. 293) und verspätet *Jenaische Lit.-Ztg.* 1837 (Ergänzungsblatt 56).

[2] *Wegweiser* 1835 (Nr. 38 und 46); *Magazin* 1835 (Nr. 14); *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 187); *Elegante Welt* 1836 (Nr. 10).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

weiblichkeit werden der Schriftstellerin vorgeworfen; trotzdem endigt fast immer all dieser Tadel in einer Bemerkung, die besagt, daß dessenungeachtet Lady Morgan eine anerkannte Schriftstellerin sei, daß sie weit über dem Durchschnitt stehe, und daß selbst ihre Fehler nur Fehler der Großen seien. Nur zwei Kritiker stehen noch fest auf Lady Morgans Seite, der des *Literaturblattes* (1836, Nr. 34) und einer im *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 154), der Lady Morgan unumwunden die erste Stelle unter allen lebenden Schriftstellerinnen zuspricht und sehr launig nachweist, daß wohl noch mancher diese Meinung teile; denn dies beweise die Tatsache, daß Fanny Tarnow sich ein Buch von Lady Morgan (d. h. damals noch Miß Ovenson), den Roman *The Novice of St. Dominick* (1805) zu einer Inkognito-Übersetzung auserwählt, und daß diese Inkognito-Übersetzung, nämlich der Roman Heloise „von Fanny Tarnow" eine sehr günstige Aufnahme gefunden habe.

Nicht einem einzelnen Werke der Lady Morgan, sondern ihrer gesamten Tätigkeit gelten ein paar Worte Varnhagens, die in seinen *Denkwürdigkeiten*[1] gedruckt wurden:

„Als Miß Ovenson zeigte sie früh in ihren Romanen tiefe Glut des Herzens, hohen Adel der Seele, geistvolle Weltkenntnis, großen Natursinn. Als Lady Morgan reizte sie manche Feindschaft durch die Freiheit ihrer Denkart und die Offenheit ihrer Äußerungen. Liebe für ihr Volk und Land, — sie ist eine Irländerin — heißen Anteil bei dessen Unglück und Bedrückung beseelt ohne Ausnahme alle ihre Schriften. Ihr darstellendes Talent ragt weit vor dem ihrer Rivalen empor, an Wärme, an Raschheit, an Tiefe und Wahrheit des Sinns."

Einige Jahre, nachdem er dies niedergeschrieben, lernte Varnhagen[2] Lady Morgan im Sommer 1841 in Kissingen kennen. Aus dieser Zeit stammen einige Tagebuchnotizen, die uns recht deutlich zeigen, daß Lady Morgan mitten

[1] Mannheim 1837.

[2] cf. Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense, Leipzig 1861, I 3312 ff.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

im Interesse der großen Gesellschaft stand, daß jedermann ihre Werke kannte und die Lady mit Neugier verfolgte, in einem Wort, daß sie es verstanden hatte, mehr als 20 Jahre hindurch trotz Scott und Byron das Publikum an sich zu fesseln und in der Mode zu bleiben.

Doch in diesen Jahren scheint der Umschwung eingetreten zu sein; noch einmal finden wir im *Conversationsblatt* 1840 (Nr. 251) eine äußerst lobende Besprechung eines Werkes: *Woman and her master* (1840); aber abgesehen davon sind ein paar Auszüge aus einzelnen Werken im *Magazin* (1841, Nr. 99 und 1848, Nr. 49) die einzigen Spuren, die an die Lady-Morgan-Mode der zwanziger und dreißiger Jahre erinnern.

Wenn wir das Bekanntwerden Lady Morgans in Deutschland verfolgen, so können wir uns nicht des höchsten Erstaunens erwehren; denn dies ergibt sich unzweifelhaft: Lady Morgan ringt erfolgreich mit Scott und Byron um den Preis der höchsten Popularität in Deutschland; ja ihr Ruhm ist langlebiger als der jener beiden Dichter, und sie wetteifert noch mit Bulwer, Marryat und Dickens. Keinem andern Schriftsteller ist es gelungen, sich so lange Zeit hindurch fast auf der gleichen Höhe der Beliebtheit zu erhalten, eine Tatsache, die uns doppelt überraschend erscheint, wenn wir bedenken, daß Lady Morgan heute nur noch von sehr wenigen gekannt wird. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir die Gründe ihrer Popularität nicht so sehr in der Qualität ihrer Werke suchen, als in dem Umstand, daß ihre Schriften stark politisch gefärbt sind, und daß sie mit der von ihr häufig behandelten Frage der Irenunterdrückung ein überaus günstiges Thema berührte, das sie dann in ihren Werken über Frankreich, Italien und Belgien mannigfach variierte, und daß sie durch die Wärme ihres Eintretens für die Unterdrückten ihre Werke für die Deutschen, die unter dem Druck der Reaktionszeit schmachteten, überaus sympathisch machte. Wenn auch die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kritik sich häufig sehr feindlich gegen die Schriftstellerin stellt, so dürfen wir uns dadurch nicht täuschen lassen, denn andere Umstände, wie die zahlreichen und eifrigen Übersetzungen, belehren uns, daß das große Publikum großen Gefallen an den Werken der Lady Morgan fand.

2. Matthew Gregory Lewis.

Lewis (1775—1818), der in England um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand, ist in Deutschland nicht mehr bekannt geworden. Wohl wird auch er in den Literaturberichten des *Morgenblattes* schon 1811 genannt und dabei auf sein Hauptwerk *The Monk* (1795) ganz kurz hingewiesen. Doch dann deckt Schweigen seinen Namen und nur in den dreißiger Jahren begegnen wir ihm gelegentlich wieder. So z. B. wird im *Conversationsblatt* 1835 Nr. 311) Lewis' *Reisetagebuch* aus den Jahren 1815—17 (Journal of a West-Indian Proprietor, London 1834), bei seinem ersten Erscheinen besprochen und ganz originell befunden.

Ein andermal (*Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1836, Nr. 51) wird eine Szene von Lewis: *Die Gefangenen*, eine tragische Szene aus einem Privat-Tollhaus, wiedergegeben und kurz rezensiert. Bei diesen Besprechungen, so wenig umfangreich sie auch sind, erhalten wir doch stets den gleichen Eindruck, daß man in Deutschland Lewis recht kühl gegenüber steht, und daß man durchaus nicht das Bedürfnis hat, seine Werke nach Deutschland zu verpflanzen, Im Gegenteil, die Kritik warnt die Lesewelt vor diesem Schriftsteller, sie wehrt sich energisch gegen die Behauptung der Engländer, Lewis verdanke eine Reihe seiner Eigentümlichkeiten deutschem Einfluß, und sie erklärt, mit ihm und seinen Werken keinerlei Gemeinschaft zu haben und haben zu wollen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

3. William Godwin.

Hier möge noch von einem anderen Schriftsteller die Rede sein, der ähnlich wie Lewis in seinem Vaterland sich eines nicht unbeträchtlichen Ruhmes erfreute, während er in Deutschland kaum beachtet wird. Es ist Godwin (1756—1836), dessen Name nur flüchtig in allgemeinen Literaturübersichten genannt wird. Da freilich wird ihm manches Lob zuteil, so z. B. im *Morgenblatt* 1817 (Nr. 15), wo es über seine Romane heißt:

„Man findet in ihnen eine tiefe Kenntnis der Leidenschaften, dieselbe Originalität des Genies, die aus seinen übrigen Werken hervorleuchtet, sowie den ihm eigenen musterhaften Vortrag."

Soviel Verständnis auch aus solchen Zeilen spricht, so sind die Bemerkungen über Godwin doch zu selten und flüchtig, um die Lesewelt nachdrücklich auf ihn aufmerksam zu machen, und um ihm in Deutschland Anhänger zu gewinnen.

4. Maria Edgeworth.

Der Ruhm, den sich Maria Edgeworth (1767—1849) im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in England erworben hatte, drang schon 1811 nach Deutschland. Ein Literaturbericht des *Morgenblatts* 1811 (Nr. 152) erwähnt sie als

„diejenige Schriftstellerin Englands, vor deren Talenten, Gelehrsamkeit, ausgedehnter Menschenkenntnis, Leichtigkeit und Anmut des Ausdrucks wohl unstreitig alle lebenden Schriftstellerinnen Englands die Segel streichen müßten."

Sehr enthusiastisch klingt auch, was im *Morgenblatt* 1814 (Nr. 82) von ihr gesagt wird:

„In dem Fache der Romane steht immer noch die gelehrte und witzige Miß Edgeworth obenan, ja ich will kühn sagen, daß sie jetzt in ganz Europa die Königin der Romanze ist, wie sie selbst sagen werden, wenn sie die 6 Bände *Tales of Fashionable Life* (1809 bis 1812) werden gelesen haben."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ganz ähnlich heißt es über die Schriftstellerin in Nummer 187 (1814):

„Die Königin der englischen und irländischen Romandichterinnen bleibt immer die lebendig schildernde Maria Edgeworth. Ihr neuester Roman heißt: *The Ballad-Singer*. Dieses Produkt verdient wohl vor allem eine deutsche Übersetzung."

In einer Kritik in der Augustnummer des *Weimarischen Journals* 1817 heißt es merklich kühler, daß in Miß Edgeworths Roman *Harrington* (1817) die Geschichte unbedeutend, wenn auch mit lebhafter Darstellung und guten Details ausgestattet sei. Diese gelegentlichen Rügen vermögen es nicht, den Ruhm der Miß Edgeworth zu schmälern, und so lassen denn auch Übersetzungen der Werke nicht lange auf sich warten.

Aus Anlaß der *Kleinen Erzählungen* (Popular Tales 1801) aus dem Englischen der Miß Edgeworth bringt die *Elegante Zeitung* 1820 (254) einige kritische Bemerkungen über die Schriftstellerin, die sich im wesentlichen mit denen im *Morgenblatt* 1811 decken, nur daß der Kritiker es trotz allen Lobes nicht unterläßt, eine gewisse Weitschweifigkeit und Breite tadelnd anzumerken.

Auch Jacobsen (1820 zählt zu den begeisterten Verehrern der Miß Edgeworth, und er begnügt sich nicht damit, sein eigenes Lob über sie zu verkünden, sondern er druckt auch noch eine lange Besprechung aus der *Edinburgh Review* ab, die eine einzige Lobeserhebung über Maria Edgeworth ist. Wie gefestigt der Ruhm der Dichterin in Deutschland war, das beweist die überaus günstige Aufnahme, die noch im Jahre 1829, wo doch Scott schon längst alle Gemüter beherrschte, die Übersetzung eines ihrer Romane *Patronage* (1814) finden konnte. In Nummer 169 des *Conversationsblatts* 1829 wird *Gönnerschaft* von Maria Edgeworth besprochen, und der Rezensent findet nur das eine zu tadeln, daß die Übersetzerin den Text gegen das Original an manchen Stellen gekürzt; denn

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„ein so schönes Buch hätte ohne Gefahr ganz wiedergegeben werden können.“ In dieser Bemerkung liegt — gerade einer englischen Schriftstellerin gegenüber — ein ganz gewaltiges Lob, da ja die Weitschweifigkeit als ein Nationalfehler englischer Schriftsteller betrachtet und so meistens sogar ohne Tadel als selbstverständlich hingenommen wurde.

Doch dieses Lob wird wieder aufgehoben, wenn wir in der *Eleganten Welt* 1834 (Nr. 191) bei der Anzeige des ersten Teils der Übersetzung des Romans *Helene* (1834) nur lesen, daß das Werk ein gutes Buch für den Handel sei; denn „ein Buch von der Edgeworth dürfe in keiner Leihbibliothek fehlen.“ Den gleichen Roman bespricht G. Peruneck im *Wegweiser* 1834 (Nr. 93); zwar merkt er die englische Breite an und die wenigetens für einen englischen Geist nicht genügende Kraft; aber er lobt die treffliche Tendenz des Werkes: Wahrheit über alles. Trotzdem scheint das Lob nicht allzu ernst gemeint zu sein; denn er empfiehlt das Buch nur den Leserinnen und sagt: „Der weiblichen Lesewelt ist es aber nicht genug zu empfehlen; möge es recht viel verbreitet und beherzigt werden!“

Die Anerkennung eines Kritikers im *Conversationsblatt* 1834 (Nr. 40) ist unzweideutiger; er begrüßt das Werk als Erholung nach all den schrecklichen Blutgeschichten und ist überzeugt, daß ein Leser mit gesundem Geschmack Gefallen an ihm finden werde.

Recht schmeichelhaft für die Schriftstellerin ist eine Kritik von Julius Krebs im *Wegweiser* 1836 (Nr. 44), wo *Vorurteile*, nach dem Englischen der Miß Edgeworth, besprochen werden. Der Kunstrichter sagt, er habe mit englischen Romanen schon solche Geduldsproben ausgestanden, daß er sich nur mit Überwindung an dieses Buch begeben.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Mit Vorurteilen nahm ich diese Vorurteile zur Hand; allein die Erzählung gibt ein anziehendes, fleißiggemaltes Bild, voll bewegten Lebens und söhnte mich ein wenig mit dem literarischen England aus."

Auch die Beurteilung der *Ausgewählten Erzählungen* von Maria Edgeworth im *Literaturblatt* 1840 (Nr. 118) ist sehr lobend. Der Kritiker stellt die Schriftstellerin als, Vertreterin einer germanischen Rasse, mit Genugtuung neben George Sand und ist stolz auf ihre reine Sittlichkeit und schöne Weiblichkeit.

Noch 1848 wird Miß Edgeworth in einem Artikel: *Galerie englischer Schriftstellerinnen* im *Magazin* (Nr. 5 und 6) ein ehrenvoller Platz eingeräumt. Die Bedeutung ihrer Werke wird da folgendermaßen gekennzeichnet:

„*Helene* ist ein wahres Musterbuch für die weibliche Jugend höherer Stände, das die Moral in der überzeugenden Sprache der Wahrheit und der anziehendsten Erörterungen redet. Noch weit mehr als durch ihre Romane aus der vornehmen Welt macht Miß Edgeworth Epoche durch volkstümliche Erzählungen, denen sie zuerst das Recht des Daseins verliehen hat."

So ist auch diese späte Erwähnung auf den gleichen Grundton gestimmt wie die aus dem zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts: Maria Edgeworth wird Anerkennung und Bewunderung in reichem Maße zuteil, und man könnte annehmen, daß dies fortdauernd seit ihrem ersten Bekanntwerden der Fall gewesen; doch dem prüfenden Blick zeigt sich trotzdem eine Unstetigkeit in der Stimmung des Publikums der Schriftstellerin gegenüber; deutlich erkennbar stellen die Jahre von 1810—1820 und von etwa 1830—1840 Höhepunkte in ihrer Beliebtheit dar, während in der Zwischenzeit ihr Ruhm merklich zurückgegangen war. Trotzdem scheint Maria Edgeworth in Deutschland in weiteren Schichten bekannter gewesen zu sein, als die nicht gerade häufigen Erwähnungen in Zeitschriften annehmen lassen; denn die gelegentlichen Seitenhiebe der Kritik auf ihre Werke als Leihbibliotheks-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ware lassen sich nur durch eine sehr allgemeine Beliebtheit erklären. Diese beiläufigen Bemerkungen verändern das Bild, das wir uns auf Grund ihrer Beurteilung in den Zeitschriften von der Stellung der Dichterin in Deutschland machen konnten, vollständig und geben uns die Berechtigung, anzunehmen, daß der geringen Beachtung von seiten der berufsmäßigen Kritik eine um so größere durch die breite Lesewelt parallel geht.

5. Amelia Opie.

Außer einer allgemeinen Erwähnung Mrs. Opies (1769—1853) im *Morgenblatt* 1816 (Lit.-Bl. 9), findet sich zwar schon im Jahre 1814 im *Morgenblatt* (Nr. 82) ein kurzer Hinweis auf die „sich noch immer vorteilhaft auszeichnende Dichterin"; aber dann scheint man sie vergessen zu haben; eine Notiz aus dem Briefwechsel Frau von Schillers mit Knebel[1] vom 22. Mai 1819, aus der wir ersehen, daß Frau von Schiller ihren Töchtern Romane der Mrs. Opie als Lektüre zudachte, belehrt uns jedoch eines anderen.

Nur kurze Zeit darauf werden die *Kleinen Romane und Erzählungen* (wohl: Tales of Rural Life, 1813) in deutscher Übersetzung in der *Eleganten Welt* 1819 (Nr. 131) besprochen. Eine gewisse Weitschweifigkeit wird getadelt, im allgemeinen aber ist die Kritik sehr anerkennend, und von einer Erzählung heißt es gar, daß sie trefflich und aufs anziehendste ausgeführt sei. Die gleiche Zeitschrift kündigt 1820 (Nr. 107) den zweiten Teil dieses Buches an und spendet ihm ebensoviel Lob wie dem ersten. Die Lektüre wird als „ebenso geschickt der Phantasie eine erwünschte, und angenehme Nahrung zu geben, als das Gemüt durch Rührung und Teilnahme zu bewegen," aufs wärmste

[1] S. 454.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

empfohlen und der eine Umstand hauptsächlich betont, daß überall der Tugend und Sittlichkeit das Wort geredet werde, ohne jedoch in Moralisieren zu verfallen. Die gleichen Eigenschaften lobt auch ein Kunstrichter in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1820 (Nr. 129); er sagt:

„Man muß dem Übersetzer sehr vielen Dank wissen, daß er dieses herrliche Buch der Mrs. Opie der deutschen Lesewelt mitgeteilt hat. Es enthält einen Schatz von Lebensweisheit, vorzüglich für das schöne Geschlecht, und zwar in dem leichtesten, anmutigsten, gefälligsten Gewande. Die wichtigsten moralischen Wahrheiten werden hier in den kleinen Romanen lebendig dargestellt, und mit großer Zartheit, sowie mit tiefer Einsicht und Menschenkenntnis versinnlicht.“

Der Kritiker geht in seinem Lobe noch weiter und läßt sich sogar zu dem bewundernden Ausruf hinreißen: „In der Charakterzeichnung ist Mrs. Opie Meisterin.“

Daß diese Eigenschaften der Mrs. Opie ihr in Deutschland wirklich Freunde erworben haben, können wir daraus ersehen, daß Knebel[1] 1820 Frau von Schiller Mrs. Opies *Geschichten fürs Herz* (Tales of the Heart, 1820), übersetzt von W. A. Lindau, übersendet. Diese jedoch ist mit ihnen weniger zufrieden und macht bei der Rücksendung die Bemerkung: „Im Geist und in der Erfindung ist nicht das geistige Interesse mehr, was die früheren Engländerinnen auszeichnet.“ Frau von Schiller scheint mit dieser kurzen Bemerkung nur dem allgemeinen Gefühl über dieses Werk der Mrs. Opie Ausdruck zu geben; denn es heißt auch im *Literaturblatt* 1820 (Nr. 99), daß diese Erzählungen schon in England wenig Beifall gefunden, und daß man sie dort beschuldige, kalt, langweilig und nicht einmal gut kostümiert zu sein.

Schon 1822 (Nr. 148) kann die *Elegante Welt* die Verdeutschung eines weiteren Teils der *Tales of the Heart*, *Liebe, Geheimnis und Aberglauben*, ankündigen. Der Kriti-

[1] Briefwechsel S. 490.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ker glaubt sich dabei mit Hinweis auf die bekannten Vorzüge der geübten Darstellerin kurz äußern zu können und faßt nur sein Urteil über die äußere Handhabung der Sprache darin zusammen, daß er sagt: „Der Ton der Erzählung ist eindringlich ohne Übertreibung und gefühlvoll ohne falsche Sentimentalität.“ Eine Besprechung dieser Erzählungen im *Wegweiser* 1824 (Nr. 17) ist etwas weniger günstig; sie gesteht dem Werkchen zwar die sämtlichen Vorzüge der Verfasserin zu; aber sie weist auch auf ihre Fehler hin, die sie als Breite der Darstellung und als eine gewisse Geschraubtheit der Charaktere angibt, jedoch nicht, ohne ausdrücklich zu erwähnen, daß die Vorzüge die Nachteile weitaus überwiegen.

6. Jane Austen.

In einer kurzen Notiz über den zeitgenössischen englischen Roman weist das *Morgenblatt* 1816 (Lit.-Bl. 9) darauf hin, daß er sich ganz in den Händen von Schriftstellerinnen befinde, und nennt unter anderen die Namen von Jane Austen (1775—1817) und Mrs. Opie. Diese beiden sind in Deutschland neben Lady Morgan — freilich in weitem Abstand von dieser — wohl am bekanntesten geworden.

Noch in der gleichen Nummer kündigt das *Morgenblatt* einen neuen angenehmen Roman der Mrs. Austen, *Emma* (1816), an und charakterisiert diese Schriftstellerin als glückliche Beobachterin und Zeichnerin des stillen häuslichen Familienlebens; das gleiche Buch wird in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1816 (Intelligenzblatt 1) ähnlich anerkennend genannt. Es ist vermutlich dieses Werk, das der bekannte Scott-Übersetzer, W. A. Lindau, 1822 unter dem Titel *Anna* dem Publikum in deutscher Übersetzung darbietet, und von dem im *Wegweiser* 1822 (Nr. 71) gesagt wird, daß es wohl des Übersetzens wert sei; denn eine

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Charakterzeichnung von ungeheurer Wahrheit, die reinste Sittlichkeit und eine geistreiche Sprache zeichneten den Roman aus, der bei sehr einfacher Handlung und wenig aufregenden Begebenheiten nur durch diese Eigenschaften wirke. Eine Rezension im *Literaturblatt* 1823 (Nr. 102) klingt ein klein wenig skeptischer. Zwar spendet auch sie der Verfasserin ihr Lob; aber sie weist darauf hin, daß Familiengemälde eben nicht jedermanns Geschmack seien, und daß eine gewisse Breite die Darstellung ungünstig beeinflusse. Ungetrübt durch irgend einen Tadel ist die Kritik des Romans in der *Eleganten Welt* 1822 (Nr. 148), wenn man nicht etwa den Satz: „So wird der Roman gewiß den Frauen willkommen sein“ so deuten will, daß der kräftigere männliche Geschmack keinen Gefallen daran finden könne.

Es ist seltsam, daß trotz dieser allgemeinen Anerkennung der Name Jane Austen wieder in Vergessenheit gerät. Nur einmal noch und auch da nur flüchtig erwähnt ist er mir begegnet, in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1831 (Nr. 52) anläßlich einer kurzen Kritik der Übersetzung von *Stolz und Vorurteil* (Pride and Prejudice, 1813). Der Kunstrichter bewundert an dem Roman die gleichen Eigenschaften, die die Kritik schon an *Anna* hervorgehoben und verspricht dem Leser einen schönen Genuß von der Lektüre dieses Werkes.

Die Aufnahme der beiden Schriftstellerinnen Jane Austen und Mrs. Opie in Deutschland zeigt sehr viel Gemeinsames: Zunächst finden wir nur ein paar kurze Notizen über sie; diese scheinen durch ihr günstiges Urteil das Interesse für die Künstlerinnen angefacht zu haben, so daß schließlich sogar Übersetzungen von einigen ihrer Werke hervortreten. Diese Tatsache spricht schon an und für sich für ein gesteigertes Interesse an ihren Werken, sie tut es aber noch mehr, wenn wir bedenken, daß die Übersetzer, Männer wie Lindau und Methus. Müller, sehr

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

geübt auf diesem Gebiet sind und sicherlich nur solche Werke übertragen, die sowohl reichen Übersetzerruhm, als auch beträchtlichen Gewinn einzutragen versprachen. Trotz dieses zeitweilig regen Interesses für die Schriftstellerinnen, ist ihr Ruf doch nur von kurzer Dauer, vielleicht weil er durch den Ruhm der Scottschen Romane weit überschattet wurde, und weil auch auf dem Gebiet des Frauenromans Lady Morgans schriftstellerische Tätigkeit immer mehr Leser in ihren Bann zog. Doch muß uns die nur kurze auf Zeit unterbrochene Gleichgültigkeit besonders Jane Austen gegenüber überraschen, wenn wir bedenken, daß das heutige Urteil sie, die zu ihren Lebzeiten in Deutschland vergeblich auf Anerkennung warten mußte, — wir können dabei von den verschwindend Wenigen absehen, die ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihr die Wege zu ebnen suchen — als die bei weitem bedeutendste Schriftstellerin jener Periode bezeichnet, während ihre erfolgreichere Nebenbuhlerin, Lady Morgan, längst der Vergessenheit anheimgefallen ist.

7. Lady Caroline Lamb.

Lady Lamb (1785—1828) verdankt ihren Ruf in Deutschland nicht dem künstlerischen Wert ihrer Romane, sondern dem Thema ihres ersten Romans *Glenarvon* (1816). Sie behandelt darin ihr Verhältnis zu Lord Byron, freilich reichlich verzerrt; aber doch genügte schon allein die Absicht, um dem Buch bei seinem Erscheinen 1816 — Byron fing gerade an, in den Mittelpunkt des deutschen Interesses zu treten — die lebhafteste Teilnahme zu sichern. Dagegen ist auch die Kritik machtlos, die das Buch manchmal recht hart mitnimmt; so nennt es das *Morgenblatt* 1817 (Nr. 7) ein elendes unmoralisches Geschreibe, doch der unverhüllte Hinweis auf Byron trägt wiederum dazu bei, es überall interessant zu machen. Eine etwas ein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

gehendere Kritik im *Literaturblatt* 1817 (Nr. 17) spricht dem Werk zwar trotzdem nicht jeden künstlerischen Wert ab, obwohl es ihm den Anspruch, ein wirkliches Kunstwerk zu sein, nicht zugesteht und deckt sich da mit der Ansicht Goethes, der das Buch schon 1817 las und ein ziemlich günstiges Urteil darüber fällte. Auch Frau von Schiller versucht, es möglichst objektiv zu betrachten; aber das Ergebnis, zu dem sie gelangt, ist recht kompliziert; künstlerisch urteilend entdeckt sie manche Vorzüge, aber menschlich betrachtet erfüllt sie das Buch mit Unbehagen. Sie schreibt darüber am 7. III. 1818 an Knebel:

„In dieser Woche habe ich in recht ängstlichen Ansichten gelebt, denn ich habe *Glenarvon* gelesen. Es ist ein eigenes Produkt, und die Verfasserin weiß mit sehr viel Lebhaftigkeit die Situationen zu schildern und immer den Anteil lebendig zu erhalten. Aber weh macht sie dem Leser, und wenn sie die Gefühle ihres eigenen Wesens schildert, so schmerzt einem diese Natur tief. ... Mitleid, Anteil und Aufmerksamkeit weiß sie zu erwecken."

Nach langen Jahren, in denen das Ansehen, das *Glenarvon* erregt hatte, längst verebbt war, begegnet uns plötzlich in den dreißiger Jahren wieder der Name der Lady Lamb, als der der Verfasserin von verschiedenen Romanen, die sogar der Übersetzung ins Deutsche würdig befunden wurden, die aber dessen ungeachtet von der Kritik nicht sehr freundlich behandelt werden. Von *Ada Reis* oder der tripolitanische Korsar (Ada Reis; a Tale, 1823), nach Lady Lamb sagt Julius Krebs im *Wegweiser* 1835 (Nr. 35), daß diesem Buch zu einem Roman in moderner Form beinahe alles fehle und dies trotz des kühnen Ausspruches des Übersetzers, daß diesem anerkannt vorzüglichsten Werk der Verfasserin bleibender, ja klassischer Wert in den Annalen der Literatur gesichert sei. Ähnlich äußert sich ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 230) über das Buch, und er begründet seine Ansicht, indem er die verschiedenen Seiten des Romans

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

eingehend betrachtet. Die wesentlichen Punkte seines Urteils kommen in folgenden Sätzen zum Ausdruck:

„Uns scheint der Wert des Ganzen mehr in der reinen sittlichen Gesinnung zu bestehen, die sich darin ausspricht, wiewohl auch sie teils durch einige Trockenheit und Nüchternheit, teils durch eine mystische Modefarbe des Tages einigermaßen getrübt wird. Der künstlerische, dichterische Wert kann unmöglich aus diesem zwitterhaften Ineinanderspielen des Wirklichen und des Phantastischen hervorgehen, abgesehen daß dieses Phantastische noch dazu nicht gerade der Neuheit und Üppigkeit, ja des inneren Zusammenhangs sich rühmen kann. . . . Die moralischen Abschweifungen und Randbemerkungen über sittliche und gesellige Verhältnisse der Zeit sind unseres Erachtens sehr dürr und lang; die wiederkehrende Hindeutung auf Sinn und Nutzanwendung der sogenannten Fabel hätte durch die Geschichte und ihren anschaulichen Verlauf von selbst, nicht als unterbrechende, störende Reflexion hervorspringen müssen, und ist und bleibt demütigend und trostlos, ganz im Sinne der heutigen Frömmler und Mystiker. . . . . Wir möchten das Werk kaum mit ähnlichen deutschen, wenn auch ebenfalls krankhaften, wie Jung-Stillings Reise in die fünfte Heimat usw. vergleichen.“

Diese recht gleichgültige, ja größtenteils stark ablehnende Aufnahme von Lady Lambs späteren Romanen bestätigt uns die Anschauung, daß auch ihr Erstlingswerk nur seines Stoffes wegen geschätzt und begehrt wurde. Deswegen konnte es ihr eben bei ihren weiteren Werken, die dieses Anziehungspunktes entbehrten, nicht gelingen, das Publikum zu erwärmen, und ihre Mängel wurden nun unerbittlich aufgedeckt.

8. Thomas Peacock.

Peacock (1785—1866) ist trotz seiner Berühmtheit in England in Deutschland nur wenig bekannt geworden. Im *Literaturblatt* 1818 (Nr. 16) versucht ein Rezensent die Aufmerksamkeit auf Peacock zu lenken, indem er seine Originalität preist und ein paar Sätze aus einer englischen Kritik wiedergibt, in der Peacock den größten englischen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

CARL WINTERS
UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
IN HEIDELBERG

Viktorianische Dichtung

Eine Auswahl aus E. Barrett Browning, R. Browning, A. Tennyson, M. Arnold, D. G. Rossetti, W. Morris, A. Ch. Swinburne, Chr. Rossetti mit Bibliographien und literarhistorischen Einleitungen

von Dr. OTTO JIRICZEK

o. Professor für englische Sprache und Literatur an der Universität Würzburg.

3. und 4. Tausend mit einem Nachtrag: Bibliographie 1907—10.

8°. XVIII, 486 Seiten, eleg. geb. 4 M.

Beiheft zu obigem:

Die Lesarten der ersten Fassungen.

8°. kart. 1 M. 20.

Eine ausgezeichnete Anthologie der viktorianischen Dichtung; ein Buch, das zweifellos seinen Weg machen wird und ihn zu machen verdient. Gleich geeignet für höhere Lehranstalten wie zum Privatstudium. Dem Kundigen eine erfreuliche Revue, dem Unkundigen ein nützlicher Ausblick. In seinen positiven Angaben von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit, in seinen ästhetischen Einführungen von wohltuender Sachlichkeit des Urteils und künstlerischem Geschmack ... Die Auswahl, die er aus ihnen trifft, genügt der höchsten Forderung: sie weckt den Wunsch nach mehr.... Das Buch kann allen, die sich mit der glorreichsten lyrischen Epoche englischer Poesie vertraut machen wollen, nicht warm genug empfohlen werden.

Berlin. Max Meyerfeld in „Das literarische Echo".

So bescheiden der Titel „eine Auswahl" klingt, so wertvoll ist der Inhalt und die Ausgestaltung des Werkes ... Es ist bei uns der erste und trefflich gelungene Versuch, die Geschichte der viktorianischen Dichtung streng wissenschaftlich und methodisch ins Auge zu fassen.... Musterhaft nach Inhalt und Darstellung sind das Vorwort und die den einzelnen Proben vorausgeschickten biographisch-kritischen Einleitungen. Das Vorwort bietet auf seinen vier Seiten eine Charakteristik der viktorianischen Dichtung und ihrer Stellung zu der unmittelbar vorhergehenden Zeit, wie sie in solcher Knappheit, Klarheit und historischer Treffsicherheit wohl in keiner Literaturgeschichte zu finden ist. Die Sondereinleitungen sind ebenfalls Prachtstücke: Lebensbild, psychologisch-ästhetische Charakterskizze, geschichtliche Einordnung auf philologischer Grundlage, objektiv-moderne Kritik sind die großen und inhaltvollen Gesichtspunkte, nach denen sie abgefaßt sind. Dazu kommen noch sehr sorgfältige und schätzbare bibliographische Mitteilungen. Zu betonen ist ferner, daß das Buch würdig, ja vornehm ausgestattet ist und sich eines im Verhältnis zu seinem Umfang wohltuend billigen Preises erfreut.... Dieser Umstand wird hoffentlich mit dazu beitragen ihm die in reichem Maße verdiente weite Verbreitung zu verschaffen. Wird es, wofür es mit in erster Linie bestimmt ist, als Grundlage für Seminarübungen an Universitäten benutzt, so muß es eine wahre Freude sein, unter seiner Leitung in die Geisteswelt der behandelten Dichter eingeführt zu werden, und Lehrenden wie Lernenden wird es eine reiche Fülle wertvoller Anregungen bieten. Ganz besonders ist es aber auch unsern Lehrern und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Lehrerinnen zu empfehlen. Wenn ein Buch geeignet ist, Verständnis für die künstlerische Kultur Englands zu erwecken und damit vertraut zu machen, so ist es dieses, und darum sollte kein Lehrer des Englischen, der Freude und Interesse an seinem Fache hat, sich seine Lektüre entgehen lassen; ästhetischer Genuß und vermehrtes Wissen sind der Lohn dafür. . . .

Berlin. „Zeitschrift für franz. u. engl. Unterricht."

Prof. Jiriczek veröffentlichte soeben eine vortreffliche Auswahl aus den Werken der acht englischen Dichter . . . im Originaltext und nach künstlerischen Gesichtspunkten. Das Buch eignet sich nicht nur für akademische Zwecke und **höhere Lehranstalten,** sondern wird allen Verehrern englischer Poesie willkommen sein, da der Herausgeber darauf bedacht war, nur Kunstwerke von geschlossener Einheit auszuheben. Er hat sie chronologisch angeordnet und bei jedem Gedicht das Erscheinungs- oder Entstehungsjahr und die literarische Fundstelle angemerkt. Besonders verdienstlich sind jedoch die größeren Beigaben: bei jedem Dichter eine sorgfältige Bibliographie und eine zuverlässig nachgeprüfte literarisch-biographische Einleitung, die das Werk auch dem Gelehrten wertvoll machen.

„Deutsche Literaturzeitung."

Mit aller Sorge und der genauesten Kenntnis des englischen literarhistorischen Materials, mit Berücksichtigung der Verwendung dieser Sammlung für Seminarübungen und **Lektüre an höheren Lehranstalten** ist diese Anthologie zusammengestellt worden. . . .

Lady Blennerhassett in „Hochland".

. . . . Zu vollerem Eindringen bietet ein unlängst erschienenes Buch Gelegenheit, das man aufrichtig empfehlen darf. . . . Daß volle wissenschaftliche Zuverlässigkeit hier anzutreffen ist, versteht sich; aber wir haben es mit weit mehr als bloß „philologischem" Verständnis zu tun. Der schön ausgestattete Band wird wie den studierenden, so den nur menschlich empfänglichen und genießenden Lesern willkommen sein.

Geh. Rat W. Münch in „Der Tag".

Prof. Otto Jiriczek veröffentlicht zu seiner englischen Anthologie einen Anhang: „Die Lesarten der ersten Fassungen", da die Texte selbst in den Fassungen letzter Hand gegeben waren. Dieser Variantenapparat, der nur den Wortlaut, nicht die Orthographie usw. berücksichtigt, ist zum Seminargebrauch für akademische Zwecke sehr willkommen, da er vielseitige Gelegenheit zur Schulung in formaler, ästhetischer und ideeller Interpretation bietet. . . . Das Heft ist eine notwendige Ergänzung der gut aufgenommenen Anthologie. „Literarisches Zentralblatt."

BESTELL-ZETTEL

Aus dem Verlag von CARL WINTERS UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG in HEIDELBERG bestellt Unterzeichneter durch die Buchhandlung

.....

.....

O. Jiriczek, Viktorianische Dichtung.
Elegant gebunden . . . . . M. 4.—
Beiheft : Die Lesarten der ersten Fassungen.
Kartoniert . . . . . M. 1.20

Ort und Datum: .....

Name: .....

Name:

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Dichtern der Zeit gegenübergestellt wird und dabei sehr gut wegkommt. Veranlassung zu dieser Besprechung gibt das Gedicht *Rhododaphne* (1818), das voll unvergleichlich schöner Stellen genannt wird.

Selbständiger, doch nicht weniger günstig ist eine Kritik im *Conversationsblatt* 1839 (Nr. 156), in der Peacocks Eigenart besonders im Vergleich mit der neuen Richtung der sozialen Schriftsteller stark hervorgehoben und lobend erwähnt wird. Der Rezensent faßt sein Urteil noch einmal zusammen, indem er sagt:

„In literarischer Hinsicht ist besonders die Anmut seines Stils zu bewundern, während der Verstand des Lesers von seinem gehaltvollen Witze, von der Fülle, Gediegenheit und dem Glanz seines Dialogs, von seiner scharfen Beobachtungsgabe, seiner durchdringenden Einsicht, von der Feinheit und philosophischen Tiefe seiner Satire und endlich von seiner vertrauten Bekanntschaft mit der menschlichen Natur zu Täuschung und Betrug angezogen wird."

Und zuletzt sagt er von Peacock:

„Er ist kein Schriftsteller für die Masse und wird immer nur einem engeren Kreise gefallen, aber einem Kreise von Auserlesenen und wahrhaft Gebildeten."

Mit diesem Urteil scheint der Kritiker wohl das Richtige getroffen zu haben; denn trotz dieser lobenden Besprechung der Peacockschen Werke verfällt sein Name schon in der nächsten Zeit in Deutschland der Vergessenheit, und nichts weist darauf hin, daß er in Deutschland einen, wenn auch noch so kleinen Anhängerkreis erworben hätte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

VII. Drama.

1. Charles Robert Maturin.

Mit Byron und Scott ist auch Maturin (1782—1824) in Deutschland bekannt geworden. Schon 1814 finden wir sein verbreitetstes Werk, das Drama *Bertram* (1814 aufgeführt), von Knebel erwähnt. Dieser hat es wohl auch veranlaßt, daß Goethe sich ein paar Jahre später recht eingehend mit diesem Werk Maturins beschäftigte; eine längere Besprechung und stellenweise Übersetzung sind die Früchte dieser Betätigung[1].

Die Tatsache, daß Goethe für Maturin Partei ergriff, und daß auch Scott und Byron es tun, hat ihre Wirkungen ausgeübt. Schon 1818 erscheint eine Übersetzung des Bertram von Dr. Iken auf dem Plan. Selbst die Besprechung eines Buches *Women or Pour et Contre* (1818) vom „Verfasser des Bertram“ — wenn sie auch nicht gerade sehr lobend ist — zeigt deutlich, daß der Name Maturin in Deutschland nicht unbekannt ist. Die Kritik, die Bertram in den meisten deutschen Zeitschriften zuteil wird, ist nicht ermutigend. Aber doch scheint durch Goethes Parteinahme stets aufs neue Interesse an dem Schriftsteller angefacht worden zu sein; denn die Besprechungen des Bertram verteilen sich über mehr als das nächste Jahrzehnt, und noch 1831 hat Dr. Iken den Mut, eine Neuausgabe der Übersetzung zu veranstalten. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß die große Mehrzahl der Kritiker nicht in Goethes Urteil einstimmen. Schon 1819 wird dem Drama in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* (Nr. 155)

[1] Vgl. Goethe-Tagebücher, 1817; 24. III. u. 13. VI.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

jeder Kunstwert abgesprochen und sein Erfolg in England nur damit erklärt, daß es eben spezifisch englisch sei. Doch zeigt der Kritiker insofern Verständnis für den englischen Geschmack, als er an dem Werk Spuren von Genialität entdecken will, die jedoch durch einen vollkommenen Mangel an künstlerischer Einsicht und Beherrschtheit in ihrer Entfaltung gehemmt würden. Noch 1830 (Nr. 77) fällt das *Literaturblatt* sehr kräftig über Maturin und sein Drama her. Der Rezensent stellt sich ausdrücklich in Gegensatz zu Goethe und erklärt das Schauspiel für eines der schlechtesten poetischen Machwerke, die je über die Bühne gegangen, und er sieht darin ein Zeichen, daß im Lande Shakespeares die dramatische Poesie dem Verfall entgegengehe. Ganz der gleichen Ansicht ist ein Kritiker, der im *Conversationsblatt* 1831 (Nr. 84) das Drama bespricht. Ja er sieht die englische dramatische Literatur schon zum äußersten Tiefstand gesunken und findet, daß die englische Literatur in dieser Beziehung viel von der gleichzeitigen deutschen lernen könne. Er charakterisiert das Ganze mit folgenden Worten:

„Das Stück ist im Byronschen Geist. Verworfenheit, Verzweiflung, die düstersten Farben der Menschennatur nach außen gekehrt und mit Vorliebe ins Licht gestellt, nicht ein Funke von Licht, Reinheit, Hoffnung, Glaube; dies alles grell beleuchtet und alle Kraft der Poesie darauf verwandt, Verzweiflung, Verachtung des Menschentums und Abscheu vor seinem Geschick hervorzurufen.“

Außer diesem Drama, das Maturin in Deutschland bekannt gemacht und ihm hier während langer Jahre einen gewissen Ruhm verschafft hat, werden noch ein paar seiner Romane — doch nur flüchtig — erwähnt. Die Erzählung *Women or Pour et Contre* (1818) wurde schon genannt. Eine Besprechung des Romans *Melmoth* (1820) findet sich 1822 in Nr. 5 der *Eleganten Welt*. Aber auch hier treffen wir wenig Entgegenkommen für Maturins Manier. „Eine der greulichsten und empörendsten Teufelsgeschichten, gewisser-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

maßen ein Zeichen der Zeit“ ist etwa der Kern der Kritik Dagegen wird Maturin im *Literaturblatt* 1824 (Nr. 68) wenigstens in bezug auf seine Romane *Montario* (1807) und *Melmoth* anerkannt. Weniger günstig wird der Roman *The Albigensis* (1824) beurteilt. Er sei zwar freier von den Maturin sonst anhaftenden Fehlern; aber dafür habe er auch eine Reihe seiner Vorzüge eingebüßt, so besonders seine Originalität, die Maturin zugunsten einer für ihn wenig vorteilhaften Scott-Nachahmerei aufgegeben habe. Trotz dieses Tadels hält der Kritiker zum Schluß bei seiner Meinung fest, daß Maturin hervorragende Begabung besitze, daß aber mangelnde Ausbildung ihn verhindere, sein Bestes, etwas Ausgezeichnetes, zu leisten. Noch im gleichen Jahre wird ein älterer Roman Maturins unter dem Titel *Die Verstoßenen* nach Deutschland verpflanzt und ohne viel Lob und Tadel in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1824 (Nr. 100) angezeigt.

Mit dem Todesjahr Maturins (1824) hören die Erwähnungen seiner Werke in Deutschland auf, ausgenommen die des Bertram, die, wie oben erwähnt, der Neuherausgabe der Ikenschen Übersetzung zu danken sind. Die Aufnahme des Bertram in Deutschland bietet uns ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie ein Werk durch das Zusammentreffen günstiger Umstände — obwohl die Berufskritik es fast einstimmig ablehnt — längere Jahre hindurch in Deutschland zu den bekanntesten Erscheinungen zählt. Diese Tatsache, die sich ja darin am klarsten äußert, daß 15 Jahre nach der ersten Ausgabe der Übersetzung noch einmal eine Neuausgabe erscheint, beruht zum größten Teil auf der Verknüpfung des Namens Maturin mit dem von Goethe, Byron und Scott, und auf deren Urteil stützt man sich, wenn man immer aufs neue auf dieses von der Kritik verurteilte Drama zurückgreift.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

2. Henry Hart Milman.

In einem Literaturbericht aus England macht die *Jenaische Lit.-Ztg.* im Intelligenzblatt 37, 1816 auf Milman (1791—1868) als den Verfasser eines Dramas *Fazio* (1815) aufmerksam, das jedoch in England nicht befriedigt habe, doch müsse man ihm einräumen, daß er große Belesenheit in älteren englischen Dichtern bewiesen und sich ihren Stil gut angeeignet habe. Fast wörtlich, also offenbar aus derselben englischen Quelle fließend, kehrt diese Kritik im *Morgenblatt* 1816 (Lit.-Bl. Nr. 8) wieder.

Schon etwas vertrauter mit dem Dichter klingt die Beurteilung seines *Samor, Lord of the Bright City*, an Heroic Poem (1818) im *Literaturblatt* 1819 (Nr. 5). Der Kritiker sagt, daß treffliche erhabene Stellen nur hier und da durch Undeutlichkeiten verdunkelt würden, und daß das Gedicht reich, wenn auch nicht immer gerade glücklich in Gleichnissen sei.

Wiederum ist es ein Bericht aus einer englischen Zeitschrift, der *Quarterly Review*, May 1820 — er wird im *Literaturblatt* 1820 (Nr. 87) wiedergegeben —, der das deutsche Publikum durch Besprechung von Milmans neuestem dramatischen Gedicht *The Fall of Jerusalem* (1820) auf den Dichter hinweist, und der dazu dient, dem Leser eine noch bessere Meinung von Milman zu geben; es heißt da:

„Das Werk kann seiner Mängel ungeachtet, die vorzüglich in dem Mangel eines ästhetisch-notwendigen Zusammenhangs der aufeinanderfolgenden Begebenheiten bestehen, nicht ohne die wärmste Teilnahme und Bewunderung gelesen werden. Es ist das reifere Erzeugnis eines Dichters, der schon als Jüngling in dem Gedicht an *Apollo von Belvedere*, im *Fazio* und *Samor*, seinen entscheidenden Beruf bekundete."

Noch im gleichen Jahre bietet sich den Deutschen Gelegenheit, den Dichter, wenigstens zum Teil, aus seinen Werken kennen zu lernen. Denn Jacobsen (1820) gibt in

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

seinen Briefen Proben aus Milmans Dichtungen, so dessen Gedicht auf den *Apollo von Belvedere*, außerdem ein Stück aus seinem *Fall of Jerusalem*; im übrigen begnügt er sich auf Milman als den berühmten Verfasser des Trauerspiels *Fazio*, „den aufgehenden Stern", hinzudeuten.

Eine deutsche Übersetzung: *Der Fall von Jerusalem*, deutsch von A. Blech 1823, die den Gegenstand einer Kritik in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1823 (Nr. 192) bildet, scheint die Frucht dieser beiden lobenden und anregenden Besprechungen von Milmans *Fall of Jerusalem*; doch die findet hier keine allzu begeisterte Aufnahme; denn der Kritiker tadelt schon die Wahl des Stoffes als ungünstig, gibt jedoch zu, daß das Gedicht reich sei an einzelnen schönen Stellen, wendet sich aber zum Schluß gegen einen englischen Kritiker, der, obwohl er die Fehler des Dramas sehr genau aufgedeckt habe, trotzdem behaupte, es sei ein Gedicht, dem man sicher und gewiß jede Unsterblichkeit, welche die englische Sprache zu verleihen vermöge, versprechen könne, in dem er sagt, dies sei ein Lob, in welches der deutsche Leser schwerlich einstimmen könne.

Daß damit wirklich ein ziemlich allgemeines deutsches Urteil gegeben wird, beweist die Übereinstimmung mit der Ansicht anderer Kritiker; so begnügt sich Adrian (1828) mit einem kurzen, etwas allgemeinen Satz über Milman, der aber deutlich zeigt, daß er ihn nicht sehr hoch schätzt.

Wolff (1832) sagt über Milman, daß er Bedeutenderes leisten könnte, wenn er nicht so sehr danach strebte, korrekt und klassisch zu sein. Selbst sein vorzüglichstes Werk, der *Fall von Jerusalem*, leide an der vorherrschenden Richtung zum Lyrischen und sei deshalb wohl auch nicht bühnenfähig. Als Probe von Milmans Dichtungskunst teilt Wolff einen Gesang der Juden aus dem letztgenannten Drama mit.

Im *Magazin* 1835 (Nr. 123) wird in einem ins Deutsche übersetzten Bericht über das englische Theater von einem

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Franzosen, Gustav Planche, auch Milman genannt. Sein Hauptfehler, sagt der Verfasser, bestehe in der mangelhaften Charakteristik und darin, daß er zu wenig aufrege und bewege; selbst sein *Fazio* sei nicht frei davon, feßle hingegen durch den feierlichen Pomp der Rede.

Aus diesen weder sehr zahlreichen noch sehr günstigen und begeisterten Urteilen ersehen wir, daß Milman in Deutschland nicht nahezu den Ruf erlangte, den ihm einige Kunstrichter in England zugestehen wollten. Wenn sein Name auch noch in den vierziger Jahren gelegentlich flüchtig auftaucht, so dürfen wir doch behaupten, daß er nach 1835 nur noch sehr wenig beachtet wird, obgleich er es 20 Jahre hindurch verstanden hatte, nicht dauernd, so doch stets aufs neue, wenn auch oft nur auf kurze Zeit, Beachtung zu erregen. —

3. Joanna Baillie.

Der Name der dramatischen Dichterin Joanna Baillie (1762—1851) erscheint in Deutschland zwar ziemlich früh und taucht auch während langer Jahre ganz vereinzelt immer wieder auf, aber man bringt ihr nirgends wirkliches Interesse entgegen, und fast alles, was wir über sie hören, sind Auszüge aus englischen Zeitschriften oder besteht in der Wiedergabe englischer Urteile über Miß Baillie.

Schon das *Morgenblatt* 1817 (Lit.-Blatt 15) führt in einem Artikel, der aus der *Bibliothèque Universelle* entnommen ist, Miß Baillie als ausgezeichnet im dramatischen Fach an und fügt hinzu, daß ihr seltenes Talent den Neid der Männer, die sich demselben Fach gewidmet, in hohem Grade erregt habe.

Auch Adrian (1828) nennt die Dichterin, doch nur in einer Aufzählung der dramatischen Dichter Englands, das in bezug auf das Drama einen unbegreiflichen Tiefstand

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

erreicht habe, also in einem sehr wenig ehrenvollen Zusammenhang.

Nur Wolff (1832) setzt sich in Deutschland mit Wärme für Joanna Baillie ein. Er sagt:

„. . . man muß Miß Baillie einräumen, die von ihr erwählten Stoffe mit großem Talent behandelt zu haben. Eine fast männliche Kraft ist überall vorherrschend; sie versteht ihre Charaktere wohl zu entwickeln und sie handelnd in lebendige Bewegung zu setzen; der Plan der einzelnen Stücke ist kunstreich angelegt, die Situationen sind geschickt herbeigeführt, aber alles ist zu sehr aus dem Rohen gehauen, die Pinselstriche erscheinen zu grob; es gilt ihr nur der Haupteindruck, und sie vernachlässigt die feineren Nüancen und leisen Übergänge, welche allein jedem Kunstwerk erst Rundung und Vollendung geben. An Klarheit und Tiefe fehlt es ihr jedoch nicht, und wäre sie weniger gewaltsam, so würde sie mehr wirken. Ihre Sprache ist beredt, bilderreich und wahr, doch mangelt es ihr an dem zauberischen Schatze der Farben, den man ungern, vorzüglich da, wo die milderen Empfindungen des Herzens geschildert werden sollen, vermißt.“

Nach diesen einleitenden Bemerkungen gibt Wolff Auszüge aus Miß Baillies Tragödie *Montfort* (1798). Dann geht er zur Besprechung ihrer Lustspiele über, die er folgendermaßen beurteilt:

„Ihre Lustspiele leiden, so trefflich die geniale Frau auch die allgemeinen Züge und das Leben aufzufassen versteht, doch besonders daran, daß sie beständig mit zu starken Farben aufträgt und ihr die eigentliche komische Kunst, vorzüglich in der Ausführung der Einzelheiten, in hohem Grade fehlt.“

Wiederum einem Franzosen, Gustav Planche, verdanken wir eine kurze Besprechung der Baillieschen Trauerspiele im *Magazin* 1835 (Nr. 123); er sagt über ihre Werke:

„Die psychologischen Trauerspiele Joanna Baillies sind, trotz der Lobeserhebungen, die ihnen die Nachsicht eines Walter Scott zuteil werden läßt, als Poesie und besonders als dramatische Poesie betrachtet von einem sehr untergeordneten Range. Wenn man auch das Gepräge eines ernsten Geistes bei ihnen nicht verkennen kann, so ist doch in allen diesen Werken nichts von dramatischer Handlung anzutreffen.“

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bei der großen Gleichgültigkeit der Dichterin gegenüber, die doch kaum erklärlich ist, wenn wir bedenken, daß Miß Baillie bei dem allgemeinen Tiefstand der englischen dramatischen Literatur immer noch vorteilhaft hervorragte, muß es uns überraschen, in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 34—41) einen über mehrere Nummern sich erstreckenden Aufsatz über Joanna Baillie zu finden, worin einzelne ihrer Dramen sehr ausführlich besprochen und sogar dem Publikum durch Auszüge bekannt gemacht werden. Freilich ist auch dieser Aufsatz nicht original, sondern vermittelt uns nur zwei englische Urteile über die Dichterin, die beide mehr oder weniger Anerkennung für sie bekunden, und wir erfahren daraus auch von der hohen Bewunderung Scotts für sie. Es heißt in dem einen Urteil unter anderem:

„Der Name Joanna Baillie erfüllt alle wahren Liebhaber der dramatischen Poesie mit Achtung. Keine Frau, wir behaupten dies ohne Bedenken, hat je gleich von vornherein einen so hohen Ton in der Poesie angestimmt, oder so großen Erfolg errungen in dem edelsten und vollendetsten Zweige poetischer Komposition — in der Tragödie. . . . Die Dramen der Miß Baillie wurden geschrieben ehe die Bewunderung für die großen Dichter wieder lebendig geworden war; nur gegenüber von diesen unnachahmlichen Dichtern finden wir einen gewissen Mangel an Mannigfaltigkeit in ihren Konzeptionen und von Fülle in ihrer Sprache, und, müssen wir hinzusetzen, als nicht minder sichere Merkmale der weiblichen Hand, trotz der malerischen Kraft ihres Stils, gelegentlich die launenhafteste Ungenauigkeit und alles eher als die Pünktlichkeit eines tüchtig geschulten Gelehrten.“

Die zweite Stimme betont gleichfalls bei einer im allgemeinen hohen Anerkennung für die Dichterin, daß sich überall der spezifisch weibliche Genius bemerkbar mache, und daß Miß Baillie eben deshalb nicht die höchste Stufe der dramatischen Kunst habe erreichen können.

Trotz des in Deutschland nur sehr oberflächlich begründeten Rufs der Miß Baillie ist selbst nach einer langen Reihe von Jahren ihr Name noch nicht vergessen, denn in

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

einem Artikel, *Galerie englischer Schriftstellerinnen*, im *Magazin* 1848 (Nr. 5 u. 6) wird auch ihr, als bekannter, hauptsächlich dramatischer Dichterin ein ehrenvoller Platz eingeräumt, doch dürfte dies wohl mehr der Tatsache zuzuschreiben sein, daß sie als einzige Vertreterin des Dramas in jener Zeit nicht übergangen werden kann, als daß es den Beweis einer näheren Bekanntschaft mit ihrem Schaffen darstellte, die wir in Deutschland keinesfalls annehmen dürfen.

4. James Sheridan Knowles.

Wohl eine der frühesten Mitteilungen über Knowles (1784—1862) in Deutschland findet sich im *Literaturblatt* 1821 (Nr. 24), wo dem Publikum erzählt wird, daß Knowles' Drama *Virginius* (1820), von dem jetzt eine zweite Auflage erschienen sei, in England zu den besten der neueren Zeit gerechnet werde, und daß es den wesentlichen Vorzug habe, für die Bühne gut geeignet zu sein.

Einige kritische Bemerkungen über ein anderes Werk von Knowles *The Wife*; a Tale of Mantua (1833) bringt das *Conversationsblatt* 1833 (Nr. 302); der Kritiker nennt dieses Drama einen in Szene gesetzten Roman, der zwar in England durch seine geschickt angewandte Kenntnis des Effektvollen auf der Bühne viel Beifall erworben habe, dessen beabsichtigte deutsche Übersetzung sicherlich aber für Deutschland kein Gewinn sein werde; denn den Erfolg dieses Stückes in England könne nur seine jetzige Armut auf dem Gebiet der dramatischen Literatur erklären.

Diese Bearbeitung erscheint 1834: *Das Weib oder Thron und Hütte*, bearbeitet von Wilh. Gerhard, und das *Conversationsblatt* nimmt die Gelegenheit wahr, eine begeisterte Lobrede auf das Drama anzustimmen. Lesen wir da doch folgende Sätze:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Der Geist Shakespeares ist es, der dem Dichter erschienen ist, ja der seine Feder geführt hat; treuer als Knowles hat ihn niemals irgend ein Dichter ergriffen oder wieder dargestellt. Das Stück vermöchte selbst Kenner zu täuschen, so sehr ist es aus dem Geist des Unvergleichlichen hervorgegangen.“ Nun macht der Kritiker auch ein paar geringfügige Aussetzungen; aber er fährt fort: „Doch diesen Mängeln welche Schönheiten gegenüber! ... Wir müssen enden. Dies schöne Drama wenigstens zeigt uns, was England in seinem langen dramatischen Schlummer noch vermag in der lebendigen Erinnerung an einen großen Geist, der sein war. Er erweckt die größte Begier nach den andern Dramen dieses Dichters, den *Hunchback*, *Virginius;* es gibt uns den Wunsch ein, daß dieselbe Hand, die *das Weib* so trefflich übertrug, auch diese uns mitteile.“

Sehr absprechend läßt sich dagegen ein Franzose, Gustav Planche, in einer Kritik, die wir verdeutscht im *Magazin* 1835 (Nr. 123) lesen, über Knowles hören:

„Sollte man, wie wohl wir keineswegs dazu geneigt sind, den Wert des Dramas nach dem Erfolge allein beurteilen, so müßte man den ersten Rang Sheridan Knowles zuerkennen. Die Schauspiele Sheridan Knowles' zeichnen sich durch keine besonderen Eigentümlichkeiten aus. ... Sheridan Knowles hat, wie man freilich zugeben muß, heutzutage keine Nebenbuhler, die selbst mit ihm auch nur einen Vergleich aushielten. ... Von Shakespeare zu Scribe? Ja wahrhaftig das ist der Weg, den England durchlaufen.“

Wir sehen, es ist der Bühnenerfolg der Knowlesschen Stücke, der auch in Deutschland die Blicke auf den Dichter zieht; so begreifen wir leicht, daß hier, wo es sich zunächst nur um die Lektüre des Dramas handelt, die Anerkennung keine so große sein konnte und das Interesse nur stets ein flüchtiges, raschverglühendes Aufflammen ist, das sich jeweils nach einem neuen Bühnenerfolg in England zeigt. Dabei konzentriert sich, neben flüchtigen Erwähnungen seiner anderen Werke, das Hauptinteresse stets auf sein Drama *The Wife*. Dieses wird z. B. auch in einer Rezension im *Wegweiser* 1836 (Nr. 70), die durch eine in Deutschland veranstaltete Ausgabe englischer dramatischer Dichter, als deren erster Band ein anderes Stück von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Knowles, *The Hunchback* (1832), erschienen, veranlaßt ist, zu einer baldigen Herausgabe warm empfohlen. Außerdem heißt es in der Kritik:

„Wir finden die Wahl des Hunchback, als des nach unserem Dafürhalten besten Stückes von dem glücklichsten neueren Nachahmer Shakespeares schon durch den ausgezeichneten Ruf, den sich der Dichter in seinem Vaterlande erwarb, gerechtfertigt."

Das Drama *The Wife* wird 1838 von Fr. Treitschke unter dem Titel *Mariana* zum zweitenmal ins Deutsche übersetzt. Dazu bemerkt das *Conversationsblatt* 1839 (Nr. 180), daß Knowles zwar den Höhepunkt erreiche, den jetzt die englische Tragödie erreichen könne, daß diese aber jetzt zu einem solchen Tiefstand gesunken sei, daß selbst die Erzeugnisse der modernen französischen Schule trotz der grausamsten Verirrungen ihr vorgezogen werden müßten; denn das Tote, Leichenartige sei das Element der modernen englischen Dramaturgie; Knowles' Tragödie sei eine von denen, die noch immer das meiste Scheinleben an sich trügen, aber: „der lebende Hauch, Tiefe und Feuer fehlen dem ganzen durchweg."

In *Des Stranders Tochter* (The Daughter, 1837) wird dem Publikum 1840 wiederum ein Drama von Knowles vorgesetzt. Im *Conversationsblatt* 1840 (Nr. 329) finden wir eine recht günstige Kritik darüber; es heißt da:

„Dies Schauspiel wäre den besten der neueren Zeit beizuzählen, litte es nicht an einer dem Geist des Dramas allzusehr widersprechenden, allzu großen Willkürlichkeit hinsichtlich der Behandlung des Stoffes. . . . Darin liegt die Schwäche des Stückes, das außerdem vortrefflich gearbeitet ist, und von Anfang bis zu Ende sowohl durch die Situationen der handelnden Personen, wie durch die reiche Fülle von Gedanken und poetischen Anschauungen interessiert. Erst, wenn das Ende heranrückt und man sieht, daß so vieles Treffliche nur zu melodramatischer Effekthascherei benutzt worden ist, sinkt die Teilnahme und man legt das Buch unbefriedigt aus der Hand. . . . Kann man die gar zu gewaltsame und willkürlich herbeigeführte Lösung vergessen, so bietet das Stück so viele Schönheiten dar, daß es jedenfalls unter die besten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Produkte gezählt werden muß, welche das englische Drama in neuerer Zeit aufzuweisen hat. Feste Zeichnung der Charaktere, eine dramatische, dabei aber äußerst wohllautende, einfache und poetische Sprache, glückliche, zuweilen nur zu sehr auf den Effekt berechnete Erfindung zeichnen Sheridan Knowles recht vorteilhaft aus und weisen ihm ohne Zweifel die erste Stelle unter den jetzt lebenden englischen Dramatikern an."

Es ist ein Beweis für den fortschreitenden Ruf von Knowles als erstem englischen Dramatiker seiner Zeit, daß seine Lustspiele in der Bibliothek englischer Lustspieldichter dem Publikum in einer neuen Verdeutschung vorgelegt werden. Es ist dies um so wichtiger, als das Unternehmen gewissermaßen als eine Gegenbewegung gegen den Tiefstand des deutschen und gegen das Vordringen des neueren französischen Lustspiels gedacht war. Diese Übersetzung der Knowlesschen Komödien wird zwar im *Literaturblatt* 1840 (Nr. 111) angezeigt, doch fast ohne Kritik „der liebenswürdigen Dichtungen, die auch in der Sprache voll von Geist sind."

Von nun an hören wir in Deutschland nichts mehr von Knowles, dem Dramatiker; aber der Name wird dem Publikum noch einmal im *Conversationsblatt* 1847 (Nr. 363) durch die Besprechung eines Romans aus seiner Feder, *George Lovell* (1846), ins Gedächtnis gerufen. Doch dieses Werk wird als ein Mißgriff des Dichters bezeichnet, da er darin viel zu deutlich den Dramatiker zeige und so nur einen mißlungenen Roman hervorgebracht habe.

So dürfen wir behaupten, daß Knowles, wenn er auch zweifellos von den Dramatikern der Periode in Deutschland der bekannteste war, im allgemeinen hier wenig beachtet wurde, und daß er auch den Deutschen wenig zu geben vermochte; denn sonst ließe sich kaum begreifen, daß einige recht energische und begeisterte Bemühungen, dem Dichter auch in Deutschland den in England erworbenen Ruhm zu verschaffen, so gänzlich mißlangen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

VIII. Literarische Kritik.

William Hazlitt.

Es gehört mit zu den frühesten Erwähnungen Hazlitts (1778—1830) in Deutschland, wenn das *Literaturblatt* 1818 (Nr. 9) seine Leser auf ein sehr schätzbares Werkchen *Characters of Shakespeare's Plays* by William Hazlitt (1817/1818) aufmerksam macht und nur wenige Nummern später *A View of the English Stage*, containing a series of dramatic criticism (1818/1821) anzeigt.

Über das erstgenannte Buch bringt auch die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1819 (Intelligenzblatt Nr. 1) eine Kritik aus der *Quarterly Review*, die jedoch so absprechend ist, daß es einen nicht wunder nehmen kann, wenn man in Deutschland kein weiteres Interesse für Hazlitt faßte. Denn es begegnen uns darin Sätze wie:

„Der Stil des Verfassers ist sehr ungleich; bald ergießt er sich in dichterischen Ausrufungen und hochtönenden Phrasen, die dann plötzlich wieder mit Ausdrücken abwechseln, die aus den Wörterbüchern der Waschweiber entlehnt zu sein scheinen."

Zwar wird hinzugefügt, daß Hazlitt doch in England viel gelesen werde, aber aus politischen Gründen. Da dies ein Moment ist, das in Deutschland nicht mit in Rechnung gezogen werden kann, bleibt für deutsche Leser nichts Lockendes an Hazlitt übrig, besonders da auch das *Literaturblatt* 1819 (Nr. 13) sich sehr absprechend über die *Lectures on the English Poets* (1818/19) ausspricht, zwar im Anschluß an die *Quarterly Review* und das *Monthly Magazine*, doch wenigstens mit so viel eigenem, freilich auch durchaus ablehnendem Urteil, als der Rezensent sich aus den dort angeführten Proben hat bilden können.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Zum erstenmal erfahren wir auch etwas Günstiges über Hazlitt, als das *Literaturblatt* 1820 (Nr. 80) die Besprechung von Hazlitts neuestem Vorlesungszyklus *Die komischen Schriftsteller Englands* (The Comic Writers, 1819/20), aus der *Monthly Review Enlarged* widergibt. Nach deren Meinung ist Hazlitt „vielleicht der glänzendste Prosaiker seiner Zeit", über den wir weiterhin lesen:

„Auf welchen Zweig der Kritik er seine Aufmerksamkeit richtet, fehlt es nicht, daß er den Gegenstand nicht mit den Regenbogenfarben der Phantasie und mit einem blendenden Schimmer von Scharfsinn erhellte."

Die gleiche Zeitschrift 1821 (Nr. 23) teilt uns eine andere englische Kritik über Hazlitt mit; diese Besprechung spendet Lob und Tadel auf solch seltsame Art, daß das, was sich zunächst als Tadel ausgibt, doch schließlich den Eindruck eines bewundernden Lobes macht. Man höre nur, wie Hazlitt hier den Lesern charakterisiert wird:

„Er erscheint in demselben üppigen Gewande, in das die Blüten der Phantasie, die Juwelen der Anspielung, die Flitter der Ideen und die Bänder des Gefühls wie eine heitere Stickerei verwebt sind, mit zu vieler Prahlerei, als daß man sie ganz unbeachtet lassen oder ganz billigen könnte. Wie ein katholisches Heiligenbild scheint sein Haupt mit einem glänzenden Nimbus umringt, der auf alle Gegenstände um ihn eine pittoreske und magische Beleuchtung wirft, aber leicht irrigerweise für eine unwesentliche Vision gehalten wird. Gründlichkeit ist weder sein Element noch sein Zweck. Er zieht Wortfülle dem Beweis, Paradoxie dem Urteil, Übersprudeln der Empfindungen der Gedrungenheit und Schimmer der Ruhe vor, und ist daher mehr geneigt seine Charaktere und seine Produktionen auszukramen, als zu beleuchten und zu veredeln."

Diese Kritiken, die ja nichts weiter sind als Referate über englische und uns noch keinen Beweis von einer Beschäftigung mit Hazlitt innerhalb Deutschlands geben, sind doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung; denn dem denkenden Leser, der verfolgt hatte, wie ganz entgegengesetzt die Beurteilung des Schriftstellers in den verschiedenen englischen Zeitschriften war, oder wie sogar

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

eine einzige ihre Meinung über ihn so gänzlich änderte, mußte dies den Wunsch eingeben, sich selbst durch eigene Beschäftigung mit Hazlitt darüber Klarheit zu schaffen. Vielleicht dürfen wir es also doch diesen Aufsätzen wenigstens als erste Anregung zuschreiben, wenn, freilich erst ein paar Jahre später, in Deutschland auch selbständige, von England und englischer Kritik unabhängige Urteile über den Dichter auftauchen. Ein solches findet sich im *Literaturblatt* 1826 (Nr. 61) über Hazlitts *Notes of a Journey through France and Italy*, London 1826. Es ist, abweichend von den meisten aus England bezogenen Urteilen, günstig; doch verschließt sich der Rezensent auch den Fehlern Hazlitts nicht und sagt von ihm:

„Er hat ein ausgezeichnetes Talent, er schreibt oft kräftig; seine Ansichten sind oft originell und zuweilen gut, aber seine Schoßsünde ist Haschen nach Originalität und die Sucht, alles auf eine ungeheuerliche Weise zu sagen.“

Ein anderes Urteil im *Conversationsblatt* 1828 (Nr. 255), das gleichfalls den Eindruck erweckt, auf eigener Kenntnis zu beruhen, hat Hazlitts *The Life of Napoleon Bonaparte* (1828/30) zum Gegenstand und spricht sich sehr günstig über dieses Werk aus. Außergewöhnliches Talent der Charakterschilderung, lebendiger, beredter und doch kunstloser Ausdruck, detailreiche, anziehende Erzählungsweise, meisterhafte Schilderung, viel Malerei mit Worten werden gerühmt; eines jedoch wird mit Bedauern angemerkt, daß nämlich der hohe, würdige, der weltrichtende Geist darin vermißt werde, und so heißt es weiterhin: „Sein Werk ist der Lektüre, der Beachtung allerdings wert, nur die Geschichte Napoleons und seiner Zeit hat er nicht geliefert.“

Auch Heine[1] hat sich für dieses Werk interessiert, und es läßt auf eine schon bestehende Bekanntschaft mit Hazlitts schriftstellerischer Tätigkeit schließen, daß er bei

[1] cf. Schalles, S. 12, Anm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bestellung des Buches an Cotta schreibt, daß gewiß manches Schöne darin sei. Außerdem begegnen wir bei Heine dem Namen Hazlitts noch manchmal, doch handelt es sich dabei stets um dessen Persönlichkeit als Politiker.

In den Wolffschen Vorlesungen (1832) wird Hazlitt nicht selbständig behandelt, doch wird sein Urteil über Scott als eines der geistreichsten über den Dichter erwähnt, und Wolff teilt es sogar mit, weil es nicht bis nach Deutschland gedrungen zu sein scheine, und weil „der scharfsinnige Hazlitt überhaupt in Deutschland zu wenig bekannt geworden sei."

Trotz der günstigen Aufnahme des Hazlittschen Buches über Napoleon müssen wir seine Verdeutschung sicher ebensosehr auf Rechnung des hohen Interesses am Gegenstand als der Anteilnahme für den Verfasser setzen.

Auch die Übersetzung findet in Deutschland viel Anerkennung, so in einer Rezension im *Wegweiser* (1835; Nr. 27), deren Verfasser, A. Herrmann, sie als einen dankenswerten Beitrag zur Zeitgeschichte bezeichnet und an Hazlitt als besondere Gabe des Historikers parteiloses Beobachten der Ereignisse, die er mit fester Hand und tiefem Blick auf die innere Gemütswelt zu einem lebensvollen Gemälde gestalte, rühmt; so auch in einer Besprechung im *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 282), die Hazlitts Werk sehr zu seinen Gunsten mit dem Scottschen über den selben Gegenstand vergleicht, und die die gute Anordnung und lichtvolle Übersicht und die klare, verständliche Sprache besonders hervorhebt.

Sehr anerkennend spricht sich auch das *Literaturblatt* 1837 (Nr. 78) über die Geschichte Napoleons aus. Wir lesen darüber:

„Das Ganze ist mit Fleiß, mit Geist und Wärme geschrieben und nicht zu verwechseln mit den in Frankreich und Deutschland immer noch so häufigen Fabrikarbeiten, die das Leben Napoleons nach der Elle liefern."

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Einige Jahre nach Hazlitts Tod wird durch die Herausgabe seines Nachlasses aufs neue das Interesse auf Hazlitt gelenkt. Bei dieser Gelegenheit bringen die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* Auszüge aus einem Artikel der *Edinburgh Review* über Hazlitt, desgleichen einige Partien aus seinen nachgelassenen Werken und leiten alles mit ein paar anerkennenden Worten für Hazlitt, den Mann von großen Fähigkeiten und vielseitigen Talenten, ein. Doch all die Versuche, Hazlitt in Deutschland bekannt zu machen, sind vereinzelt und im allgemeinen erfolglos geblieben, wenn wir absehen von der etwas wärmeren Aufnahme, die seinem Buch über Napoleon zuteil wurde, und die eben auf Rechnung des Stoffes und nicht des Verfassers gesetzt werden muß.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

IX. Lyrisch-epische Dichtung.

1. James Hogg.

Der Name Hoggs (1770—1835) als der des Verfassers eines romantischen Gedichts *Madoc of the Moor* (1816) taucht schon 1816 im Intelligenz-Blatt Nr. 41 der *Jenaischen Lit.-Ztg.* auf; doch erst der Rezensent des *Literaturblattes* hat sich ein bestimmteres Urteil über den Ettrick Shepherd gebildet; denn 1818, Nr. 22 warnt er dringend vor dem Buche: *The Brownie of Bodsbeck and other Tales in Prose* (1817) und findet den Absatz solch breitgeschriebener Werke unbegreiflich.

Jacobsen (1820) beurteilt Hogg nur als Dichter und nicht als Prosa-Schriftsteller; er zählt ihn zu den bedeutenderen Nacheiferern von Scott und lobt besonders seine Geläufigkeit im Versbau, seinen Reichtum an Bildern, sein lebhaftes Empfängnisvermögen für Naturschönheiten und seine verschwenderische Phantasie; als eines der schönsten und als von der englischen Kritik besonders gerühmt bezeichnet er das Gedicht *The Pilgrims of the Sun* (1815). Die bessere Meinung, deren Vertreter Jacobsen ist, scheint auch sonst in Deutschland Eingang gefunden zu haben; denn schon im Jahre 1822 erscheinen *Die Wanderer im Hochland*, nach der 3. englischen Originalausgabe von James Hogg, frei bearbeitet von Sophie May. Das Buch wird in der Februarnummer des *Weimarischen Journals* im ganzen recht anerkennend beurteilt.

Eine zusammenfassende Würdigung über Hoggs Schaffen auf dem Gebiet des Romans bringt das *Literaturblatt* 1824 (Nr. 68). Der Rezensent sagt, daß Hoggs erster Versuch, *The Brownie of Bodsbeck*, der glücklichste gewesen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sei; seine anderen Romane seien alle davon abgefallen; zwar wisse der Dichter auffallende Szenen und Ereignisse zu erfinden; aber ein harmonisches Ganze zu bilden, gelinge ihm nicht leicht; auch die allzu eifrige Verwendung der Geistes- und Zauberwelt tadelt der Rezensent.

In einer Kritik im *Literaturblatt* 1826 (Nr. 38) werden nur Hoggs poetische Werke besprochen; der Kunstrichter scheint ein guter Kenner und Verehrer des Ettrickschäfers zu sein; denn er hebt mit beredten Worten alle Vorzüge desselben hervor: eine hochpoetische und reiche Sprache, gewandten Versbau, einen fruchtbaren Geist, eine glückliche Behandlung des Pinsels in phantastischen Gebilden und ebensoviel Neuheit als Einheit — Anmut in der Erfindung wunderbarer Ereignisse, die ebenso fern von mystischem Nebel als von Übertreibung bleiben. Diese Vorzüge seien sogar in seinem neuesten Werk *Queen Hynde* (1826) gesteigert; denn zu der poetischen Auffassung der äußeren Natur geselle sich hier zum erstenmal auch eine kräftige Darstellung des Lebens, eine anziehende Verflechtung der Begebenheiten und eine glückliche Charakterschilderung.

Wolffs (1832) Meinung über Hogg stimmt mit dieser letztgenannten Kritik überein; er hebt besonders *The Queen's Wake* (1813), von dem er auch eine Inhaltsangabe macht, und *The Pilgrims of the Sun* hervor und faßt sein Urteil in den Worten zusammen:

„Lebendige Schilderungen, Wärme des Gefühls und eine höchst behagliche und angenehme Laune zeichnen Hoggs Leistungen aus; er kann mit Recht für einen nationalen Dichter gelten."

Hoggs Ruhm scheint sich wirklich in Deutschland weiter ausgebreitet zu haben; denn Theodor Hell beginnt einen Hinweis auf Hoggs Buch *The Domestic Manners and Private Life of Sir Walter Scott* (1834) im *Wegweiser* 1835 (Nr. 34) mit den Worten:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Wer kennt den Ettrick-Shepherd nicht? Er ist in seiner Gattung ebenso klassisch, als der vormalige große Unbekannte in der seinigen."

Freiligrath hat sich schon früh auch mit dem Ettrickschäfer beschäftigt, wenigstens erwähnt er ihn, wo immer er von englischer Literatur redet, so schon am 29. Oktober 1833 an Merkel[1]; in einem Brief an Schwab[2] 1835 sagt er sogar, daß er schon Übersetzungen von ihm daliegen habe — von denen jedoch keine zur Veröffentlichung gelangten —, und er nennt ihn Künzel[3] unter denen, deren Werke er vollständig besitze.

So ist es Hogg geglückt, sich in Deutschland einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern Englands zu sichern; dabei sind die Werke, die seinen Ruhm begründen und aufrecht erhalten, hauptsächlich seine poetischen; nur ein prosaisches, halbwissenschaftliches Werk, das Buch über Scott, macht davon eine Ausnahme und dies ja aus leicht begreiflichen Gründen; alles und jedes, was mit dem großen Unbekannten zusammenhing, wurde begierig aufgenommen, und so hat auch *The Domestic Manners and Private Life of Sir Walter Scott* als einziges Prosawerk Hoggs, dem in Deutschland Anerkennung zuteil wurde, hier weitere Verbreitung gefunden, während seine Romane sehr ablehnend behandelt wurden.

2. John Wilson.

Das *Literaturblatt* hatte schon 1817 (Nr. 7) auf John Wilson (1785—1854), „dessen Gedicht *The City of the Plague* (1816) man große Schönheiten zugestehe", hingewiesen, als Jacobsen (1820) zum erstenmal eine eingehendere Würdigung „des liebenswürdigen Dichters, der

[1] Buchner I 113.
[2] Buchner I 149.
[3] Buchner I 298.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

zu großen Hoffnungen berechtige", brachte. Durch mannigfaltige Auszüge aus seinen Werken lenkt Jacobsen die Aufmerksamkeit auf den Dichter. Von der *Isle of Palms* (1810) bringt er Inhaltsangabe und Proben, ebenso von der *City of the Plague*; er druckt das „wunderschöne Gedicht" *To a Sleeping Child* ab; auszugsweise macht er seine Leser auch mit dem Gedicht *Der Angler* bekannt, von dem er sagt, daß es unstreitig zu den lieblichsten ländlichen Gedichten der neueren Zeit gehöre, und er weist auf zwei andere Gedichte, *The Scholars Funeral* und *The Childrens Dance* hin und sagt als Schlußurteil:

„Wilson ist nicht ohne dichterische Anlage und wird durch größeres Studium sicher hohe Ehre in seinem Vaterlande erlangen."

Als der Verfasser von Erzählungen (*Lights and Shadows of Scottish Life* (1822) und *The Trials of Margaret Lindsay* (1823) wird Wilson im *Literaturblatt* 1824 (Nr. 26) genannt; sein Geschick in der Darstellung rührender Szenen wird hervorgehoben, doch eine gewisse Einförmigkeit, eine nicht allzu glänzende Einbildungskraft getadelt. Die gleichen Werke werden noch einmal in Nr. 68 besprochen. Im Anschluß an Galt sagt der Rezensent:

„In jeder Hinsicht höher steht der Verfasser der *Erzählungen aus dem Leben der Schottländer* (Lights and Shadows of Scottish Life) und des Romans: *The Trials of Margaret Lindsay*, Prof. Wilson, wie man glaubt. . . ."

Seine glückliche Gabe, das schottische Leben zu schildern, wird gerühmt, doch gelegentlich schade er der Einfachheit und Wahrheit seines Gemäldes durch poetische Lichter, die er aufsetze; er besitze eine kräftige Sprache; aber trotz der pathetischen Schilderung fehle zum Schluß der versöhnende Eindruck.

Den gleichen Tadel trifft *The Human Heart* im *Literaturblatt* 1825 (Nr. 9):

„Auch hier artet das Gefühl zuweilen in Empfindsamkeit, die Frömmigkeit in Ziererei aus; die Wirkung geht oft durch zu weites Ausspinnen verloren, und der Phantasie wird zu wenig überlassen;

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

manches ist dagegen sehr anziehend, und die Frischheit der Darstellung verrät einen jugendlichen Verfasser, von welchem sich bei höherer Reife Gutes erwarten läßt."

Eine etwas lebhaftere Beschäftigung mit Wilson bringen die dreißiger Jahre. Gleich 1831 kommt im *Conversationsblatt* (Nr. 357) bei Besprechung der *Unimore, a Dream of the Highlands*, ein begeisterter Verehrer des Dichters zu Wort. Wir lesen da: „*The Isle of Palms* und *The City of the Plague* haben bereits dem Verfasser verdienten Ruhm erworben." Der Kritiker führt nun zum Beweis „des lieblichen Dichtertalents" einige Verse von Wilson an und fährt dann fort:

„*Unimora* ist den obengenannten Gedichten in jeder Beziehung an Schönheit gleich. Wilsons vorzügliche Stärke besteht darin, daß er die Schönheit der Natur mit menschlicher Liebe identifiziert und sie durch menschlichen Schmerz heiligt."

Dann, nach einigen kurzen Proben, ruft er aus: „Das ist Poesie!"

In Wolffs Vorlesungen (1832) wird Wilson gleichfalls berücksichtigt. Der Verfasser rechnet ihn zu den weniger bedeutenden Nachahmern, und zwar meint er, Wilson habe sich an Byron gebildet, wenn auch seine Weltanschauung gerade die entgegengesetzte sei.

„Innigkeit, tiefes Gefühl, Reichtum der Phantasie und ein warmes, lebendiges Kolorit zeichnen seine Werke aus; seine *Palmeninsel* — Wolff führt ihren Inhalt an — ist eine seltsame, aber fast üppig reiche Schöpfung."

Einen Fehler jedoch findet Wolff bei Wilson, daß er oft über sein Ziel hinausgehe und falsche Mittel anwende; ebenso sei *The City of the Plague*, wenn auch sonst bedeutend, schon der Stoffwahl nach ein Mißgriff. Zum Schluß stellt Wolff noch fest, daß Wilsons Hauptbegabung in der Schilderung des ruhigen Lebens liege, wie ja sein Gedicht *The Anglers Tent* den besten seiner Gattung den Rang streitig mache.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

In diesen Jahren hat sich auch Freiligrath mit Wilsons Dichtungen abgegeben. Schon 1833 in einem Brief an Merkel[1] spricht er von dem „sanften Wilson"; Schwab schreibt er 1835[2], daß er unter anderen auch Übersetzungen aus Wilson daliegen habe; Künzel nennt er Wilson am 4. Oktober 1838[3] als einen der englischen Dichter, die ihn besonders angezogen und erzählt ihm bald darauf, am 21. II. 1839[4], daß er alle seine Werke besitze, und schließlich führt er ihn in einem Brief an Wolfgang Müller, vom 4. III. 1839[5] als einen der unbekannteren Lyriker an, von denen er gerade viel übersetze.

Ein Prosawerk von Wilson *Romantische Erzählungen aus der Geschichte und den Überlieferungen des schottischen Grenzlandes* findet nicht nur bald einen Verdeutscher, sondern wird auch von der Kritik sehr günstig aufgenommen. So sagt die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1838 (Nr. 180) von dem Werk:

„Bekanntes und Unbekanntes wird hier so gut vorgetragen, daß selbst das öfters schon Berichtete nicht den Duft der Neuheit verliert",

und das *Literaturblatt* 1838 (Nr. 22) bemerkt dazu:

„Alle diese kleinen Erzählungen sind gut geschrieben und in ihrer Kürze anziehender als es dickleibige englische Romane zu sein pflegen."

Im folgenden Jahre machen die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 56/57) ihre Leser mit einem Gedicht von Wilson, *Hymne an den Frühling*, in der Übersetzung von Bockelmann bekannt. Als Fußnote geben sie einige Notizen über den Dichter, aus denen ich folgende Sätze hervorheben möchte:

[1] Buchner I 113.
[2] Buchner I 149.
[3] Buchner I 288.
[4] Buchner I 298.
[5] Buchner I 301.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Wilson gehört zur See-Schule. Er unterscheidet sich aber von den übrigen dadurch, daß die Gegenstände, an welche er seine pathetischen Empfindungen anknüpft, zwar oft geringfügig, aber niemals rein phantastisch sind. . . . Das vorliegende Gedicht ist wohlgeeignet, des Dichters Vorzüge und Mängel ans Licht zu stellen; doch kann der Übersetzer sich der Bemerkung nicht enthalten, daß eine Poesie, die in dieser Art auf Reflexion ausgeht, immer etwas Bedenkliches hat.“

Wilson gehört zu der großen Zahl der englischen Dichter, die in Deutschland zwar nicht ganz unbekannt sind — im Gegenteil, ihre Namen tauchen jahrzehntelang immer wieder gelegentlich auf —, die aber doch hier nur den sehr beschränkten Leserkreis der genauen Kenner der englischen Literatur haben.

3. Felicia Hemans.

An der Beurteilung von Felicia Hemans (1793—1835) in Deutschland machen wir die seltsame Beobachtung, daß sie zwar immer mit Anerkennung und Bewunderung genannt wird; aber daß ihr Name nur äußerst selten in deutschen Blättern auftaucht. Sie ist also in Deutschland keinesfalls populär geworden, und wenn man ihr hier einige Aufmerksamkeit zuwendet, so geschieht es nicht, weil man sie kennt und schätzt, sondern es ist nur der Reflex der englischen Kritik über sie, was sich schon deutlich daran zeigt, daß man zumeist einfach das englische Urteil ohne jede eigene Hinzufügung übernimmt, eine Übung, aus der wir wohl schließen dürfen, daß die betreffenden Referenten die Werke der Dichterin nicht kennen.

1817 erzählt ein Berichterstatter im *Morgenblatt* (Lit.-Blatt 7), daß Felicia Hemans, eine zum erstenmal aufgetretene Dichterin, in England laut gelobt werde, nur tadelten die Kritiker hie und da ein wenig Schwulst an ihren Werken. Dies dürfte wohl eine der frühesten Er-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

wähnungen sein, die der Dichterin in Deutschland zuteil geworden. Doch erst Jacobsen (1820) ermöglicht es dem Publikum, sich ein Urteil über sie zu bilden, dadurch daß er Proben aus den „lieblichen Gedichten der talentvollen Dichterin“ mitteilt. Erdrückt von der Fülle von anderen Dichtungen, die Jacobsen bietet, ist es Felicia Hemans nicht gelungen, sich in Deutschland Anhänger zu erwerben. Deshalb wird ihr Name nur selten genannt, wenn auch überall voll Achtung und Anerkennung. So heißt es im *Literaturblatt* 1826 (Nr. 38) von ihr, daß sie unter den Dichterinnen Englands sehr hoch stehe und sich durch Phantasie, kräftiges Gefühl und vollendete Ausführung auszeichne; nur ihr Kolorit sei zuweilen etwas einförmig.

Wenn wir auch sonst nichts von einer Anhängerschaft der Felicia Hemans wissen, Freiligrath hat sie gekannt und sich von ihren Dichtungen so angezogen gefühlt, daß er eine ziemlich bedeutende Anzahl ihrer Gedichte übersetzte, von denen eines, *Das bessere Land*, sich schon in der Ausgabe seiner Gedichte von 1838 findet; alle anderen aber erst in dem Übersetzungsbande von 1846 veröffentlicht werden; ihm verdankt sie wohl auch ihre spätere verhältnismäßige Beliebtheit in Deutschland und ihre Aufnahme in Schulsammlungen; denn er macht viele auf die Dichterin aufmerksam und nennt Felicia Hemans in seinem Briefwechsel, so am 4. März 1839 in einem Brief an Wolfgang Müller[1] unter den weniger bekannten Lyrikern, aus denen er gerade viel übersetze.

Trotz des offensichtlich geringen Interesses des deutschen Publikums für F. Hemans hält das *Magazin* 1835 (Nr. 104) die Dichterin doch für bedeutend genug, um nach ihrem Tod einen biographischen Artikel über sie aus dem N. M. M. (wohl New Monthly Magazine) wiederzugeben.

[1] Buchner I 301.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Und schon im folgenden Jahre erscheint in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1836 (Nr. 28) ein Aufsatz aus dem *Athenaeum* über die nachgelassenen Dichtungen von Felicia Hemans. Dieser Aufsatz, der deutlich zeigt, wie geehrt und hoch angesehen die Dichterin in England war, wäre wohl dazu angetan, in Deutschland lebhafteres Interesse für sie hervorzurufen, besonders da sogar ein paar kleine Proben ihrer Dichtungen mit abgedruckt sind.

Im *Conversationsblatt* 1836 (Nr. 237) finden wir sogar ein deutsches Urteil über die nachgelassenen Werke, die der Kritiker eine sehr dankenswerte und reichhaltige Gedichtsammlung nennt, empfangen im Geiste echter Poesie, wie er sich heutzutage in allen Landen selten zeige.

Hier sei auch eine Übersicht über die englische Literatur aus der *Revue britannique*, die das *Magazin* 1839 (Nr. 93) bringt, angeführt, in der es heißt:

„Endlich sind noch die poetischen Werke der Mrs. Hemans, zum ersten Male vollständig gesammelt, zu erwähnen — einer Schriftstellerin, welche würdig ist, in die Zahl der englischen Klassiker aufgenommen zu werden."

In der gleichen Zeitschrift 1843 (Nr. 56) finden wir einen Aufsatz von Louise von Ploennies, in welchem sie die beiden Dichterinnen Miß Landon und Mrs. Hemans einander gegenüberstellt. Obgleich Miß Landon als die bei weitem populärere bezeichnet wird, so fällt doch der Vergleich sehr zugunsten von Felicia Hemans aus, die weit über Miß Landon stehe und viel ernster sei als diese. In einem Artikel 1843 (Nr. 132) setzt Louise von Ploennies diese Ausführungen fort, und hier modifiziert sie ihre vorherige Behauptung sogar noch zum Vorteil von Felicia Hemans; denn sie sagt, deren Lieder, besonders die religiösen, seien in England sehr verbreitet und tiefer ins Volk eingedrungen als die der Miß Landon, denn sie seien viel mehr vom englischen Nationalgeist durchdrungen, wäh-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

rend in den Dichtungen von Miß Landon ein mehr kosmopolitischer Geist wehe.

Der Verfasser eines Aufsatzes im *Magazin* 1848 (Nr. 5 und 6) *Galerie englischer Schriftstellerinnen* steht Mrs. Hemans' Wert etwas skeptischer gegenüber. Er beruft sich auf ein Wort von Walter Scott über die Dichterin: „zu viel Blüte und zu wenig Frucht", dem er vollständig beistimme. Deshalb würden auch ihre Dichtungen leicht verwelken und in Vergessenheit geraten. Es finde sich wohl Zartheit bei der Dichterin, doch keine Kraft, darum ermüdeten ihre längeren Gedichte bei manchen Schönheiten im einzelnen, ihre dramatischen Arbeiten aber seien gänzlich mißlungen.

Auch bei Felicia Hemans bietet sich uns das gleiche Bild dar wie bei den zuletzt besprochenen Dichtern: Nur wenige kennen die Dichterin; aber von diesen wenigen bringen ihr einige die reichste Bewunderung entgegen; über diesen kleinen Kreis ihrer Anhänger hinaus dringt aber selten ein Strahl des Ruhms, den sie in England genießt, wenn auch gelegentlich eine Zeitschrift den Versuch macht, für die Schriftstellerin einzutreten und ihr in Deutschland mehr Beachtung zu verschaffen.

4. Leigh Hunt.

Eine der ersten Stimmen, die in Deutschland Leigh Hunts (1784—1859) Namen nennt, ist wohl die, die in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1816 (Intelligenz-Blatt 37) ihn als Verfasser von mehreren Gedichten, darunter *The Story of Rimini* (1816) und *The Feast of Poets* (1814) erwähnt. Über den künstlerischen Wert derselben wird wenig gesagt; doch das Interesse des Publikums konnte durch die Mitteilung angeregt werden, daß Hunt infolge von Rechtshändeln mit der Regierung schon im Gefängnis gewesen sei, und daß er eine Zeitung, *The Examiner* (1823—27),

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

herausgebe, in die sein Freund, Lord Byron, Gedichte einrücke.

Aber man scheint sich nicht für Hunt erwärmt zu haben; denn obgleich dieselben Gedichte noch im *Morgenblatt* 1816) (Lit.-Blatt Nr. 8) besprochen und hier sogar unter die besten Produkte der letzten Monate gerechnet werden, verschwindet sein Name zunächst wieder aus den deutschen Zeitschriften, und man bringt ihm nur Gleichgültigkeit entgegen. Und dies ist in Deutschland immer sein Schicksal geblieben, lange Jahre unbeachtet zu sein und dann auf kurze Augenblicke aus der Vergessenheit aufzutauchen; aber nie haben diese sporadischen Erwähnungen es vermocht, ein dauerndes Interesse für ihn zu erwecken. So ist auch die Erwähnung Hunts bei Jacobsen (1820) nicht dazu angetan, ihm neue Leser zu werben; denn Jacobsens Meinung von Hunt ist keine sehr hohe. Er sagt zwar, Hunts *Story of Rimini* habe größere Erwartungen erregt, als seine späteren Werke erfüllten, und gibt auch reiche Auszüge aus diesem Gedicht, zum Schluß aber vergleicht er damit Byrons *Parisina*, die ja das gleiche Thema behandelt, und sagt:

„Die Engländer erklären die *Parisina* für eines der schönsten Gedichte ihrer Sprache, und es ist bei Gott nicht bloß eines der schönsten Gedichte in ihrer, sondern in jeder anderen Sprache, die ich kenne, das fühlt man nie lebhafter, als wenn man die *Story of Rimini* aus der Hand legt und an die wunderschöne Sprache der *Parisina* denkt."

Vielleicht ist es trotzdem der Anregung Jacobsens zu verdanken, daß sich im folgenden Jahre ein Kritiker, der von vornherein nicht sehr für Hunt eingenommen ist, im *Literaturblatt* 1821 (Nr. 24) mit dem neuesten Werk desselben: *Amyntas, a Tale of the Woods from the Italian of Torquato Tasso* (1820) befaßt. Er stimmt den englischen Kunstrichtern bei, die es für das beste und von Hunts Mängeln der Affektation und Manieriertheit freieste

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Werk des Dichters halten. Jedoch bezeichnet er es als einen Mißgriff, daß Hunt die Wahrheit der Natur nur in der Einfachheit suche und sich daher, wo er erhaben sein müßte, in einer gemeinen und niedrigen Sprache ausdrücke.

Auch Adrian (1828) ist wie Jacobsen von Hunts *Story of Rimini* nicht sehr eingenommen; er gibt ihr die Prädikate „breit, gelehrt, langweilig, von gekünstelt harmonischer und affektierter Sprache". Nur das dritte Buch sei dem Vorbild einigermaßen nahegekommen.

1828 erschien Hunts Buch *Lord Byron and some of his Contemporaries* (1828). Schon in Nr. 6 wird es im *Conversationsblatt* besprochen, ein Interesse, das freilich nicht Hunt, dem Dichter, sondern Hunt, dem Byronbiographen, gilt. Als solcher wird er in dieser Rezension ein ausgezeichneter Kopf genannt, der ganz dazu geschaffen sei, die Eigenheiten Byrons aufzufassen und geistvoll darzustellen. Heine war anscheinend über die Beziehungen Hunts zu Byron sehr gut unterrichtet; denn er schreibt beim Erscheinen des genannten Buches am 14. März 1828 aus München an Cotta[1]:

„Hunts Leben Byrons ist sicher ebenso interessant als Medwins Gespräche, und es wäre hübsch, wenn Sie uns auch von Hunt, der gleichsam der Joh. Heinr. Voß von Byron ist, eine gute Übersetzung gäben."

Heine erwähnt Hunt auch an mehreren anderen Stellen, doch meist hat er dabei nur den Politiker im Auge und nicht den Dichter.

Es erweckt den Eindruck, daß Hunt durch die Zusammenstellung seines Namens mit dem Byrons von nun an in Deutschland etwas mehr beachtet wurde; denn es finden sich in den dreißiger und vierziger Jahren immerhin noch einige Erwähnungen, wobei es sich sogar meist um Werke handelt, die ohne einen schon einigermaßen bekannten Verfassernamen sicher unbeachtet geblieben

[1] cf. Schalles, S. 12, Anm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

wären. So treffen wir im *Conversationsblatt* 1832 (Nr. 102) die Beurteilung eines Romans von Hunt, der freilich eigentlich anonym erschienen war, *Sir Ralph Esher*; or adventures of a gentleman of the court of Charles II. (1832). Der Kritiker sagt von ihm, daß dem Mangel an Handlung ein Reichtum gut gezeichneter Charaktere gegenüberstünde, doch er könne trotzdem den Anforderungen der Kritik nicht genügen.

Angesichts der ziemlich allgemeinen Ablehnung Hunts Werken gegenüber berührt es uns sehr überraschend, daß seine *Story of Rimini* in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1836 (Nr. 72) noch einmal besprochen und in einer deutschen Übersetzung, deren Verfasser sich nicht nennt, in den folgenden Nummern vor das Publikum gestellt wird. Noch überraschender als diese Tatsache selbst sind die einleitenden Worte des Kunstrichters, die Hunt einen ganz anderen Platz unter den Dichtern seines Vaterlandes einräumen, als dies sonst der Fall zu sein pflegt, und die von einem guten Kenner Hunts und auch der englischen Literatur im allgemeinen herzustammen scheinen:

„Das hier mitgeteilte epische Gedicht mag als eine Probe eines im Gegensatz gegen die leidenschaftliche sentimentale Poesie Byrons, Shelleys und anderer, nach klassischer Eleganz und Zierlichkeit strebenden Stils betrachtet werden. Scharfe Beobachtung, Schönheit und Reichtum des Ausdruckes, feine Psychologie lassen sich Hunt nicht absprechen. Aber zuweilen wird er kalt und affektiert."

Noch im gleichen Jahre wird im *Magazin* 1836 (Nr. 157) sogar eine Skizze von Hunt, *Die Menagerie im Regents Park von London*, veröffentlicht, doch dann vergeht wiederum fast ein Jahrzehnt, währenddessen den Namen Hunt Schweigen deckt. Erst eine Neuauflage von Hunts Gedicht *The Palfrey*; a love-story of old times (1842), veranlaßt einen anscheinend ziemlich genauen Kenner seiner Kunst, in einem Aufsatz: *Leigh Hunt und sein Klepper* im *Conversationsblatt* 1845 (Nr. 175) von dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Dichter zu sprechen; an diesem Artikel ist hauptsächlich dies eine beachtenswert, daß der Verfasser zwar von vornherein zugibt, daß Hunt nur ein Dichter zweiten Ranges sei und als solcher hinter Byron zurückstehen müsse, es aber für nicht gerechtfertigt erklärt, ihn, wie die Engländer es wollten, auch unter Wordsworth zu stellen; darin könne der deutsche Geschmack nicht mit ihnen übereinstimmen. Frisch und lebendig, voll einfacher und natürlicher Reflexion, originell im besseren Sinne des Wortes, naturwahr, das sind die Eigenschaften, die der Rezensent Hunt zuerkennt. Nur einen Fehler kann er an ihm finden, das ist das Aufgehen seiner Aufmerksamkeit in der nächsten Umgebung, in London. Noch einmal, im Jahre 1849 im *Magazin* 1849 (Nr. 27) ruft ein begeisterter Verehrer Hunts dessen Namen unter die Menge: Eugène Forcade in der *Revue des deux Mondes*, aus der sein Artikel hier übersetzt und abgedruckt wird. Er scheint Hunt durchaus kongenial, und ganz bezeichnend nennt er seine Kritik: *Literarische Phantasie über Leigh Hunts humoristische Werke*; denn tatsächlich ist dieser Aufsatz alles andere eher als eine ernste sachliche Kritik über den Dichter.

Eine ganz andere Seite von Hunts schriftstellerischer Tätigkeit, nämlich die kritische, findet in einer Bemerkung Varnhagens über ihn ehrliche Anerkennung. Unterm 13. Juli 1850 lesen wir in Varnhagens Tagebuch[1]:

„Mit größtem Vergnügen lese ich die einsichtsvolle, gerechte Würdigung Voltaires, welche Leigh Hunt von dem vielverkannten, vielgeschmähten Manne in seiner Autobiographie gibt, eine Würdigung, deren selbst die besten unter den neueren Franzosen sich nicht fähig erwiesen haben.... Leigh Hunt hat ihn vortrefflich gefaßt."

Wenn Hunt trotz der anfänglich ablehnenden Haltung ihm gegenüber in Deutschland ziemlich bekannt geworden

[1] VII, S. 245.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ist, so verdankt er dies ganz offensichtlich weniger seinen dichterischen Qualitäten als der frühen Verbindung seines Namens mit dem Byrons. Dazu tritt ein gewisses Interesse an seiner journalistischen Tätigkeit, die besonders wegen der darin zutage tretenden politischen Gesinnung Aufsehen erregte. —

So gehört Hunt zu denjenigen englischen Schriftstellern, denen es geglückt ist, sich in Deutschland einen gewissen Ruf zu erwerben und ihn auch auf längere Zeit zu erhalten; denn von 1815—1850 gerät sein Name nie ganz in Vergessenheit, wenn auch oft lange Jahre hindurch Schweigen ihn zu decken scheint. Doch Hunt ist nicht nur verhältnismäßig bekannt in Deutschland, sondern seine Stellung ist hier eine recht angesehene. Auf allen Gebieten der Dichtkunst, in denen er sich versucht, wird ihm Anerkennung zuteil, wenn man sich auch der Erkenntnis nicht verschließt, in Hunt keinen Dichter ersten Ranges vor sich zu haben.

5. Percy Bysshe Shelley.

Der Name Shelleys (1792—1822) ist uns am frühesten im *Literaturblatt* 1820 (Nr. 80) anläßlich einer Übersicht über die besten lebenden Dramatiker Englands entgegengetreten. Am Schluß des Aufsatzes, der hauptsächlich John Tobin behandelt und ihn nur mit Milman und Joanna Baillie vergleicht, steht auch der Satz:

„Eines anderen dramatischen Produkts erwähnen wir jetzt bloß dem Namen nach: *The Cenci* (1819), Tragödie in fünf Akten von Percy B. Shelley.“

Auch sonst wird Shelley um diese Zeit nur ganz nebenbei behandelt; ein Zeugnis hiervon ist die Tatsache, daß selbst Jacobsen (1820) ihn nicht erwähnt. Bezeichnend dafür, wie wenig man von Shelley in Deutschland wußte, ist auch eine Notiz aus dem *Literaturblatt* 1824 (Nr. 31),

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

worin englische Übersetzungen des Goetheschen Faust besprochen werden und die von Shelley als die beste bezeichnet wird; in einer erklärenden Fußnote wird er „Lord Byrons Freund Shelley“ genannt; aber wir hören kein Wort davon, daß er auch ein bedeutender und selbständiger Dichter ist.

Goethe scheint sich früh mit Shelley beschäftigt zu haben, ohne aber Verständnis für ihn zu besitzen, erzählt uns doch Kanzler von Müller[1] unterm 17. November 1824, Goethe habe den Ausspruch getan: „Shelley muß ein armseliger Wicht sein, überhaupt scheint Byron viel zu gut gegen ihn gewesen zu sein.“

Shelleys-Tod ist es, der in Deutschland zur ersten Veranlassung einer kleinen, wenn auch verspäteten Besprechung seiner Werke wird. Ein Mitarbeiter des *Literaturblatts* 1826 (Nr. 38) berichtet über das von seiner Witwe herausgegebene Bändchen seiner Gedichte; er lobt besonders Shelleys vorzügliche Übersetzungen, auch findet er bei ihm starke Spuren von deutschem Einfluß. Er urteilt sogar:

„Große Erfindungskraft zeigt sich in allen seinen Dichtungen. Die Schönheit und hohe Vollkommenheit seiner poetischen Sprache ist einer der Hauptvorzüge Shelleys, der in dieser Hinsicht über allen neueren britischen Dichtern steht; aber vielleicht ist das Streben, seine Gedanken in eine hohe Sprache zu kleiden, auch an der Dunkelheit schuld, in die er sich zuweilen verliert. Seine Hinneigung zur Allegorie ist auch einer seiner Mängel; im allgemeinen sind seine größeren Dichtungen weniger anziehend als die kleineren; aber wenn er sich den sanften Regungen seines Gemüts überläßt und freundliche Naturszenen schildert, gibt es keinen englischen Dichter, der die Liebe, die Freiheit und die Natur mit innigerem Gefühl aufgefaßt, und mit glühenderen Farben, mit größerer Kraft und Klarheit geschildert hätte.“

Dieser Versuch, für Shelley in Deutschland einzutreten, bleibt vereinzelt; auch Adrian (1828) spricht nur

[1] Unterhaltungen, hrsg. von C. A. H. Burkhardt, 1898², S. 162.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sehr kurz über Shelley, zu kurz, als daß man seine Stellung zu ihm daraus entnehmen könnte. Jedenfalls findet er eine Reihe von Schönheiten bei dem Dichter: edle Gefühle, erhabene Gedanken, Zartheit, Majestät, Kraft, Wärme, Eleganz, Harmonie der Diktion, denen aber Schwärmerei, Mystizismus, Deklamation und Dunkelheit als tadelnswert gegenüberstünden.

Es zeugt hingegen von steigendem Interesse für Shelley, daß das *Conversationsblatt* 1831 (Nr. 58) eine kurze Lebensbeschreibung des Dichters bringt, ohne sich jedoch über seine Werke auszulassen.

Auch Wolff (1832) behandelt Shelley in seiner 11. Vorlesung, und wir sehen deutlich, daß er ihn liebt und Partei für ihn ergreift. In einer Einleitung redet er über die beharrliche Orthodoxie der Engländer und ihre Intoleranz selbst dem Größten gegenüber, wenn er nur ihre Lehre angreift. Dann fährt er fort:

„Um diesen Umstand recht deutlich hervorzuheben, habe ich erst eine Reihe von Dichtern[1] vor Ihren Blicken vorübergeführt, welche sich alle, mehr oder weniger, durch ihre frommen Gesinnungen, neben ihren poetischen Leistungen, bei ihren Landsleuten beliebt machten, und stelle Ihnen jetzt einen Mann hin, der an Genialität, Tiefe und Originalität alle diese überragte, und doch den Haß seiner Nation, die selbst noch nach seinem Tode nicht gerecht gegen ihn ist, auf sich lud.“

Wolff gibt nun eine kurze Lebensskizze Shelleys, dann eine knappe Charakteristik des Dichters, führt eine Stelle aus dessen *Alastor* (1816) an, ebenso ein kleines Gedicht: *Love's Philosophy* und schließt mit einem Ausspruch Byrons über Shelley, der, wie er angibt, auch sein eigenes Urteil über den Dichter ausdrückt:

„Shelley hat mehr Poesie in sich als irgend einer der Lebenden, und wäre er nicht so mystisch, und wollte er nicht Utopias schreiben und sich zum Reformator aufwerfen, so müßte sein Recht,

---

[1] Z. B. Southey, Wordsworth, Campbell.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

eine hohe Stellung unter den Dichtern einzunehmen, notwendig anerkannt werden. — Aber wenig Dichter sind so schändlich behandelt worden wie er.“

Die Meinung Byrons und Wolffs scheint sich um diese Zeit auch allmählich in England Bahn zu brechen; denn das *Magazin* 1832 (Nr. 96) druckt einen Artikel aus der *Edinburgh Review* ab: *Percy Bysshe Shelley*, eine biographische Skizze, die sich als eine Rettung Shelleys darstellt, im übrigen aber auf Shelley den Menschen und etwa noch den Philosophen, eingeht, nicht aber auf seine dichterische Persönlichkeit.

Zwei Jahre später zeigt F. G. Kühne im *Magazin* 1834 (Nr. 50) *Medwins Memoiren* (1833) über Shelley an. „Shelley war uns ist in Deutschland wenig bekannt,“ sagt er dabei, nur in einigen Kreisen habe Lord Byrons selten treue Freundschaft für Shelley auf ihn aufmerksam gemacht, vielleicht auch sein früher und plötzlicher Tod. Nach diesen einleitenden Bemerkungen läßt Kühne einige Auszüge aus Medwins Werk folgen.

Daß Kühne mit seiner Bemerkung, Shelley sei in Deutschland wenig bekannt, recht hat, wird auch dadurch bewiesen, daß ein literarisch so interessierter Mensch wie Platen[1] Shelley erst 1833 kennen lernte und auch nur durch die Vermittlung eines Engländers, wie uns eine Tagebuchnotiz vom 24. V. 1833 belehrt.

Ein Aufsatz, *die philosophische Richtung einiger Dichter*, den die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1836 (Nr. 60) in einer Übersetzung aus der *London and Westminster Review* abdrucken, behandelt auch Shelley. Wordsworth gegenüber, von dem vorher gesprochen wird, hebt der Verfasser Shelleys Stärke der Einbildungskraft hervor, auch seine größere Liebe zur Wahrheit und seinen glühenden Eifer für die Sache der Menschheit und seine stärkere Über-

[1] Tagebücher II, S. 947.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

zeugung. Shelleys philosophische Idee sei klar, aber die Entfaltung derselben oft schwierig. Darauf beruhten auch seine dichterischen Eigentümlichkeiten; Shelley überrasche, immer über seinen Ideen brütend, mit einem Glanz der Sprache und einer Fülle von Bildern, die jedoch oft keine neuen Gedanken darböten. Charakteristisch ist das Schlußurteil, worin trotz aller englischen dogmatischen Bedenken die Bewunderung für den großen Dichter durchbricht:

„Shelley ist der poetischste der Poeten. Vieles von seinen Gedichten mag man aus mannigfachen Gründen vernichtet wünschen; aber das, was nach einer solchen Ausmusterung noch übrig bliebe, — es würde die Trunkenheit und Verzückung der Musen sein. Seine Gedichte erzeugen eine Art von köstlichem Wahnsinn, welcher steigt und anschwillt, und man muß hinzusetzen, verschwindet mit der Musik des Liedes."

Ein näheres Bekanntwerden der Deutschen mit Shelley ermöglichte eine Übersetzung der *Cenci*, die Felix Adolphi 1837 veranstaltete. Dem Rezensenten des *Literaturblattes* entlockt sie jedoch nur ein entsetztes:

„Der Gegenstand ist etwas ekelhaft und in dieser Auffassungsweise scheint er nicht delikater geworden zu sein. Wie weit sind doch die Tragiker unserer Tage hinter dem Sophokles zurück, dessen Schrecken nie ohne Grazie war."

Die gleiche Übersetzung veranlaßt Robert Blum im *Wegweiser* 1837 (Nr. 79) zu einer eingehenden Betrachtung über das Drama. Er leitet seinen Aufsatz mit den Worten ein:

„Die Übersetzung lehrt uns einen Dichter kennen, der in Deutschland bisher fast nur dem Namen nach bekannt war. ... Shelley buhlt jetzt mit Byron, Coleridge und Kant um den Ruhm, einer der größten und erhabensten Geister des Jahrhunderts zu sein."

Blum hält zwar gerade die *Cenci* nicht für das geeignetste Werk, um in Shelley einzuführen, dessen Gedankentiefe überhaupt ein längeres Studium und allmähliches Eindringen in sie verlange; zwar könne man auch an diesem

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Werk den Reichtum der Phantasie, die Tiefe der Empfindung, die Fülle der Gedanken und die Kraft des Ausdruckes bewundern; aber als Drama besitze es manche Mängel, vor allem eine zu große Gedehntheit und eine nicht ganz überzeugende Charakterzeichnung.

Der Rezensent des *Conversationsblatts* 1838 (Nr. 179) greift von philosophisch-ästhetischem Standpunkt aus die Stoffwahl an. Aber selbst aus seinem absprechenden Urteil spüren wir im Grunde die Bewunderung für das ungeheure Genie Shelleys, wenn es auch wirklich sehr hart klingt, daß er sagt:

„Bulwers *Lavallière* und Shelleys *Cenci* sind aus zwei verschiedenen Richtungen her zwei gleich unabweisbare Proben von Unfähigkeit und Verwirrung."

Abgesehen von dem Grund und Hauptfehler der Stoffwahl findet er manches sehr schön und poetisch,

„mit starkem Pinsel malt er tragische Empfindungen; es fehlt nur die Erkenntnis der Grenzen des Zulässigen in der Kunst; denn statt uns zu ergreifen, empört er uns."

Zum Schluß bricht der Kritiker aber doch in den Ausruf aus:

„O England, o Shakespeare, was ist aus Deiner frommen Kunst, aus Deinem Glauben, Deiner schönen Natur geworden!"

Offensichtlich auch durch Adolphis Cenci-Übersetzung angeregt, denn auf diese geht der Kritiker zunächst ein, machen die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1837/1838 einen kühnen Anlauf, um Shelley auch in Deutschland Anhänger zu gewinnen. Drei umfangreiche Artikel, die sämtlich aus der Feder eines genauen Kenners und warmen Verehrers von Shelley stammen, behandeln sein dichterisches Lebenswerk. Dabei legt der Kritiker den Hauptwert auf die Darlegung der gedanklichen Grundlagen der Shelleyschen Dichtungen und auf die philosophischen Überzeugungen des Dichters. In seinem innigen Verhältnis zur Natur findet der Rezensent viel Ähnlichkeit

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mit Novalis, in seiner leidenschaftlichen Hinneigung zum Griechentum mit Hölderlin. Nachdem der Kunstrichter die größeren und kleineren Werke durchgesprochen und dem Inhalt nach bekannt gemacht hat, geht er zu einer eingehenden Betrachtung der formalen Seite der Werke Shelleys über, und er gelangt zu der Überzeugung, daß Shelley einer der Dichter war, die die englische Sprache mit der höchsten Kunst handhabten, daß er es verstand, ihr die zartesten, wie die leidenschaftlichsten Töne zu entlocken, und daß er sie durch die Kraft seiner Phantasie mit den reichsten Bildern geschmückt habe; dabei bedauert der Kritiker nur, daß all diese Vorzüge durch einen Mangel an Konzentration wieder sehr geschmälert würden.

Trotz dieses starken Ansturms auf die deutsche Gleichgültigkeit Shelley gegenüber scheint es nicht, als ob eine wesentliche Änderung in der Schätzung Shelleys in Deutschland eingetreten wäre. Beklagt es doch z. B. ein Mitarbeiter der *Eleganten Welt* 1839 (Nr. 155) lebhaft, daß Menzel über die *Cenci* als über ein unmoralisches Stück den Stab gebrochen, und er fügt hinzu: „Nur eine Auswahl deutscher Literaturfreunde ahnt und empfindet die großen Schönheiten dieses außerordentlichen Gedichts.“ Zu diesen gehörte sicherlich Freiligrath, wenn wir auch sein Urteil gerade über dieses Drama nicht kennen. Dagegen schreibt er am 4. Oktober 1838 an Künzel[1], daß er wohl Shelleys *Prometheus Unbound* (1820) übersetzen werde, und kurze Zeit darauf, am 21. Februar 1839[2] schreibt er dem gleichen Freund, daß Keats und Shelley ihn jetzt am meisten anzögen.

Wichtig, wenigstens deshalb, weil auf diese Weise doch ein Stück vom Shelleyschen Geist nach dem andern

---

[1] Buchner I, S. 288.
[2] Buchner I, S. 298.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

nach Deutschland dringt, ist ein Auszug aus den Prosaanmerkungen zu *Queen Mab* (1813), den das *Magazin* 1839 (Nr. 118) wiedergibt.

Daß auch Varnhagen v. Ense Shelley kannte, beweist uns eine Erwähnung in seinem Tagebuch[1] am 3. August 1840, wo er von den Engländern spricht und davon, daß das Genie bei ihnen nur gewaltsam aufkommen könne; Byron und Shelley gibt er als Beispiele; außer der Kritik, die in dieser Zusammenstellung liegt, und die aus dem ganzen Zusammenhang hervorgeht, daß nämlich auch Varnhagen Shelley als Genie schätzt, ist uns kein Urteil Varnhagens über den Dichter bekannt geworden.

Die 1845 herausgekommene Übersetzung der Werke Shelleys durch J. Seybt gibt verschiedenen Zeitschriften Veranlassung, sich mit Shelley zu beschäftigen. Ein Aufsatz von Louise von Ploennies: „Einige Gedichte Percy Bysshe Shelleys übersetzt und mit der Übertragung durch J. Seybt verglichen" redet weniger über die Gedichte selbst als über die Schwierigkeiten, die sie der Übersetzung entgegenstellen, und gibt uns nur Aufschluß über einige stilistische Eigenheiten des Dichters.

Nach der Lage der Dinge, wie wir sie bis jetzt feststellen konnten, daß nämlich Shelley in Deutschland auch in diesen Jahren noch verhältnismäßig unbekannt ist, muß es uns überraschen, wenn ein Rezensent im *Conversationsblatt* 1845 (Nr. 18) beim Erscheinen der Seybtschen Übersetzung sagt:

„Hier kann nicht von einer Beurteilung des Originals die Rede sein, eines Dichters, dessen Werke, die schon vor zwanzig Jahren gelobt und getadelt, und aber mehr und mit besserem Rechte gelobt als getadelt worden sind, ... schwerlich einem in Deutschland fremd sein dürften, der für Poesie im allgemeinen und für englische Literatur insbesondere Sinn und Muße hat."

[1] I, S. 213.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Eine andere Notiz im *Conversationsblatt* 1846 (Nr. 270) ist wichtig, weil sie eine neue Übersetzung von Shelleys Dichtungen von F. Prössel anzeigt und so das steigende Interesse für Shelley beweist. Das tun auch die wenigen Worte des Rezensenten; denn er sagt gleich zu Anfang:

„Der kühne Geist Shelleys ist in Deutschland nicht unbekannt: *Beatrice* (die Cenci) ist ein wirkungsvolles, in der dramatischen Literatur Englands hervorragendes Stück, allerdings nicht frei von den eigentümlichen Unarten der modernen englischen Dramaturgie: langer, pompöser und hohler Reden und forcierte Effekte."

In die gleiche Richtung, nämlich auf den wachsenden Ruf Shelleys in Deutschland hindeutend, geht eine kurze Bemerkung im *Magazin* 1848 (Nr. 35), die uns sagt, daß Louise von Ploennies eine Übersetzung von Medwins: *The Life of Percy Bysshe Shelley* veranstaltet habe, und an die ein paar Auszüge daraus angeschlossen werden.

Zu Shelleys wachsendem Ruhm hat vielleicht auch ein recht ausführlicher Aufsatz beigetragen, den Prutz 1847 in seinen *Kleinen Schriften* über ihn veröffentlichte. Er handelt zwar weniger von Shelleys dichterischen Schicksalen; aber es ist bedeutsam, daß ein starker Ton der Bewunderung durch den Aufsatz hindurch weht, der den Zusammenhang zwischen Shelleys Dichter- und Menschentum behandelt und hauptsächlich die Bedeutung der Ereignisse seines äußeren Lebens für die Anteilnahme von seiten des Publikums betont.

Dieser Faktor ist jedoch bis dahin gerade bei Shelley fast ganz unwirksam gewesen, wenn er auch späterhin zur Geltung gelangt. Shelleys dichterische Vorzüge allein bewirken in Deutschland ein sehr langsames, aber stetiges, schrittweises Wachsen des Interesses für den Dichter, der bei seinem Tod noch so gut wie unbekannt in Deutschland ist, dessen Anerkennung hier aber um 1830 leise einsetzt, und der dann um 1850 doch zu denjenigen englischen Dichtern gehört, von denen man die Überzeugung ge-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

winnt — und der Geschmack der späteren Generationen hat dies Urteil ja durchaus bestätigt —, daß sie bleibende Werte geschaffen.

6. John Keats.

In einem Aufsatz aus der *Monthly Review*, von dem das *Literaturblatt* 1820 (Nr. 98) eine Übersetzung bringt, dürfen wir wohl einen der frühesten Hinweise des deutschen Publikums auf Keats (1795—1821) erblicken. Obwohl der Rezensent Keats' Fehler klar sieht und zeigt, spricht er ihm doch ein eminentes Talent, Kraft und Tiefe der Empfindung zu. Im ganzen wäre die Kritik wohl geeignet, um auf Keats aufmerksam zu machen, und um literarisch Interessierte zu bewegen, sich mit seiner Dichtung abzugeben, besonders da die gleiche Zeitschrift bald darauf (1821, Nr. 5) auch ein Urteil der *Edinburgh Review* über Keats abdruckt, wo gesagt wird, daß trotz mancher Auswüchse ein genialer poetischer Hauch in den Werken des jungen Dichters wehe.

Doch diese wenigen Notizen über Keats stehen ganz vereinzelt da; wir ersehen dies schon daraus, daß Jacobsen, der doch sonst getreulich jedem Talent ein Plätzchen in seinem Werk einräumt, Keats vollkommen ignoriert. Auch die Zeitschriften lassen ihn ganz unbeachtet; die wenigen Erwähnungen des Dichters stammen alle von einzelnen genaueren Kennern der englischen Literatur.

Eine Bemerkung von Adrian (1828) zeigt, daß er den Dichter wenigstens kennt, wenn er ihn auch nicht schätzt und versteht.

Platen hat Keats nach einer Tagebuchnotiz vom 24. V. 1833[1] in diesem Jahre kennen gelernt. Wir hören

[1] II, S. 947.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

hier, daß ein Engländer Namens Milnes[1] ihm die Werke von Shelley und Keats geliehen hatte, die er bis dahin noch nicht kannte. Welchen Eindruck die Dichtungen auf ihn machten, erfahren wir jedoch nicht.

Gelegentliche Hinweise bei Freiligrath zeugen für seine Beschäftigung mit Keats, so schreibt er am 4. Oktober 1838[2] an Künzel, daß er etwas von Keats zu übersetzen gedenke; am 21. II. 1839[3] erzählt er; daß er alle seine Dichtungen besitze, und er sagt im gleichen Brief:

„Keats und Shelley ziehen mich jetzt am meisten an. Des ersteren *Ode to a Nightingale* (1819) und *Eve of St. Agnes* (1820) sind wunder-wunderschön! — Aber auch schwer zu übersetzen, wenigstens wenn der Übersetzer solche Anforderungen an sich stellt, wie ichs tue — Treue und Wohlklang! Es ist manchmal zum Schädel einrennen, muß aber doch heraus."

Dieser großen Schwierigkeit, die Keats dem Übersetzer bietet, müssen wir es wohl auch zuschreiben, daß Freiligrath trotz seines lebhaften Interesses an Keats' Dichtungen nur ein einziges dieser Gedichte *Sonnett, als er den Homer in Chapmans Übersetzung kennen lernte* (On First Looking into Chapman's Homer, 1815), zur Veröffentlichung brachte, und zwar geschah dies in der Ausgabe seiner Gedichte von 1838.

Vielleicht haben auch andere Keats als besonders schwierig zum Verdeutschen empfunden; denn es ist geradezu auffallend, daß sich Übersetzungen nach Keats so gut wie gar nicht finden, während es von manchen weit weniger bedeutenden englischen Dichtern eine recht große Anzahl gibt. Dieses Versagen der Übersetzer als Anreger zur Beschäftigung des Publikums mit Keats hat es dann wohl wiederum verschuldet, daß dieser Dichter so lange Zeit hindurch den Deutschen ganz unbekannt geblieben ist.

---

[1] Richard Monckton Milnes, der spätere Herausgeber von Keats' Werken (Lord Houghton).

[2] Buchner I 288.

[3] Buchner I 298.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

7. Charles Lamb.

Lamb (1775—1834) ist durch Jacobsen (1820) in Deutschland eingeführt worden und zwar in einer außerordentlich günstigen Weise; denn nach Behandlung der übrigen Anhänger der See-Schule sagt er:

„Um mit einem guten Eindruck von der Lake School zu schliessen, mache ich Sie noch mit Herrn Lamb bekannt, dessen Gedicht *The Familiar Faces* durch seine antike Einfachheit in dem Cirkel meiner Freunde hier sehr gefallen hat.“

Er läßt nun den Abdruck dieses Gedichtes folgen und fährt dann fort:

„Lamb hat auch viel über Shakespeare geschrieben, was sehr lesenswert ist; als Dichter gehört er, wenn nicht zu den vorzüglichsten, doch zu den guten Dichtern, die jetzt in England leben.“

Jacobsen führt dann noch ein sehr anerkennendes Urteil des *Edinburgh Magazine* an und gibt zum Schluß als Probe von Lambs Kunst ein Gedicht *Lines on the Celebrated Picture by Leonardo da Vinci, called the Virgin of the Rocks*, „welches reine Frömmigkeit atmet.“

Dies ist lange Zeit hindurch das einzige geblieben, was man über Lamb in Deutschland erfuhr; die ausführlichsten Berichte über englische Literatur übergehen ihn oder führen doch höchstens seinen Namen als einen unter vielen bei einer Aufzählung an.

Lambs Tod aber wird die Veranlassung, daß sein Name, wenigstens für ein paar Jahre, aus dieser Vergessenheit auftaucht. So bringt das *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 113) einige biographische Bemerkungen über den Dichter; auch seine Werke werden aufgezählt. Es wird hervorgehoben, daß er Coleridges und Lloyds Zeitgenosse und Southeys Freund war; sein Talent wird als ein feines charakterisiert:

„Feines Gefühl, feine Gedanken und die Gabe, sich in seinen Gegenstand mit feinstem Takt hineinzuspinnen. Eben diese Eigenschaft macht ihn auch als Kritiker bedeutend und in dieser Hinsicht seinen Verlust für die englische Literatur sehr empfindlich.“

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Im selben Jahre und auch im folgenden zeigt sich das zeitweilige Interesse für Lamb an Auszügen aus einzelnen seiner Schriften, die im *Magazin* erscheinen, so 1835 (Nr. 91) Auszüge aus den *Last Essays of Elia* (1833), (Nr. 109) aus den *Vermischten Schriften*, 1836 (Nr. 6) die kleine Skizze *eine Quäkerversammlung*; auch eine Anzeige von Lambs Briefen *The Letters of Charles Lamb, with a Sketch of his Life* by T. Noon (1837) nebst einer kurzen Charakteristik des Dichters, die besonders seinen guten Humor betont, weist darauf hin. Schließlich bringen die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 38) noch eine Notiz über sein Leben, die sich jedoch mit seinem Künstlertum nicht befaßt.

Eine späte Frucht trägt diese nur so kurz dauernde Beschäftigung mit Lamb in einem Buch: *Shakespeare-Erzählungen* (Tales from Shakespeare; 1807) von Karl Lamb, deutsch von W. Dralle 1843, das im *Conversationsblatt* 1844 (Nr. 95) zur Anzeige gelangt, dessen Wirkung und Verbreitung aber anscheinend nicht groß gewesen ist, wie es ja auch ganz der sonstigen Stellung Lambs in Deutschland entspricht, die sich auch fernerhin nicht merklich geändert hat.

8. James Montgomery.

Unter den Dichtern, die Jacobsen (1820) in Deutschland einführt, ist auch Montgomery (1771—1854); er nennt ihn einen der vorzüglichsten lebenden Dichter Englands; doch damit ist seine Kritik auch fast zu Ende; denn die Hauptsache seiner Behandlung besteht in Zügen aus dem Leben des Dichters, die ja freilich auch dazu beitragen, das Interesse des Lesers zu erwecken. Bemerkenswert ist vor allem Jacobsens Ausspruch über Montgomerys Gedicht *The Ocean* (1805), es werde so lange gelesen werden, als die englische Sprache dauere. Bei den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

anderen Werken beschränkt er sich auf die Angabe des Titels und bietet gelegentlich auch von diesem oder jenem einen Auszug; aber er unterdrückt jegliche Kritik.

Montgomery ist trotz Jacobsens äußerst günstiger Beurteilung in Deutschland nicht populär geworden. Sein Name wird nur selten genannt, freilich immer anerkennend. So charakterisiert des *Literaturblatt* 1826 (Nr. 38) Montgomery als einen Dichter, der sich durch eine warme Innigkeit und eine Zartheit des Gefühls, die nie in weiche Empfindsamkeit ausarte, auszeichne, und der in seinen Gedichten voll religiöser Stimmung schon Nachahmer gefunden habe.

Auch Wolff (1832) übergeht Montgomery in seinen Vorlesungen nicht; er berichtet über des Dichters Leben, gibt Auszüge aus seinen Werken und beurteilt ihn folgendermaßen:

„Montgomerys dichterische Arbeiten zeichnen sich durch Wärme des Gefühls, tiefe Frömmigkeit, Reichtum der Anschauungen und elegante Diktion vorteilhaft aus; aber des Dichters melancholische Stimmung, wohl die Frucht der Kämpfe seines Lebens, drängt sich zu häufig und zu sehr auf, und seine Neigung zu moralisierender Reflexion stört den Eindruck und ermüdet durch zu öftere Wiederkehr. — Andererseits tut seine große Ruhe und die echte, aus göttlichem Quell geschöpfte Begeisterung des würdigen Sängers wieder dem Gemüte außerordentlich wohl und macht die Seele des Lesers des tiefen Friedens teilhaftig, welcher den Dichter auf allen seinen Pfaden begleitet.“

Trotz dieser günstigen Einführung durch Männer von großem Einfluß hat Montgomery in Deutschland keine weitere Beachtung gefunden, und die Kenntnis seiner Dichtungen ist auf den kleinen Kreis ganz gründlicher Kenner der englischen Literatur beschränkt geblieben.

9. Barry Cornwall.

Einer der englischen Dichter, deren Namen während einiger Jahre in Deutschland genannt werden, ohne jedoch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

viel Aufsehen zu erregen, und ohne sich wirklich einen festen Platz erwerben zu können und zu gründlicher Beschäftigung anzuregen, ist Barry Cornwall (1787—1874), der zunächst unter seinem eigenen Namen *Procter* in Deutschland bekannt wird. In den zwanziger Jahren und Anfang der dreißiger finden wir seinen Namen manchmal genannt, doch dann scheint das Interesse an dem Dichter erloschen, und der Name Cornwall taucht in Deutschland nicht mehr auf.

Unter den Dichtern, die Jacobsen (1820) nur erwähnt, und aus denen er ganz kurze Proben aushebt, die er aber einer längeren Betrachtung nicht für wert hält, befindet sich auch Barry Cornwall, „ein hoffnungsvoller junger Dichter", wie Jacobsen ihn nennt.

Noch im selben Jahre werden Cornwalls Dichtungen im *Literaturblatt* 1820 (Nr. 97) besprochen. Ein großes Gedicht, *Isabel*, wird dem Inhalt nach erzählt. Wir finden Cornwall hier mit Charles Lloyd zusammengestellt und weit über diesen erhoben. Doch schon die nächste Nummer (98) nimmt einen großen Teil des Lobes zurück. Hier zeigt der Kritiker ein neues Werk von ihm, *Marcian Colonna* (1820), an und bemerkt dazu, Cornwall habe sich damit zum Nachahmer gemacht, was bei seiner Geistesfülle nicht notwendig gewesen wäre, und zwar sei er Anhänger der Schule geworden, die sich ältere italienische Dichter zum Muster erwählte. Auch der Stoff der Erzählung wird getadelt, und der Kritiker sagt weiter:

„Nur abgerissene Empfindungen und einzelne gelungene Momente in der Erzählung entschädigen für die Peinlichkeit des Totaleindrucks."

Die gleiche Zeitschrift 1821 (Nr. 33) berichtet, daß Cornwalls neues Trauerspiel *Mirandola* (1821) nun auch im Druck erschienen sei, und es erhöhe durch die Schönheit und Herrlichkeit der Sprache das Vergnügen, das es auf der Bühne gewährt habe; das gleiche Werk wird

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

überaus lobend im *Conversationsblatt* 1821 (Nr. 113) besprochen:

„Die neue Tragödie von Cornwall," so heißt es dort, „ist auf dem Theater von Covent-Garden erschienen und hat ihren wohlverdienten Beifall gefunden. *Mirandola* ist ein Trauerspiel voller Leidenschaft; das Herz spricht aus jedem Verse und zwar treu und aufrichtig zum Herzen. ... Es sind uns nur wenig Tragödien bekannt, die wie diese das ganze Gemüt des Hörers bis in seine Tiefen ergreifen, durchglühen und erschüttern."

Diesen einleitenden Bemerkungen, denen der Rezensent noch einige über den Stoff hinzufügt, folgt eine Inhaltsangabe und eine Probe aus der Tragödie.

Sehr verschieden von diesem ist das Urteil, das im *Literaturblatt* 1824 (Nr. 47) über Cornwall gefällt wird. Der Kritiker sagt, daß Cornwall nur für das frühere übertriebene Lob seiner Dichtungen büßen müsse; Originalität, Kraft und edle Einfachheit hätten ihm jedoch immer gefehlt. Hier wird gerade die *Mirandola* als Zeichen der „Abspannung seiner Kraft" genannt. Besonders unglücklich sei Cornwall in der Wahl seiner Beiwörter, die man weder treffend, noch poetisch nennen könne. In ähnlichem Sinne spricht sich ein Rezensent im *Literaturblatt* 1826 (Nr. 38) über Cornwall aus, ohne näher auf seine einzelnen Werke einzugehen.

Ganz anders klingt es wiederum, wenn das *Conversationsblatt* 1832 (Nr. 357) von Cornwalls neuesten Gedichten: *English Songs and other Small Poems* (1832) sagt, sie erweckten den Wunsch, daß sie nicht die letzten sein möchten, wie der Verfasser im Vorwort sage.

Wolff (1832) in seinen Vorlesungen ist kein Bewunderer von Cornwall; er gibt zwar zu, daß Cornwall sich an den vorzüglichsten Dichtern seiner Nation gebildet habe und die Sprache mit Geschick zu behandeln wisse, doch er wirft dem Dichter vor, daß er zu viel schreibe.

Hingegen scheint Freiligrath Cornwall mehr geschätzt zu haben; denn er sagt am 21. Februar 1839 in

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

einem Brief an Künzel[1], daß er alle Werke von ihm besitze und nennt ihn am 4. März 1839 in einem Brief an Wolfgang Müller[2] unter den freilich unbekannteren Dichtern, aus deren Werken er gerade viel übersetze.

10. Walter Savage Landor.

Landor (1775—1864) ist von einzelnen in Deutschland sehr hoch gestellt worden, wie überhaupt die Kritik ihm hier von vornherein günstig war; doch dies hat es nicht vermocht, ihn in Deutschland populär zu machen. So taucht sein Name zwar lange Zeit hindurch, doch immer nur sporadisch auf, wenn er auch stets mit größter Hochschätzung und Anerkennung genannt wird.

Landor wird mit am frühesten im *Literaturblatt* 1824 (Nr. 88) als der Verfasser der *Imaginery Conversations* (1824—1829) erwähnt. Der Rezensent sagt, es sei viel Gedankenreiches über Politik und Unterhaltendes über Literatur darin enthalten und führt dann einige Proben aus dem Buche an.

Ein anderes Werk von Landor, *Pericles und Aspasia* (1836), wird im *Conversationsblatt* 1838 (Nr. 13) besprochen. Der Kritiker findet, es sei inhaltlich weit hinter seinem Ziel, das Leben der höchsten Stände in Athen darzustellen, zurückgeblieben; doch fährt er fort:

„Das beste, was wir von diesem Buche sagen können, ist die Eleganz der Sprache, welche ein wahres Muster des feinsten und zartesten Stils in der englischen Sprache ist, das uns bisher vor Augen kam. Auf diesen Punkt wollen wir aber ein nicht kleines Gewicht legen, da es der schönste Schmuck der englischen Literatur ist.“

Im selben Jahre versuchen die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* (1838; Nr. 84/85), Landor durch einen Auszug aus seiner dramatischen Skizze *Luthers Eltern* dem deutschen

[1] Buchner I, S. 298.
[2] Buchner I, S. 301.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Publikum etwas näher zu bringen. Eine kurze Einleitung charakterisiert seine dichterische Persönlichkeit. Der Leser erfährt, daß Landor trotz großer Anlagen, einer glühenden Phantasie, lebhaftem, energischem Geiste, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und vieler Menschenkenntnis doch nur wenig Popularität in seinem Vaterlande genieße, und zwar weil seine Produktion gewissermaßen an der Überfülle des Guten leide.

Ganz die gleiche Information über den Dichter, nur mit der ergänzenden Bemerkung, daß er auch in Deutschland die verdiente Anerkennung noch nicht gefunden, gibt das *Magazin* 1846 (Nr. 72) bei Besprechung der *Imaginery Conversations*, ohne jedoch sonst etwas Neues oder Wichtiges über Landor zu sagen.

Noch einmal wird in Deutschland versucht, für Landor eine Lanze zu brechen und ihm den ihm gebührenden Platz unter den zeitgenössischen Dichtern anzuweisen. Es geschieht dies im *Conversationsblatt* 1847 (Nr. 245) aus Anlaß der Ausgabe von Landors *Collected writings* 1846. Der Kritiker sagt:

„Kaum gibt es in England einen Schriftsteller der Jetztzeit, der im ganzen genommen mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat als Landor, dieselbe zu überleben. . . . Wir können Landor zu keiner glücklicheren Zeit verlassen, als zu der, in welcher die hohen Züge von Weisheit und Menschlichkeit, wie er sie uns bietet, rund um uns so selten sind. Der Verfasser und Spender derselben steht getrennt von gewöhnlichen Schriftstellern und wird erkannt, geschätzt und gehört werden, wenn all der Auswurf von leichter, modischer Lektüre, womit die jetzige Generation sich vollgepfropft hat, weggespült ist."

Aber auch dieser Ruf ist ohne merkbare Wirkung verhallt, und die Anhängerschaft Landors ist nach wie vor eine zwar treue und erlesene, aber wenig zahlreiche geblieben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

11. Letitia Landon-Maclean.

Miß Landon (1802—1838) wird schon in den frühesten Erwähnungen, so im *Literaturblatt* 1826 (Nr. 38) als eine Dichterin genannt, die unter Felicia Hemans stehe, und die wie die meisten englischen Dichterinnen recht gedankenarm sei. In englischen Journalen sei sie über Gebühr gepriesen worden, obwohl man ja zugeben müsse, daß ihr Regsamkeit des Gefühls und ein feines Ohr für metrischen Wohllaut eigen.

Wolff (1832) versäumt es nicht, Miß Landon zu nennen, doch verhehlt er seine Ansicht nicht, daß sie zu sehr ins Detail gehe, eine Art poetischer Miniaturmalerin sei; aber er fährt fort:

„Geschmack, Reichtum der Phantasie, Eleganz der Sprache und Harmonie des Verses sind die Hauptzierden ihrer Leistungen, welche sehr an Moores Meisterwerke erinnern, die auch wohl ihre Vorbilder sind. Tiefe geht ihr jedoch durchaus ab; ... ihre größeren Gedichte sind eigentlich nur Rahmen für Sammlungen von historischen und romantischen Bildern. ... Grazie ist der Hauptreiz, der alles ziert.“

1830 fand Miß Landon in Clara Himly eine Übersetzerin ihrer *Improvisatrice* (1824). Das Werk wird im *Literaturblatt* 1832 (Nr. 60) angezeigt und mit ein paar nichtssagenden Worten abgetan.

Als eine ausgezeichnete Dichterin, die weibliche Zartheit mit männlichem Ernst, ein feines Beobachtungstalent mit tiefer Auffassung verbinde, stellt das *Magazin* 1832 (Nr. 124) Miß Landon seinen Lesern vor.

Noch schmeichelhafter ist eine kurze Bemerkung, die die *Elegante Welt* 1834 (Nr. 237) über Miß Landon bringt. Wir lesen da:

„Vielleicht ist dem Leser ein ausgezeichnetes Buch bekannt geworden: *Romance and Reality* (1831) by L. E. L. Von demselben Verfasser, einer jungen, aber reich begabten Dame, ist vor kurzem ein noch ausgezeichneteres erschienen unter dem Titel: *Francesca Carrara* (1834), eine hinlänglich verwickelte, aber innig verwebte,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

effektreiche Geschichte von hohem Interesse — ein guter historischer Roman, so gut, wie seit Walter Scott keiner mehr geschrieben worden ist."

Danach teilt uns der Rezensent noch das Urteil eines englischen Kritikers mit, der sogar erklärt, daß er noch nie einen besseren oder ebenso guten gelesen, und läßt dann einige Auszüge folgen. Die hier angekündigte *Francesca Carrara* erscheint deutsch von C. W. Geisler 1835 und wird in der *Eleganten Welt* 1836 (Nr. 5) in einer längeren Rezension besprochen:

„Ein englischer Roman," so heißt es da, „wie englische Romane in der Masse nicht zu sein pflegen".

Das erkenne man schon daran, daß die Erzählung zwar einen geschichtlichen Hintergrund habe, aber das geschichtliche Kostüm nicht wahre, ein Fehler, der sonst nur den Deutschen eigen sei. Aber der Rezensent ist geneigt, diesen Fehler mehr als Vorzug aufzufassen und fährt fort:

„Das Werk hat weder die Tugenden noch die Schwächen des englischen Romans. . . . es ist kein Fabrikstück, es ist das einzelne Werk eines weiblichen Gemütes, das darin sich selbst gibt mit seinen Lebensansichten, seinen Herzensleiden und Freuden. Um dieser individuellen Physiognomie willen kann man das Werk in der Tat liebgewinnen."

Nun werden noch die reichen und feinen Beobachtungen und Bemerkungen zur Philosophie des weiblichen Herzens und die freimütige Darstellung derselben besonders lobend hervorgehoben.

Auch Freiligrath kennt die Dichterin, wie einige flüchtige Erwähnungen in seinen Briefen[1] und der Umstand, daß er sechs Gedichte von Miß Landon in den Band *Englische Gedichte aus neuerer Zeit*, 1846, aufnahm, beweisen.

Nach dem tragischen Ende der Mrs. Landon-Maclean, das auch in Deutschland lebhaftes Interesse für die Dich-

[1] an Künzel, 4. X. 1838; 21. II. 1839.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

terin hervorrief — wieder ein Beispiel, wie sehr seltsame Lebensverhältnisse und Schicksale dazu beitragen, den Ruhm eines Dichters zu begründen oder zu befestigen —, sagt das *Magazin* 1839 (Nr. 12) zum Andenken von Mrs. Landon-Maclean, daß sie zwar von der Kritik sehr überschätzt worden sei, aber immerhin über dem Durchschnitt stehe; eine außerordentliche Leichtigkeit, reiche Phantasie, lebhafte Empfindung sei ihren Dichtungen eigen, doch seien sie getrübt durch kränkelnde Lebensansichten, törichte, ausschweifende und unwahre Leidenschaftlichkeit; aber ihr Tod habe viele Hoffnungen zerstört; denn man hätte sicher noch Besseres von ihr erwarten dürfen.

Den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 24) gibt ihr rätselhafter und plötzlicher Tod den Anlaß, einige Gedichte von ihr mit einer kurzen biographischen Einleitung zu veröffentlichen. Auch das *Conversationsblatt* 1839 (Nr. 264) spielt bei Besprechung eines Buches: *Adele Churchill* (Ethel Churchill, 1837) oder zwei Bräute von Miß Landon, deutsch von Fr. L. v. Soltau 1839 auf ihren Tod an. Der Kritiker vergleicht hier Miß Landon mit Jean Paul und wünscht dem Buche recht viele Leser, die mit ihm das Hinscheiden der Verfasserin beklagten.

Das gleiche Jahr bringt den Deutschen in einem Werk: *Einige Dichtungen von Samuel Taylor Coleridge und von Mrs. Landon Maclean*, übersetzt im Versmaß der Originale von Krantz, 1839 die Dichterin durch eine Anzahl ihrer lyrischen Dichtungen näher. Das Buch wird im *Literaturblatt* 1840 (Nr. 65) kurz besprochen. Der Kritiker findet in den Talenten der beiden etwas Verwandtes, nur sei bei der Dichterin alles sanfter, in mild dämmerndem Licht; dann sagt er weiter:

„Ihre Verse rühren, stimmen zur Wehmut; am glücklichsten ist die Dichterin in der feinen Ausmalung. Je weniger rauh und schrecklich die Gegenstände sind, desto mehr scheinen sie dem zarten weiblichen Sinn und Talent der Dichterin zu entsprechen.“

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Im *Magazin* 1843 (Nr. 56) und 1843 (Nr. 132) spricht Louise von Ploennies über die Dichterin im Vergleich mit Mrs. Hemans: Sie sagt von Mrs. Landon-Macleans Dichtungen, daß sie lieblich, ansprechend und bezaubernd und daher außerordentlich beliebt seien und sehr viel gelesen würden; trotzdem stünden sie künstlerisch weit unter denen der Mrs. Hemans; ihren Ruf im Auslande verdanke Mrs. Landon-Maclean hauptsächlich dem Umstand, daß ihrer Dichtung ein gewisser kosmoplitischer Zug eigen sei, und dem Glanz ihrer Schilderungen, unter denen wieder die orientalischen besondere Anerkennung verdienten.

Dieser größeren Popularität der Mrs. Landon-Maclean anderen englischen Dichterinnen besonders aber der künstlerisch weit über ihr stehenden Mrs. Hemans gegenüber wird auch in einem Artikel *Galerie englischer Schriftstellerinnen* im *Magazin* 1848 (Nr. 5 und 6) Erwähnung getan, und so sehen wir, daß Mrs. Landon-Maclean noch 25 Jahre nach ihrem ersten Bekanntwerden in Deutschland und zehn Jahre nach ihrem Tode hier nicht vergessen ist und so immerhin zu den Vertretern der englischen Literatur zählt, die in Deutschland auch in weiteren Kreisen bekannt und beliebt waren.

12. Thomas Hood.

Thomas Hood (1799—1845) ist in Deutschland durch eine Übersetzung seiner *Ausgewählten Erzählungen*, deutsch von G. Sellen 1828, bekannt geworden. Sie ist ziemlich gleichgültig aufgenommen worden; denn die meisten kritischen Zeitschriften bringen zwar eine kurze Anzeige des Werkchens; aber die Kritik besteht nur in ein paar leeren Worten. Allein der Rezensent der *Jenaischen Lit.-Ztg.* geht 1828 (Nr. 192) etwas näher auf das Buch ein; er verwirft es und tadelt den Übersetzer, daß er ein solches Werk

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

nach Deutschland verpflanzt habe, das kaum soviel wert sei, einen angenehmen unschuldigen Zeitvertreib zu bilden, das aber mit einem höheren Maßstab betrachtet durchaus nicht bestehen könne.

Lange Jahre hindurch kümmert sich die Kritik nicht mehr um den Schriftsteller, bis 1841, anscheinend durch Bulwers Roman *Eugen Aram* angeregt, eine Verdeutschung des Hoodschen Gedichts *Eugen Aram* erscheint, der auch das *Conversationsblatt* 1842 (Nr. 175) einige Worte widmet, und aus der es eine Probe bringt, auf Grund deren der Rezensent einen Vorwurf Bulwers, der Seelenzustand des Helden sei in der Zeichnung verfehlt, mit der Bemerkung zurückweist, daß Hood ihn vielmehr mit Meisterhand und psychologisch richtig gezeichnet habe.

Erst nach Hoods Tode flammt einmal ein lebhafteres Interesse für Hood auf. Veranlassung dazu gibt eine neue Ausgabe seiner Gedichte 1845, an der der Kritiker im *Conversationsblatt* 1846 (Nr. 104) die für ihn seltsame Entdeckung macht, daß Hood ein sehr ernsthafter Dichter und nicht nur Humorist ist und mindestens ein guter Dichter zweiten Ranges. Dieses Urteil wird im *Conversationsblatt* 1847 (Nr. 130) in einer ziemlich ausführlichen Besprechung weitergeführt. Hier tritt der Kunstrichter voll Begeisterung für den Dichter ein. Er sagt da:

„Diese Gedichte besitzen viele von den schönsten Bestandteilen der Poesie: sie sind reich an Gedanken, funkeln von Witz und Phantasie, haben Überfluß an Bildern und sind durchaus von dem Geist der Liebe und der Menschenliebe eingegeben. ... Im ganzen genommen ist es unmöglich, ihn mit den Versemachern des Tages zu verwechseln: in seinen Irrtümern, wie in seinen Vortrefflichkeiten, steht er außerhalb der gewöhnlichen Reihe; er verfolgt seine eigene Bahn. ... Bei Hood ist die Verbindung von Witz und Pathos, Gefühl und Humor mehr als gewöhnlich in die Augen fallend. —“

Noch ist zu erwähnen, daß auch Freiligrath den Dichter gekannt hat. Als Frucht seiner Beschäftigung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mit ihm hat er 1849 in dem Gedichtband *Zwischen den Garben* die Übersetzung von Hoods Gedicht *An meinen kleinen Sohn* der Öffentlichkeit übergeben.

Abgesehen von dieser geringen Anzahl später Erwähnungen des Dichters haben wir keinerlei Anzeichen, die auf Beliebtheit in Deutschland schließen ließen, er kann im Gegenteil unter die Zahl derjenigen englischen Dichter eingereiht werden, die in Deutschland nur von sehr wenigen gekannt werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

X. Der historische Roman nach Scott.

1. John Gibson Lockhart.

Das *Weimarische Journal* kündigt in der Mainummer des Jahres 1821 Lockharts (1794—1854) anonym erschienenen Roman *Valerius* (1821) an und sagt, das Buch besitze zwar große Ähnlichkeiten mit *Robin dem Roten*, könne aber trotzdem nicht von dessen Verfasser herrühren; denn es seien Nachlässigkeiten und Gemeinheiten darin, die der große Unbekannte sich nie erlaubt hätte; trotzdem sei es reich an schönen Stellen; Mythen und Gesänge seien mit Geschmack eingefügt.

Lockharts Name dringt erst in die Öffentlichkeit, als 1824 im *Literaturblatt* (Nr. 68) eine Reihe seiner Romane besprochen werden; sie werden alle unter die des Waverley-Verfassers gestellt; mangelnde Klarheit in der Anlage, ja sogar Verletzung des sittlichen Zartgefühls wirft ihm der Kritiker vor, aber er hat auf der anderen Seite warmes Lob für die ungemeine Kraft der Ausführung, die geistreiche Darstellung, den Reichtum und die Wärme der Schilderungen und namentlich für die vortreffliche Charakterschilderung.

Einer der Romane, die schon in dem eben erwähnten Aufsatz besprochen wurden, *Reginald Dalton* (1823), wird im *Literaturblatt* 1825 (Nr. 77) noch einmal für sich allein kritisiert. Doch die Ergebnisse der Beurteilung sind ganz die gleichen wie die dort angeführten.

Lockharts Name als der eines Romanschriftstellers verschwindet von nun an, und er wird nur noch einmal (1837) genannt als Verfasser der Biographie Walter Scotts,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

dem er ja im Grunde auch seine früheren Erwähnungen in Deutschland dankt; denn die Lockhartschen Romane werden nur als Nachahmungen der Werke des großen Unbekannten angesehen und dementsprechend beurteilt.

2. John Galt.

Schon eine der frühesten Besprechungen Galts (1779 bis 1839) im *Literaturblatt* 1823 (Nr. 103) schließt sich an die Übersetzung eines seiner Romane: *Die Erben* (The Ayrshire Legatees, 1821), ein Familiengemälde, bearbeitet von C. v. S. 1824, an. Der Rezensent findet zwar die Zusammenstellung von Engländern und Schotten und ihren verschiedenen Lebensansichten in dem Buch recht interessant, aber als Roman schätzt er es sehr gering, besonders im Vergleich mit Scott, und es ist ihm unbegreiflich, wie man den Verfasser in England Scott als würdigen Nebenbuhler an die Seite stellen könne, wie der Übersetzer in der Vorrede behauptet.

Noch ablehnender ist die Beurteilung des Romans *Ringan Gilhaize* (1823) im *Literaturblatt* 1824 (Nr. 4). Der Kritiker sagt, daß es zwar dem Verfasser nicht an Talent und Kraft fehle, aber an Geduld, den Plan auszudenken und an Fleiß, das Mechanische richtig zustande zu bringen; auch das Interesse am Menschlichen fehle; jedenfalls scheint die Kritik nicht dazu angetan, dem Roman Leser zu werben; ebensowenig ist es eine andere im *Literaturblatt* 1824 (Nr. 68), obwohl hier die Ablehnung nicht ganz so energisch ist. In diesem Artikel werden die gleichen Fehler getadelt, und es wird dem Verfasser der Rat erteilt, doch auf dem Gebiet zu bleiben, wo er in seinem ersten Roman, *Annals of the Parish* (1821) glücklich gewesen, nämlich die Schilderung der Sitten der geringen Volksklassen und des häuslichen Lebens der Schottländer.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Wenn wir uns fragen, woher trotz der fast allgemein ablehnenden Stellung Galt gegenüber das Interesse für ihn kommt, das wir doch nach den verhältnismäßig zahlreichen Erwähnungen in diesen Jahren annehmen dürfen, so ist wohl die Antwort die, daß die Übersetzung der *Erben* die Aufmerksamkeit auf Galt gelenkt hatte, die sich nun auch in der Beschäftigung mit seinen anderen Werken zeigt.

Eine Beurteilung der *Erben* nimmt dadurch eine Sonderstellung ein, daß Galt hier recht anerkennend genannt wird. Der Kunstrichter geht von einer anderen Kritik aus, die das Werk als eine Nachahmung des Humphrey Clinker bezeichnet habe und sagt, er fände darin nichts Tadelnswertes, im Gegenteil, er wünschte, daß noch mehr Schriftsteller sich dieses Vorbild wählten. Zwar findet der Rezensent die Individualitäten nicht ganz so glücklich wie bei Fielding, aber die gelungenen Kleinstadtbilder scheinen ihm ein nicht zu übersehender Beitrag zur Sittengeschichte Englands im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts.

Angesichts der vorherrschend ungünstigen Beurteilung Galts in Deutschland muß es uns überraschen, bald darauf einem anderen Werk von ihm, *Rothelan* (1824), in deutscher Übersetzung von Friedrich Ludwig Rhode zu begegnen. Doch wir müssen in dieser Tatsache die Äußerung des allgemeinen Urteils über den Schriftsteller sehen, das — wie so häufig — recht stark von dem der berufsmäßigen Kritik abweicht. Nur wenn Galt sich beim großen Publikum einer gewissen Gunst erfreute, konnte ein Übersetzer auf den Gedanken kommen und es wagen nach der schlechten Aufnahme der Galtschen Werke durch die Kritik, dem Publikum ein Werk dieses Schriftstellers vorzusetzen. Übrigens ist gerade bei Galt die Vorliebe des Publikums für ihn insofern begreiflich, als man in ihm eben nur den Nachahmer Scotts sieht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Kunstrichter der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1827 (Nr. 186) erklärt die Erfindung in *Rothelan* für ärmlich und viel zu weit ausgesponnen und erteilt zum Schluß Herrn Galt den Rat, bei seiner Auffassung des historischen Romans sich doch fernerhin damit nicht mehr abzugeben.

Weniger eingehend, darum auch weniger hart werden die Erzählungen von Galt, aus dem Englischen von C. v. S. 1827 im *Literaturblatt* 1827 (Nr. 78) beurteilt.

Der englische Originalroman *The Stolen Child* (1833), by John Galt, ist der Gegenstand einer Besprechung im *Conversationsblatt* 1833 (Nr. 199); die Breite dieses Romans, der Mangel an Phantasie und seine Gesuchtheit findet Tadel und das Gesamturteil heißt: „Der Roman will uns nicht munden."

Mit dem sinkenden Ruhme Scotts ist auch das Interesse für Galt schwächer geworden und sogar ganz verschwunden. Erst bei seinem Tode 1839 geben die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* noch einmal einen Überblick über seine Werke. Die Zeilen scheinen freilich die Auffassung der Allgemeinheit wiederzugeben, die ja — die verschiedenen Übersetzungen belehren uns darüber — Gefallen an Galt gefunden hatte, denn sie sind des Lobes voll. Der Rezensent sagt:

„Seine Werke sind gewiß nicht vergessen von denen, die Gelegenheit hatten, sie zu lesen. Es herrscht in ihnen eine solche Eigentümlichkeit des Stils und des Dialogs, die ihn von allen andern schottischen Novellisten unterscheidet, und die selbst von Walter Scott wegen ihrer humoristischen ins kleinste Detail gehenden Treue bewundert worden sind."

3. Allan Cunningham.

Eine der ersten Erwähnungen Cunninghams (1784 bis 1842) in Deutschland besteht in einem anerkennenden Hinweis auf sein Buch *Schottische Erzählungen* (Traditional Tales of the English and Scottish Peasantry, 1822), deutsch

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

von W. A. Lindau 1823 im *Wegweiser* 1823 (Nr. 58). Dasselbe Buch wird fast gleichzeitig im *Literaturblatt* 1823 (Nr. 71) sehr empfohlen. Es heißt da:

„Cunningham ist ein Freund von Walter Scott, doch wäre er auch weniger Freund des berühmten Schriftstellers, noch von diesem empfohlen, seine Erzählungen verdienten mitgeteilt zu werden. Es sind treue Darstellungen der schottischen Sitten; sie sind im kleinen, was die Romane Scotts im großen sind."

Auch in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* finden wir, wenn auch ziemlich spät (1825, Ergänzungsblätter 38), eine lobende Besprechung dieser Erzählungen.

Desgleichen wird Allan Cunningham als ein schottischer Dichter von ausgezeichnetem Rang in einem allgemeinen Aufsatz über die englische Literatur im *Literaturblatt* 1826 (Nr. 38) genannt.

Ein anderes Werk von Cunningham, *Paul Jones* (1826), ein Roman, deutsch von W. A. Lindau, führt G. Sellen im *Wegweiser* 1828 (Nr. 14) mit den Worten ein:

„Allan Cunningham ist auch bei uns schon rühmlichst bekannt, und von seiner Feder ließ sich nichts Schlechtes erwarten, wie er denn hier auch nichts Schlechtes geliefert hat."

Derselbe Roman wird im *Conversationsblatt* 1829 (Nr. 153) besprochen. Außerordentliches Interesse des Romans, anziehende Verwicklungen, fesselnde Folgen der Ereignisse werden hervorgehoben und es heißt weiter:

„Das Werk ist reich an interessanten Episoden, lebensvollen Schilderungen und von einer Sorgfältigkeit in der Charakteristik, welche sogar den unbedeutendsten Nebenfiguren zu teil wird."

Nur die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1831 (Nr. 71) weist schon in diesem Roman auf eine gewisse breite Redseligkeit hin, die jedoch der Verfasser mit seinen schriftstellernden Landsleuten teile, und die zu volkstümlich sei, als daß man den einzelnen darüber zur Rede stellen könne.

Über einen anderen Roman von Cunningham, *Sir Michael Scott* (1828), herrscht keine solche Einstimmigkeit der Kritik. Bei der Anzeige der Übersetzung dieses

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Buches von Gustav Sellen sagt das *Conversationsblatt* 1829 (Beiblatt 24), daß Cunningham zu viel und zu Verschiedenartiges in den engen Rahmen des Romans habe zusammenpressen wollen, was kaum einem Genie gelinge, aber „das Talent wird nur das Einzelne glücklich in die Erscheinung setzen.“ Wesentlich günstiger als das *Conversationsblatt* spricht sich die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1832 (Nr. 4) über *Sir Michael Scott* aus:

„Eine Dantesche Vision in einer andern Art, weniger erhaben und gewaltiger, in romantischem Geiste, mit lieblicher Abwechslung des Fürchterlichen, des Ernstes und selbst des Schauerlichen. ... Die Szenerie ist mit vielem Geschick gemalt, keine Bilderjagd und doch eine geschmückte Rede, die ziert aber nicht sich ziert.“

Die Romane von Cunningham haben, wie es scheint, den Dichtern in Deutschland recht bekannt gemacht; denn es läßt auf eine gewisse Popularität schließen, daß nun auch seine anderen Werke, poetische und wissenschaftliche, in Deutschland angezeigt und teils sogar übersetzt werden.

Über Cunninghams Epos: *The Maid of Elvar, a poem in twelve parts* (1832) lesen wir noch im Jahre seines Erscheinens im *Conversationsblatt* 1832 (Nr. 177):

„Man könnte die Dichtung ein ländliches Epos nennen. Sie bewegt sich in der gut behandelten schweren Spenserstanze. Cunningham ist sehr glücklich in ländlichen Schilderungen, und er weiß Natur und Sitten lebendig zu malen, nur verliert er sich zuweilen in zu sehr ausgeführten Beschreibungen und die Einmischung schottischer Spracheigentümlichkeiten und Archaismen wird für den Unkundigen störend.“

Ein mehr wissenschaftliches Buch: *Lives of the most Eminent British Painters, Sculptors and Architects* (1829 bis 1833) erlangt im *Conversationsblatt* 1834 (Nr. 285) eine lobende und anerkennende Besprechung.

Eine Literaturgeschichte von Cunningham, *Biographische und kritische Geschichte der englischen Literatur von Samuel Johnson's bis zu W. Scott's Tode*, wird dem deutschen Publikum gleich in einer Übersetzung von

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

A. Kaiser bekannt gemacht und seine Aufmerksamkeit wird durch einen langen Artikel im *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 137) auf dieses Werk gelenkt, das wirklich auch eine starke Verbreitung in Deutschland erlangte. Doch dieser Aufsatz hat nur als Hinweis auf Cunningham Bedeutung, denn wir erhalten darin keinerlei Kritik über ihn, sondern der Verfasser des Aufsatzes betrachtet das von Cunningham behandelte Gebiet der englischen Literatur kurz von deutschem Standpunkt aus. Nur über Cunningham, den Kritiker, fallen ein paar Worte. Sein gesundes kräftiges und unabhängiges Urteil wird mehrmals betont, wobei jedoch das Hervorheben des Allzugesunden und Praktischen nicht durchweg als Lob zu fassen ist. Noch deutlicher zeigt sich diese Auffassung in einer Besprechung des gleichen Werkes im *Literaturblatt* 1837 (Nr. 59). Wir lesen da:

„Sein Urteil ist solid und praktisch, aber ein wenig prosaisch; das heißt, er weist mit Recht alle öde Phantasterei und grillenhafte Tändelei, alles was die Schranken der Natürlichkeit und Sitte überschreitet, zurück; aber er hat nicht Gefühl genug für das Geniale des Schmerzes oder der Verruchtheit, nicht Blick genug für die Grazie des Gräßlichen, und er lobt auf der andern Seite etwas zu viel die hausbackene Natürlichkeit, auch wo sie, wie bei Walter Scott, wirklich nicht mehr aus dem Genie, sondern aus der Fabrik geliefert wurde. Wir sind ganz mit ihm einverstanden, die frechen Tendenzen des Lord Byron zu verwerfen, aber wir glauben gleichwohl für Lord Byrons Genie mehr Bewunderung hegen zu müssen.“

Bald fesselt ein neuer Roman von Cunningham die Aufmerksamkeit seines Publikums. Es ist der historische Roman *Lord Roldan* (1836), den schon das *Magazin* 1837 (Nr. 103) in einem Aufsatz *Die wichtigsten Erscheinungen der englischen Literatur im Jahre 1836* folgendermaßen einführt:

„Unter den neuerschienenen Nachahmungen Walter Scotts ist *Lord Roldan* von Allan Cunningham mit glühender Phantasie aber auch in so sichtbarer Eile geschrieben, daß die geschmackvolle Darstellung, die wir an dem Verfasser aus früheren Werken kannten, darunter gelitten hat.“

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das *Conversationsblatt* 1837 (Nr. 305) sucht das Abfallen dieses Romans, den es von W. A. Lindau übersetzt anzeigt, gegen Cunninghams frühere Erzeugnisse in einem ganz anderen Grund, nämlich darin, daß der Roman zu poetisch sei, woraus sich auch die gute Aufnahme des Buches in England, wo man gerade diese Eigenschaft sehr schätze, erklären lasse. Deshalb fänden sich in dem Roman die abenteuerlichsten Ausschweifungen. Dabei versagt der Kritiker doch nicht seine Anerkennung für Cunninghams Kenntnisse und seine Phantasie, die ihm manchmal poetische, ja großartige Partien eingebe, und er vermutet in ihm einen guten Lieder- und Romanzendichter. Wieder von einer anderen Seite betrachtet ein Rezensent im *Wegweiser* 1837 (Nr. 18), Robert Blum, diesen Roman, und er scheint den wesentlichen Punkt getroffen zu haben; er sagt nämlich, daß Cunningham als Naturdichter sehr achtenswert sei, und überall da Gutes leiste, wo er nicht über diese Grenze hinausgehe, daß sich aber der Mangel einer gründlichen Bildung sofort zeige, wenn er über sein Gebiet hinausstrebe, namentlich, wenn er sich im historischen Roman versuche. Dies zeige sich besonders scharf in diesem jüngsten Erzeugnis aus seiner Feder. Auch das *Literaturblatt* 1838 (Nr. 17) tadelt *Lord Roldan* wegen seiner übermäßigen Breite, wegen des schlecht gewählten Stoffes und der mangelhaften Erfindung, ohne jedoch die näheren Gründe untersuchen zu wollen, warum dieses Werk einen so wenig erfreulichen Eindruck erzeuge.

Wenn auch diese Kritik, die Cunninghams Schwächen so scharf betont, ein Vorbote der nun einsetzenden gänzlichen Nichtbeachtung des Dichters ist, so bedeuten doch die 15 vorangegangenen Jahre für ihn in Deutschland eine Zeit großer Beliebtheit. Die Werke Cunninghams erfreuen sich in diesen Jahren einer weiten Verbreitung und werden überall gern gelesen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

4. Thomas Colley Grattan.

In Grattan (1792—1864) lernen wir einen jener Schriftsteller kennen, die durch einen glücklichen Griff und glückliches Verständnis für den Zeitgeschmack mit ihrem ersten Werk Aufsehen erregen und Beliebtheit erlangen, die aber mit ihren späteren Werken nicht so viel Anerkennung finden und sich trotzdem lange Jahre hindurch auf Grund ihres ersten Erfolges in der Gunst des Publikums halten.

Noch während Scott auf der Höhe seines Ruhmes steht oder doch nur ganz vereinzelte Stimmen gegen ihn laut werden, gelingt es Grattan, sich einen Namen zu machen. Zunächst zwar noch anonym; aber der Verfasser der *Heer- und Querstraßen* (Highways and Byways, 1823), so heißt sein frühestes Werk, wurde in England bald so allgemein bekannt, daß schon 1824 eine Verdeutschung seines Werkes erscheint, das von der deutschen Kritik mit vielem Beifall aufgenommen wird. Das *Weimarische Journal* 1824 (Beiblatt 6) nennt die günstige Aufnahme durchaus verdient und findet das Werk vorzüglich. Weiter heißt es darüber:

„In der Darstellung herrscht wahre Gemütlichkeit und eine gewisse Freiheit des Geistes, die verhindert, daß die vielen erschütternden, schauderhaften und höchst rührenden Szenen nicht zu heftig wirken und so einen poetischen Genuß möglich machen."

Eine weitere und noch größere Empfehlung für das Werk ist die Tatsache, daß Willibald Alexis der Übersetzer dieser Erzählungen ist.

Theodor Hell macht das Publikum im *Wegweiser* 1824 (Nr. 28) mit wenigen Worten auf das Buch aufmerksam, indem er es als dem beliebten Irving nahestehend charakterisiert.

Auch die *Elegante Welt* 1824 (Nr. 67) spricht sich lobend über das Werk aus. Sie sagt unter anderem:

„Nicht mit Unrecht glauben wir diese Erzählung unter das Vorzüglichste rechnen zu können, was die neueste Zeit in dieser

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gattung erzeugt hat. Der Verfasser . . . gehört zu der Klasse der Erzähler, welche durch Natur und Wahrheit Geist und Gemüt auf gleiche Art anzuziehen und zu befriedigen verstehen. Er ist unterhaltend, unvermerkt belehrend und bildend. . . . Seine Phantasie ist dabei reich an Hilfsquellen, seinen Darstellungen eine hohe Lebendigkeit und jenen äußeren Schmuck zu verleihen, der freilich auch des Dankes sehr wert ist. Eine feine Ironie, welche zuweilen hervorblickt, wirkt wie feine Würze bei einem an sich schon guten Gericht."

Das Interesse an dem Schriftsteller, das anscheinend recht groß geworden war — sonst hätte man für solche Nachrichten kein Interesse beim Publikum voraussetzen dürfen — wird durch Bemerkungen über das Fortschreiten von Grattans schriftstellerischer Tätigkeit lebendig erhalten, so lesen wir etwa im *Literaturblatt* 1824 (Nr. 66):

„Der Verfasser der *Highways and Byways* hat ein neues Werk vollendet, dessen Herausgabe man mit Verlangen entgegensieht."

Ein zweites Werk von Grattan, *Erzählungen*, gesammelt in den Provinzen von Frankreich von einem irländischen Fußgänger (Highways and Byways 2nd series, 1825) oder *Vaterfluch*, das diesmal mit dem Namen Grattan bezeichnet ist, findet keine so glückliche Aufnahme. Ja, der Rezensent der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1827 (Nr. 74) sagt sogar, nachdem er den Inhalt kurz skizziert und das Launenhafte in den Handlungen der Personen als wenig achtenswert getadelt hat:

„Man freut sich, daß die Erzählung so bald zu Ende ging und wird schwerlich zu einem wiederholten Lesen sich entschließen."

Eine nachträgliche Kritik der *Heer- und Querstraßen* findet sich im *Conversationsblatt* 1827 (Nr. 248) bei Gelegenheit der Anzeige eines neuen Buches vom gleichen Verfasser *Alles für seine Königin*, deutsch von Theodor Hell. *Die Heer- und Querstraßen* werden hier trotz einiger glücklich erfundener Situationen und mancher ergreifenden Schilderung in ihrem Grundgedanken als matt und trivial, die Charakterzeichnung, das Örtliche und die Lokalfarben als mangelhaft und durch englische Breite

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

widrig bezeichnet. So findet auch das neue Buch keinen Beifall bei diesem Kritiker; er sagt vielmehr, daß der Verfasser darin mit der Geduld des Lesers oft wahren Mißbrauch treibe. *Vaterfluch* wird auch im *Conversationsblatt* 1828 (Nr. 16) kurz beurteilt. Eine gewisse Armut der Erfindung wird als charakteristisch hervorgehoben, außerdem der Umstand, daß das Hauptgewicht auf Erscheinungen des inneren Lebens beruhe, doch daß mehr ein Wissen um die Empfindungen und ein Raisonnieren über sie herrsche, als daß diese selbst darin wirklich enthalten wären.

Der fünfte Teil der *Heer- und Querstraßen*, *Leonie*, wiederum deutsch von Willibald Alexis, wird im *Conversationsblatt* 1829 (Beiblatt 1) kurz aber lobend erwähnt. Zwar heißt es, daß die Erzählung weniger anziehend durch den Stoff als die Behandlung sei, aber der Kritiker sagt weiter:

„Eine angenehme Harmonie zeichnet das Buch vor vielen andern aus; . . . es ist eins von den wenigen, das mit geringen Mitteln sehr viel leistet."

Ganz den gleichen Standpunkt vertritt die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1829 (Nr. 39) bei Besprechung desselben Buches. Sie findet nur die sparsamere Behandlung der Örtlichkeiten tadelnswert, die ein so starkes Sich-Heimisch-Fühlen wie die früheren Bände nicht aufkommen lasse.

Bald darauf findet sich in der *Eleganten Welt* 1831 (9. Mai) eine Ankündigung der Übersetzung des Grattanschen Romans *Die Erbin von Brügge* (The Heiress of Bruges, 1831) von Methusalem Müller zugleich mit einer sehr lobenden und empfehlenden Besprechung. Dagegen klingt es mehr wie eine Warnung, wenn im *Literaturblatt* 1831 (Nr. 55) über Grattans *Reisebilder* oder Züge von Menschen und Städten (deutsch von Theodor Hell) (Traits of Travel, 1829) gesagt wird:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Grattan übertrifft an Breite und leeren Räumen alles, was jemals Walter Scott hierin geleistet. Er erzählt mit einer mehr als englischen Breite, mit einer so fürchterlichen Langweiligkeit, daß selbst das deutsche Ohr, das geduldigste unter allen möglichen, zuweilen traurig dabei hinabsinkt."

Trotzdem findet auch der Roman *Jacqueline of Holland* (1831) in Methusalem Müller bald einen Übersetzer. Im *Conversationsblatt* wird der Roman als eine der üblichen Nachahmungen Scottscher Romane bezeichnet, deren Verfasser es nicht weiter bringen als zu einer rohen, disharmonischen Nebeneinanderstellung von historischen und erfundenen Ereignissen. Nach dem Kunstwert dürfe man bei solchen Erzeugnissen überhaupt nicht fragen, aber das Grattansche Werk besitze auch weder als Historie Wert, noch sei es unterhaltend. Die Charakterzeichnung sei mangelhaft, außerdem fehle jede psychologische Vertiefung, und das Geringfügige nehme einen zu breiten Raum ein und überwuchere das Bedeutende. Dieser sehr harten Kritik gegenüber sei erwähnt, daß das Original im *Conversationsblatt* 1831 (Nr. 357) sehr günstig beurteilt wird.

Agnes von Mansfeld (1836) heißt ein anderer geschichtlicher Roman von Grattan, dessen Inhalt ohne viel Kritik das *Conversationsblatt* 1836 (Nr. 168) nach einer Übersetzung wiedergibt. Im *Wegweiser* 1836 (Nr. 47) erhalten wir die Meinung eines Grattan-Anhängers, R. Blum, über diesen Roman. Er bezeugt darin seine Bewunderung für Grattans schriftstellerische Tätigkeit und besonders dies letzte Werk scheint ihm außerordentlich gelungen und namentlich wegen der großen Schwierigkeit des geschichtlichen Hintergrundes und deswegen, weil es noch keinem Engländer vorher geglückt sei, deutsche Zustände auch nur annähernd richtig zu schildern, eine besondere Anerkennung zu verdienen. Daneben rühmt Blum eine scharfe und festgehaltene Charakteristik, vereinigt mit trefflicher

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Benutzung und Verteilung des reichen Stoffes und eine reine blühende Sprache.

Nach langen Jahren des Schweigens über Grattan finden wir im *Conversationsblatt* 1846 (Nr. 61) noch einmal eine Sammlung von Erzählungen dieses Verfassers: *The Masterpassion and other Tales and Sketches* (1845) besprochen; besonders die erste dieser Erzählungen findet Lob; zwar auch die anderen, aber es klingt doch ein wenig zweideutig; denn der Rezensent verheißt mit diesem Buch den Leihbibliothekslesern eine passende Lektüre.

So hat es Grattan verstanden, sich mehr als zwanzig Jahre hindurch trotz Scott und Bulwer die Gunst des Publikums zu bewahren. Seine Beliebtheit liegt einerseits in der von ihm behandelten Romangattung begründet, dann aber auch in seiner großen Geschicklichkeit, in Stoff und Darstellung den Stimmungen und Wünschen der Menge entgegenzukommen.

5. John Banim.

Die anonym erschienenen *Tales of the O'Hara Family* (1825 ff.), als deren Verfasser sich Banim (1798—1842) später erweist, sind schon früh in Deutschland bekannt geworden und begegnen einer recht günstigen Aufnahme, wenn auch z. B. ein Kritiker im *Literaturblatt* 1826 (Nr. 38) noch einige Anfängerunarten daran bemerken will.

Ein paar Jahre später findet sich ein gleichfalls anonym erschienenes Werk, *Der Zwerg*, das schon in einer Übersetzung vorliegt, in verschiedenen Zeitschriften gut beurteilt. Sogar die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1831 (Nr. 91) spricht sich anerkennend darüber aus; denn wir lesen da:

„Rezensent bekennt gern, das vorliegende romantische Gemälde mit großem Interesse und stets gespannter Aufmerksamkeit gelesen zu haben; es ist ein Roman, der Kraft, Leben, Haltung, Farbe und Ton hat und aus dem unsere Modeskribenten, besonders

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

in betreff der Charakterzeichnung und der echten und wahren Darstellung von Begebenheiten, lernen könnten, wie man schildern und darstellen muß."

In dem gleichen schmeichelhaften Ton geht die Kritik weiter und schließt nach einem Lob der Naturschilderung und des großen Interesses der Handlung:

„Das hier Mitgeteilte wird genügen, zur Lektüre dieses Romans einzuladen, bei dem wir gerne die Kunst des Verfassers anerkennen, aus vielartigen Teilen ein so schönes und abgerundetes und in sich geschlossenes Ganze geschaffen zu haben."

Ein zweiter Roman von Banim *Hauptmann Reh*, übersetzt von Lindau, wird im *Literaturblatt* 1831 (Nr. 52) sehr hart mitgenommen; nachdem Scott und Cooper als langweilig und kalt bezeichnet, wird Banim als ihr Nachahmer, der z. B. besonders aus Coopers *Spion* merklich geborgt habe, genannt. Es ist wieder ein anderes Werk, *The Ghosthunter and his Family*, das im *Conversationsblatt* 1833 (Nr. 190) kurz und im ganzen lobend erwähnt wird. Eine Verdeutschung dieses Romans wird im *Conversationsblatt* 1834 (Nr. 365) eingehend besprochen; der Kritiker bezeichnet die Technik des Romans als echt englische irisch; er tadelt die weitläufige Schilderung, das überbedächtige Auseinanderlegen der Motive, wodurch trotzdem kein deutliches und am wenigsten ein echt künstlerisches, ein poetisches Bild hingestellt werde; es herrscht der Verstand im ganzen viel zu sehr vor, kurz die Lektüre des Werkes sei unfruchtbar und wenig erfreulich.

Eine Kritik im *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 266) bespricht Banims Gesamttätigkeit als Romanschriftsteller und seine bis dahin erschienenen Werke. Banims ersten Produkten gesteht der Kritiker großen Wert zu, aber er bemerkt eine wachsende Schwäche in den neueren, besonders eine zunehmende Breite und Weitschweifigkeit; trotzdem er diese Eigenschaften auch in dem jüngsten Werk, *Peter aus der alten Burg* (Peter of the Castle), sieht,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

dessen Übersetzung von W. A. Lindau die Veranlassung zu dieser Besprechung gegeben, lobt er es doch in anderer Hinsicht sehr, nämlich als treue, unparteiische, irische Sittenschilderung, die der Rezensent weit über die der Mrs. Edgeworth und der Lady Morgan stellt. Er findet noch manches Lobens- und manches Tadelnswerte, und er schließt seinen Bericht:

„Alles zusammengenommen zeigt sich dieses Werk von fehlerhafter und in seiner Überfülle von schwächlicher Erfindung; aber es gibt eine ehrenvolle Probe von Talent für originelle Charakteristik, erschütternde Schilderung verworrener Seelenzustände und treffende Volksgemälde."

Ob eine solche Anzeige mehr geeignet ist, das Publikum anzulocken oder es abzuschrecken, ist schwer zu beurteilen. Eines aber ist wenigstens erreicht, dies nämlich, daß der Name Banim einmal wieder gehört wird und so vor einem zu raschen Vergessenwerden bewahrt bleibt.

Während die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1835 (Nr. 59) nur eine knappe Inhaltsangabe von dem Buche macht und ihre Kritik darauf beschränkt, es eine treue und warme Sittenschilderung Irlands zu nennen, weiß ein Kritiker im *Wegweiser* 1835 (Nr. 31), Julius Krebs, an dem Werk im allgemeinen viel Lobendes zu bemerken und tadelt nur die Breite im Eingang des Buches. Diese wiederum wird in einer etwas verspäteten Besprechung dieses Romans im *Literaturblatt* 1836 (Nr. 14) eine „vortrefflich geschriebene und lebendige Sittenschilderung" genannt und nach sonst viel Anerkennens- und Lobenswertes über das Buch gesagt.

Einen anderen Rowan von Banim, *Das Haus Nowlan* oder *Hang und Geschick* (The Nowlans, 1826), macht Dr. Nürnberger im *Wegweiser* 1836 (Nr. 54) zum Gegenstand einer Besprechung. Er macht uns zunächst mit dem Inhalt bekannt, schildert dann eine Szene daraus,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

von der er sagt, daß sie ihm nicht wieder aus der Seele komme, und meint schließlich:

„Mit dieser Versicherung habe ich aber zugleich eine Art Lob des Buches ausgesprochen: Wahrheit, Natur der Situationen; ohne diese Bedingungen wäre mein Gemüt gewiß nicht so ergriffen worden.“

Zum Schluß spricht der Rezensent noch die Überzeugung aus, daß der Roman sehr viele Leser finden werde.

Der gleiche Einwand, den Julius Krebs gegen *Peter aus der alten Burg* erhoben hat, nämlich den der Breite in den Eingangskapiteln, den macht die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1836 (Nr. 73) auch beim *Haus Nowlan*; doch sie bezeichnet dies als den einzigen Makel des Werkes.

Aus der gleichen Feder wie die ausführliche Besprechung der Banimschen Werke 1835 stammt eine Kritik des *Hauses Nowlan* im *Conversationsblatt* 1836 (Nr. 78), die sich der englischen Meinung anschließt, die dieses Buch für das Meisterwerk Banims erklärt. Trotzdem sagt der Kritiker, der anscheinend ein genauer Kenner Banims und ein großer Bewunderer seiner Kunst ist, daß sein Talent nicht rein sei, sondern stets mit einem Bodensatz getrübt, der unverarbeitet dem gemeinen Romangut angehöre. Er bedauert dies:

„Denn,“ sagt er, „dem alt-englischen klassischen Roman Fieldings, Goldsmiths, Richardsons und Smollets kommt wirklich, wenn wir nicht irren, niemand so nahe als Banim.“

Zehn Jahre lang hat es Banim verstanden, das deutsche Publikum anzuziehen und zu unterhalten, und meist hat er auch von seiten der Kritik Anerkennung gefunden. Trotzdem ist Banim nur eine Tageserscheinung; sein Name, der eben noch dem deutschen Romanpublikum so fest eingeprägt schien, verschwindet plötzlich aus den Zeitungen, und keine Erwähnung erinnert nach 1836 mehr an den ein Jahrzehnt hindurch beliebten Dichter.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

6. Horace Smith.

Horace Smith (1779—1849), einer der produktivsten Nachahmer Scotts, zugleich aber auch einer der untergeordnetsten, fand trotzdem in Deutschland anscheinend eine sehr gute Aufnahme. Dagegen wendet sich eine Besprechung seiner Romane *Tor-Hill* (1826) und *Brambletye-House* (1826) im *Literaturblatt* 1827 (Nr. 41), die rücksichtslos seine Mängel aufdeckt, ja nichts Gutes an Smith läßt, und dieses absprechende Urteil durch die Wiedergabe eines noch schärferen und ablehnenderen aus der *Quarterly Review* doppelt zerschmetternd macht. Smith wird in beiden Artikeln als ein sklavischer und talentloser Nachahmer Scotts gekennzeichnet, der die Bedeutung und das Wesen der Romane Scotts gänzlich verkenne, und dessen Talentlosigkeit so groß sei, daß er sich sogar nur an die schlechtesten Werke Scotts zur Nachahmung heranwagen könne.

Aber die allgemeine Stimme urteilt anders über Smith. Schon das frühzeitige Erscheinen einer Übersetzung seines Romans *Tor-Hill* 1827 spricht dafür; ganz deutlich aber erfahren wir es aus der Besprechung dieses Werkes im *Wegweiser* 1827 (Nr. 76). Der Kritiker F. Bergmann stellt Smith sogar über Scott; er erwähnt auch die absprechende Kritik im Morgenblatt und tut sie kurz mit der Bemerkung ab, daß dies eben nur die Stimme einer Partei gewesen sein könne, und daß diese Stimme höchstwahrscheinlich aus dem Lager der größten Scott-Verehrer stamme, die von Smith eine Verdunkelung von ihres Meisters Ruhm befürchteten. Im Gegensatz zu Scott sagt er von Smith:

„Wir sahen ihn glücklich die Breitschweifigkeit und Eintönigkeit seines Vorgängers in Dialog und Schilderung vermeiden und den fremden Nationalcharakter mit derselben Lebhaftigkeit und Treue auffassen und wiedergeben wie den einheimischen. . . . Auf H. Smiths *Tor Hill* zurückzukommen, so müssen wir erklären,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

daß wir alles, was man früher über *Brambletye-House* lobend erwähnt hat, hier ruhmvoll bestätigt gefunden haben, daß die Handlung trotz ihrer Ausdehnung in der gedrängten, frappanten Darstellungsweise des Verfassers gegen eine Walter Scottsche ungemein viel voraushat; daß die Charaktere gleichmäßig entwickelt und vorgeführt werden, die Fabel bis zum Schlusse gesteigert und in voller Lebhaftigkeit noch rasch und sonach überraschend geendigt ist, die Einverwebung der Personen zweiten und dritten Rangs, vorzüglich der humoristischen, dem ganzen ungemeine Lebhaftigkeit und Reichhaltigkeit gibt, daß endlich das Werk als Ganzes auch in seinen einzelnen Partien allen kunstvoll und trefflich abgeschlossen erscheint."

Das *Conversationsblatt* 1827 (Nr. 24) ist eines der ersten, das eine Kritik von Horace Smith' Werken *Tor-Hill* und *Brambletye-House* bringt, und schon in dieser Kritik meldet es, daß von beiden Werken sogar mehrere Übersetzungen angekündigt sind. In dieser Besprechung erfahren wir, daß Scotts Woodstock und Smiths Brambletye-House zu einem lebhaften Streit darüber, welchem von beiden der Vorrang gebühre, geführt hätten. Schon eine solche Möglichkeit mußte natürlich bei dem Publikum das lebhafteste Interesse für einen Schriftsteller hervorrufen, der sich mit seinem Liebling Scott messen konnte. Die Kritik selbst ist im ganzen recht lobend; nur die Neigung, zum Topographen zu werden, findet Tadel. Der Rezensent schließt mit den Worten:

„Die Kraft des Stils und der Zeichnung in dem Werk springt in die Augen; und ist die Sprache zuweilen auch gleich etwas flach, die Beiworte verbraucht, und die Poesie in den Kapitelüberschriften schlecht, so enthält es doch zuviel treffliche Stellen, zu viel schöne Bilder und anziehende Schilderungen, als daß es nicht der Lesewelt zur Freude, dem Verfasser zur Ehre gereichen sollte."

Schon in Nummer 75 des gleichen Jahrgangs kann das *Conversationsblatt* die zwei angekündigten Übersetzungen von *Brambletye-House* besprechen. Aber es scheint, als ob die Übersetzung ins Deutsche es möglich gemacht hätte, etwas strenger und genauer zu kritisieren; denn hier ist

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mancher Tadel ausgesprochen, vor allem aber wird in einer Gegenüberstellung mit Walter Scott doch diesem besonders in der Lebendigkeit der Personenschilderung der Vorrang zugestanden.

In einem ist Smith seinem großen Meister sicherlich gleich, in der überraschenden Fruchtbarkeit. So behandelt das *Conversationsblatt* 1827 (Nr. 251) schon wieder ein neues Buch von ihm: *Reuben Apsley* (1826), dem es unter seinen bisherigen Werken die Palme zuerkennt. Der Kritiker sagt:

„*Reuben Apsley* ist der dritte sittenschildernde Roman aus einer unverkennbar mächtigen Feder. In *Brambletye-House* desselben Verfassers mangelt es bisweilen an Interesse; *Torhill*, hierin tadelfreier, ist geringer in der Charakterschilderung; allein *Reuben Apsley* ist ein in diesen beiden Haupteigenschaften des Romans musterhaftes Kunstwerk, in dem Wahrheit der Charakteristik und eine anziehende Erzählung auf gleiche Weise nachahmenswert hervortreten.“

Auch der *Wegweiser* 1828 (Nr. 27) ist über diesen Roman, den es nach der Verdeutschung von Gustav Sellen bespricht, des Lobes voll. Doch er weist schon auf die Schattenseiten von Smith's Talent hin, namentlich auf „eine wohlgefällige Breite in der Ausmalung, die nicht ohne Ermüdung lasse.“

Einen neuen Roman von Smith: *Zillah* (1828) finden wir im *Conversationsblatt* 1829 (Nr. 24) schon nach einer Verdeutschung besprochen. Der Kritiker scheint nicht sehr erbaut von dem Werk zu sein, denn er tut es mit ein paar kurzen Sätzen ab und findet, daß es mit seinen vielen Abenteuern, Entführungen usw. ins 18. Jahrhundert gehöre und nicht ins 19.

Es ist seltsam, daß wir nun trotz der Beachtung, die man ihm bis jetzt geschenkt, trotz des Übersetzungseifers seinen Werken gegenüber während zehn Jahren nichts von Smith erfahren; und trotzdem scheint man ihn in dieser Zeit nicht vergessen oder seinen Ruhm verkleinert

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

zu haben; denn das nächste, was wir von ihm hören, ist die Besprechung einer Übersetzung seines Romans *Jane Lomax* (1838). Schon die Tatsache, daß das Buch übersetzt wurde, spricht dafür, daß sein Verfasser in Deutschland noch bekannt und beliebt war. Dies wird uns durch die überaus günstige Kritik, die das Werk im *Conversationsblatt* 1839 (Nr. 114) erfährt, noch bestätigt, wo es lobend eine Nachbildung der guten älteren englischen Romane genannt wird. Kurz, doch gleichfalls günstig, spricht sich die *Elegante Welt* 1840 (Nr. 47) über das gleiche Werk aus.

Dagegen beurteilt das *Conversationsblatt* 1842 (Nr. 153) ein von Smith als historischen Roman bezeichnetes Werk *Oliver Cromwell* als historische Arbeit zwar recht gut, hält es aber als Roman für mißlungen. Auch die Besprechung des *Geldmann* (The Moneyed Man, 1841) (deutsch von W. A. Lindau) in der gleichen Zeitschrift 1842 (Nr. 284) ist recht kühl, doch erlaubt der Umstand, daß Lindau, der geschäftstüchtige Übersetzer Scottscher Romane, sich mit diesem Roman beschäftigte, freilich den Schluß, daß er das Buch für zugkräftig hielt; trotzdem ist die Kritik recht mittelmäßig und jedenfalls nicht dazu angetan, das Publikum mit Interesse für das Werk zu erfüllen, wenn auch wohl Smith's alte Anhänger sich durch sie nicht beirren ließen.

Ungeteiltes Lob ertönt dagegen für Smith's späteres Werk *Arthur Arundel* (1844) im *Conversationsblatt* 1845 (Nr. 10); aber danach finden sich nur noch ganz kurze und vereinzelte Erwähnungen des Schriftstellers. So wird im *Conversationsblatt* 1845 (Nr. 35) ein weiteres Werk von Smith *Love and Mesmerism* (1845) angezeigt, ohne daß der Rezensent näher darauf eingeht.

So sehen wir, wie Smith zwei Jahrzehnte hindurch seinen Platz behauptet und fragen uns, wie das geschehen konnte. Seine ersten Erfolge in Deutschland verdankt Smith seiner geschickten Scott-Nachahmung. Durch seine

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

flüchtige Vielschreiberei und das ziemlich bescheidene Niveau, das in seinen Werken herrscht, hat er es sogar dahin gebracht, daß viele ihn über Scott stellten, und daß er bis in die Mitte des Jahrhunderts eine große Anhängerschar besaß, die sich weder durch objektive Kritik noch durch das Auftreten anderer, bedeutenderer Schriftsteller, wie Bulwer, Dickens, Marryat von ihm abtrünnig machen ließ. So begegnet uns hier, wie auch späterhin bei G. P. R. James, die immerhin etwas beschämende Erscheinung, daß ein englischer Schriftsteller von untergeordneter Bedeutung jahrzehntelang nicht nur seine begabteren und wertvolleren Landsleute, sondern auch selbst die deutschen Schriftsteller der Zeit aus dem Felde schlägt.

7. George Payne Rainsford James.

Die Aufnahme der Jamesschen Romane in Deutschland gewährt uns das merkwürdige Bild, daß die Kritik sich fast vom ersten Augenblick an gegen sie ereifert, daß aber, wie die Fülle und rasche Folge der Übersetzungen beweisen und das Interesse, das zwanzig Jahre hindurch ungeschwächt andauerte, die Aufnahme von seiten des Publikums eine ungewöhnlich günstige ist, so daß sich auch die Kritik dadurch gezwungen sieht, immer wieder auf James (1799—1860) zurückzukommen.

Im *Conversationsblatt* 1832 (Nr. 96) begegnet uns zum erstenmal die Besprechung eines anonym erschienenen Werkes von James: *Darnley* (1829), die sich schon an eine Übersetzung anschließt. „Die Anlage und Neigung des Verfassers, ein neuer Walter Scott zu werden," wird rühmend hervorgehoben, doch die Ausführung im einzelnen findet kein Lob, im Gegenteil, es wird die mangelnde Straffheit der Komposition, die Redseligkeit und ungenügende Klarheit und Ruhe getadelt. Trotzdem scheint der Roman vom Publikum sehr günstig auf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

genommen worden zu sein, denn schon in Nummer 218 des gleichen Jahrgangs werden im *Conversationsblatt* zwei weitere Werke von James in deutscher Übersetzung: *Philipp August oder die Waffenbrüder* (Philipp Augustus, 1831) und *De l'Orme* (1830) angezeigt und besprochen; die Beurteilung ist wesentlich günstiger als die des *Darnley*, es werden wenigstens keine groben Fehler gerügt, und anderseits wird die Objektivität der Schilderungen und die Tatsache gelobt, daß die Darstellung bei aller Lebendigkeit nie gemein und üppig oder ekelhaft werde.

Selbst die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1833 (Nr. 19) lobt die *Waffenbrüder*, freilich erst, nachdem sie den Tadel ausgesprochen, der zwar mit ihm sämtliche Nachahmer Scotts treffe, daß James es nicht vermocht, Geschichte und Erzählung organisch zu verschmelzen, sondern es nur zu einem Nebeneinander der beiden Elemente bringe. Doch wir lesen dann:

„Dieser wesentlichen Ausstellung ungeachtet . . . hat der Verfasser, wenn auch kein Kunstwerk, doch immer einen unterhaltenden und angenehmen Roman geliefert. . . . Fehlt seiner Arbeit daher auch die höhere Weihe, welche der Kunst Scotts beiwohnt, so ermangelt sie doch weder eines hohen Interesses, noch einzelner psychologisch befriedigender Situationen, wohlgezeichneter Charaktere und dichterischer Stellen, welche sie unserer Empfehlung würdig machen."

Ein neues Werk von James, *Mary of Burgundy* (1833), wird im *Conversationsblatt* kurz besprochen. Und es heißt da:

„Herr James hat in diesem Roman unstreitig seine bisherigen Leistungen weit übertroffen. Die Spannung dauert bis gegen Ende der Erzählung, die hauptsächlichsten Charaktere sind fleißig und mit dramatischem Geschick behandelt, die Zeitperiode, in der sie sich bewegen, sowie die örtlichen Umgebungen reich am mannigfaltigsten Interesse."

Sehr verschieden von all diesen Lobeserhebungen klingt, was O. L. B. Wolff in seinem Aufsatz *Streifzüge im Gebiet der neuesten ausländischen Literatur* in der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Eleganten Welt 1833 (Nr. 147) über James sagt. Er nennt ihn den fleißigsten im Trosse der Scott-Nachahmer, die aber sämtlich ihrem großen Meister nicht nahekämen. Er hält zwar *Die Erbin von Burgund* für das beste Werk des Verfassers und sagt sogar von manchen Stellen, daß man ihnen die Bewunderung nicht versagen könne, aber er empfiehlt das Buch doch nur den Leserinnen der Leihbibliotheken und keinem Publikum, das größere Anforderungen stellt. Milder ist das Urteil Dr. Nürnbergers, der im *Wegweiser* 1834 (Nr. 41) eine deutsche Übersetzung der *Maria von Burgund* ziemlich lobend nennt.

Kurze Zeit später beurteilt Theodor Hell im *Wegweiser* 1834 (Nr. 46) *Heinrich Masterton* (1832), einen neuen Roman von James, aber trotzdem schon nach einer Verdeutschung. Er hebt die treffliche Charakteristik hervor, tadelt aber die Breite und auch den Übersetzer, der sie dem Publikum nicht ersparte und so dem Vertrieb des an sich schätzbaren Werkes schadete.

Das gleiche Werk, außerdem *Darnley* und *Maria von Burgund*, sämtlich in Übersetzungen, bildet den Gegenstand eines Artikels im *Literaturblatt* 1834 (Nr. 27). Die Hauptausführungen gelten der unerträglichen Breite, die recht ironisch mitgenommen wird. Doch meint der Kritiker, daß der Kern zu guten Romanen wohl vorhanden wäre, aber eben durch diese Breite verdorben werde.

Auch im *Conversationsblatt* 1834 (Nr. 177) wird die übertriebene Breite des *Heinrich Masterton* getadelt, dagegen werden die Charaktere gelungen und die Geschichte anziehend genannt, wenn auch die Eigentümlichkeiten der geschilderten Zeitumstände nicht in die Erscheinung kämen.

Trotz dieser scheinbaren Anerkennung für James' Kunst wird doch in der gleichen Zeitschrift 1834 (Nr. 180) *Maria von Burgund* in die Große Klasse des Leihbibliothekenfutters eingereiht und der Kritiker rügt haupt-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sächlich, daß in diesem Roman alles von außen zusammengetragen und nichts von innen organisch gebildet sei; aber er meint schließlich, im ganzen verrate sich mehr Gutes, als bei den gewöhnlichen Machwerken dieser Art, obwohl das Buch sich deutlich als Nachahmung Walter Scotts kundtue.

Nur wenige Nummern später (214) werden die Leser auf einen neuen Roman von James: *The Life and Adventures of John Marston Hall* (1834) aufmerksam gemacht, ein Werk, in dem die Spannung recht glücklich bis ans Ende erhalten sei. Auf dieses Werk in der Verdeutschung von Lindau kommt Eduard Bönecke im *Wegweiser* 1836 (Nr. 29) noch einmal zurück. Er erwähnt besonders seine Breite, findet sie aber in Anbetracht dessen, daß der Verfasser die Biographie einer ganzen Geschichtsperiode gebe, durchaus berechtigt und fährt fort:

„Der Verfasser ist stark im Charakterzeichnen, nicht nur einzelner Personen, sondern auch ganzer Stände, und einer in vielfache Unruhe und Kämpfe zerspaltenen Zeit. . . Als Meister in der Seelenmalerei gibt er ein Bild des menschlichen Herzens."

Außerdem lobt Bönecke die schöne und wahre Naturbeschreibung und die gute Charakterschilderung in diesem Werk.

Die Anzeige eines weiteren Romans von James, *Der Zigeuner* (The Gypsy, 1835), deutsch von W. A. Lindau im *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 265), enthält sich jeden Werturteils über das Buch, und äußert nur die Bemerkung, daß es ein typisch englischer Roman sei. Bei einer Besprechung des gleichen Werks in der *Eleganten Welt* 1836 (Nr. 4) sagt der Rezensent von den englischen Romanen überhaupt und von den Jamesschen insbesondere, daß die Engländer darin auf jede Individualität verzichtet hätten und ihre Romane wie Waren fabrikmäßig herstellten. Neben diesem Hauptfehler mache sich bei

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

James noch eine gewaltige Breite bemerkbar, die nur durch Überschlagen jeweils der zweiten Seite zu ertragen sei.

Schon in Nummer 170 desselben Jahrgangs bespricht die gleiche Zeitschrift ein neues Werk von James: *Eine unter Tausend* (One in a Thousand, 1835). Der Kritiker findet den Roman zwar mit Fleiß ausgeführt aber durchaus unhistorisch und fährt fort:

„Ich finde an dem Buche nichts Empfehlenswertes. Doch ist das auch unnötig. Die größte Empfehlung liegt jetzt darin, daß der Roman englisch ist. Er wird schon gelesen werden."

Und der Roman ist gelesen worden, sonst wäre es ja unerklärlich warum jedes Produkt aus James' Feder mit äußerster Schnelligkeit übersetzt und in allen Zeitschriften angezeigt und besprochen wurde. Die Kritik freilich arbeitet gegen diese Begeisterung, aber das Publikum läßt sich nicht belehren.

Auch der Kritiker des *Wegweisers*, Leo, teilt die ungünstige Meinung über den Roman: *Eine unter Tausend*, denn er erklärt ihn (1836, Nr. 82) als vollkommen verfehlt trotz einiger Schönheiten im einzelnen, und er bemerkt auch an diesem Werk den Fehler des unharmonischen Nebeneinanders von Geschichte und Erzählung.

Die Reiseabenteuer und Reisenovellen desselben Verfassers, deutsch von W. A. Lindau, charakterisiert C. von Wachsmann im *Wegweiser* 1836 (Nr. 51) als eine „omelette soufflée", d. h. sie seien ganz angenehm zu lesen, aber doch eine sehr leere und oberflächliche Lektüre. Auf etwa das gleiche Ergebnis kommt der Rezensent des *Conversationsblattes*, der 1837 (Nr. 246) von diesem Werk sagt:

„Der Stil ist leicht, fließend, verständig; aber matt, schwach, gewöhnlich. Dieselbe Klage müssen wir über Anschauung und Erfindung führen. — Der Verfasser, ein gebildeter Mann, nötigt uns oft, seiner Reflexion unsere Zustimmung zu geben, aber er besitzt weder Tiefe, noch Originalität, noch Produktionskraft."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gegen Ende der dreißiger Jahre findet die James-Begeisterung ihren Höhepunkt, der sich in der Herstellung einer eleganten Taschenausgabe der Jamesschen Romane äußert. Durch diese Ausgabe veranlaßt, bringt das *Literaturblatt* 1840 (Nr. 128) einen Artikel über James' Tätigkeit als Romanschriftsteller, worin ihm meisterhafte Darstellung und ein besonderes Talent für den Renaissancestil zugesprochen werden, und worin es heißt: „Seine Feder täuscht uns wie der Pinsel des besten Niederländers."

Doch von nun an nimmt die Kritik James gegenüber eine wesentlich andere Stellung ein als bisher. Wohl werden seine Werke, die er mit unverminderter Produktionskraft in überraschender Schnelle weiter hervorbringt, noch regelmäßig besprochen, ja James wird manchmal noch sehr anerkennend genannt, aber das Interesse für ihn ist kein so intensives mehr, die Besprechungen werden kürzer und allgemeiner und nehmen ihn immer weniger ernst.

Gleich zwei neue Werke von James, über den der Kritiker sagt, daß ihm nie ein solches poetisches Phlegma vorgekommen, wie das seinige, finden wir im *Literaturblatt* 1840 (Nr. 37) angezeigt: *Charles Tyrrell* (1839), einer Kriminalgeschichte, „doch ohne die Effekte von Bulwer und Dickens", wird breite Redseligkeit vorgeworfen; das gleiche gilt von einem Erzählungszyklus *Die Leidenschaften*, (A Book of the Passions, 1839) von dem der Rezensent behauptet, daß er nicht die Leidenschaften zeige, sondern höchstens, wie man sie dämpfen und ersticken müsse.

Auch der Kritiker der *Eleganten Welt* 1840 (Nr. 40) rechnet *Die Leidenschaften* zu den schlechtesten Erzeugnissen aus James' Feder und tadelt den Stil als geschraubt, überladen und geziert. Er bringt gleichzeitig einen zweiten Roman von James: *Der Hugenotte* (The Huguenot,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

1839) zur Anzeige und spricht sich über diesen anerkennender aus, wie ja der historische Roman das eigentliche Feld dieses Schriftstellers sei.

Noch im gleichen Jahre wird das Publikum mit einigen weiteren Jamesschen Produkten bekannt gemacht; so im *Literaturblatt* 1840 (Nr. 128) mit einem Roman *Heinrich von Guise* (Henry of Guise, 1839), der als eines der besten Werke des Verfassers bezeichnet wird, und mit einem mehr wissenschaftlich-historischen Buch: *Leben und Zeitalter Ludwigs XIV.* (Life and Times of Louis XIV., 1838).

Am bemerkenswertesten ist in diesen Jahren ein Artikel im *Conversationsblatt* 1841 (Nr. 339/40), der in einer eingehenden Behandlung der Gesamttätigkeit von James als Romanschriftsteller das Wesen seiner Kunst untersucht und den Gründen nachspürt, warum er in Deutschland solche Gunst gewonnen. Der Verfasser dieses Aufsatzes, Friedrich Voigts, tadelt James wegen seiner geschmacklosen Verwendung von Anmerkungen, die oft wie Ironie wirkten, wegen seiner Weitläufigkeit auf jedem Gebiet, besonders aber in der Schilderung von Örtlichkeiten und in der Aufzählung und Entwicklung von Motiven, und wegen seines Ungeschicks in der Anordnung und Durchführung seines Plans. Er deckt James' Unvermögen, das Verhältnis der Geschlechter darzustellen, auf und wirft ihm vor, daß er Leidenschaft nur im schlechten Sinne kenne, und daß er überall Zerfallenheit mit der Welt äußere. Daß James trotz all dieser Mängel soviel Bewunderung, ja Begeisterung zuteil geworden, führt er auf drei Gründe zurück: 1. das Bedürfnis des Publikums nach Neuem, 2. die Ausländerei der Deutschen und 3. James' Verwandtschaft mit Scott. Aber daß gerade diese drei Dinge den Grund zu James' Ruhm gelegt, veranlaßt Voigts dazu, ihm eine nur geringe Dauer zu prophezeien.

Anfang der vierziger Jahre gelangen noch zwei historische Werke von James zur Besprechung. Das eine davon

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

A history of Richard Coeur de Lion (1842—49) wird im *Conversationsblatt* 1842 (Nr. 107) als ganz verfehlt getadelt, weil James die Aufgabe des Historiographen mit der des Novellisten verwechselt habe; dagegen wird dem zweiten Werk: *Frankreich vor der Revolution* in der gleichen Zeitschrift 1842 (Nr. 334) begeistertes Lob zuteil, wenn auch die englische Breite eine kleine Rüge erhält. Gleich die Eingangsworte bezeichnen die Stellung des Kritikers zu James sehr deutlich:

„Die Deutschen mögen noch so sehr schreien über die Übersetzungswut der Deutschen, man freut sich doch immer wieder, wenn man was Übersetztes von James in die Hände bekommt und beklagt, daß so wenig Originalwerke der deutschen Autoren die seinigen erreichen."

Nicht nur ein Verehrer, sondern anscheinend auch ein genauer Kenner von James' Leben hat die Besprechung eines neuen Jamesschen Romans *Agincourt* (1844) im *Conversationsblatt* 1845 (Nr. 85) verfaßt. Seine Bemerkungen stehen im schroffsten Gegensatz zu den angeführten von Voigts. So behauptet er, daß nirgends bei James auch nur ein Funke von Misanthropie durchblicke, was bei James' Lebenserfahrungen um so vewundernswürdiger sei; er lobt besonders die Beschreibung von James' echt weiblich zarten Charakteren, und er geht so gar so weit, die Beschreibungen dieses Buches voll Leben und Feuer zu nennen, lauter Dinge, worin nur die wenigsten Kritiker mit ihm übereinstimmen dürften. Wenn er James aber Talent, Gewandtheit, Kenntnis des herrschenden Lesergeschmackes zuspricht, so sind das Eigenschaften, die ihm allgemein zugestanden werden. Schließlich nennt der Kritiker den Roman *Agincourt* noch ein echt romantisches Gemisch, indem sich wohl Unwahrscheinlichkeiten zeigten, die jedoch nicht tadelnswert seien.

In den Jahren 1847 und 1848 treffen wir im *Conversationsblatt* noch einige Besprechungen neuer Romane von

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

James an, die zwar an diesen anscheinend nicht viel auszusetzen haben, deren leichter und ironischer Ton aber deutlich zeigt, daß James von der ernsten Kritik nun endgültig als Vielschreiber und Leihbibliothekslieferant beurteilt wird. Dahin gehören z. B. die Anzeige des Romans *Russell* (1847) 1847 (Nr. 322), wo wir erfahren, daß die Jamesschen Romane laut Buchhändler-Ausspruch „gutgehende Sachen" seien, oder die einer Erzählung: *The Convict* (1847) 1848 (Nr. 167) und schließlich die Besprechung der *Fälschung* (The Forgery, 1849) 1849 (Nr. 69).

Ein rascher Überblick über die Geschichte der Aufnahme von James in Deutschland ergibt folgendes Bild: In James ist ein neuer Scott-Nachahmer auf den Plan getreten; um diese Erscheinung entwickelt sich sofort ein heftiger Kampf zwischen der ernsten Berufskritik und dem Publikum, der schließlich damit endigt, daß die Kritik verstummt vor der Vorliebe der Menge für James, der sich durch seine nie ermüdende Produktivität ihre vollste Bewunderung erobert hatte und über dessen Ruhm sie eifersüchtig wacht. Seine lange Lebensdauer, das Erscheinen immer neuer Romane aus seiner Feder auf dem Markt machen ihn in der Gunst des Publikums Scott bei weitem überlegen und geben ihm die Möglichkeit, auch noch den Lieblingen der späteren Jahrzehnte, so Bulwer oder Dickens gegenüber seinen Platz erfolgreich und ruhmvoll zu behaupten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

XI. Der orientalische Roman.

1. Thomas Hope.

Ein Buch hat Hope (1770—1831) in Deutschland einen gewissen Ruhm verschafft, aber er war nicht von langer Dauer und beschränkte sich auf dies einzige Werk. Es ist der *Anastasius* (1819). Dies Buch scheint jedoch beim Publikum großen Anklang gefunden zu haben; denn vom Auftauchen der Übersetzung des ersten Teils an (1821) bis zum Erscheinen des letzten 1826, wird regelmäßig über die einzelnen Teile Bericht erstattet. Auch die Stetigkeit, mit der Lindau einen Band nach dem anderen übersetzt, scheint darauf hinzudeuten, daß man begierig nach dem Buche griff, das auch in allen Besprechungen (z. B. *Weimarisches Journal* 1822, Februar, *Jenaische Lit.-Ztg.* 1826 (Nr. 74) als unterhaltend bezeichnet wird. Dagegen könnte die Bemerkung eines Rezensenten in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1829 (Nr. 34), wenn sie tatsächlich richtig ist, eine andere Anschauung rechtfertigen. Denn er sagt bei Ankündigung einer zweiten Auflage des Buches, daß er die Behauptung des Verlags, es handle sich um eine zweite Auflage, für Bluff halte und bedauert den geringen Absatz des Werkes, indem er sagt:

„Denn *Anastasius* ist wirklich ein recht interessantes Buch und Lindaus Meisterschaft im Übertragen auch bei ihm bewährt, so daß die Unternehmung vor zwanzig andern verdient hätte, Eingang beim Publikum zu finden. . . Wir wollen daher das Werk bloß noch einmal bestens empfehlen.“

Mit dieser Erwähnung ist die Beschäftigung mit Hope — soweit wir aus Zeitschriften davon Kunde erhalten —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

an ihr Ende gelangt. Neue Werke des Verfassers tauchen nicht auf, an den alten hat sich die Kritik erschöpft.

Gegenüber diesem Bild von der ersten Aufnahme Hopes in Deutschland und von der kurzen Begeisterung für seine Werke dürfte es ganz interessant sein, ein späteres, durchaus selbständiges Urteil über Hopes *Anastasius* zu hören. Es stammt von Graf Schack, der in seinem Buch *Ein halbes Jahrhundert*, Erinnerungen und Aufzeichnungen Ende April 1839 auf Malta[1] schreibt:

„Zu den Moderomanen darf der *Anastasius* von Thomas Hope, den ich eben mit lebhaftem Interesse lese, nicht gerechnet werden. Er enthält eine höchst geistreiche und farbenprächtige Schilderung des heutigen Orients. Alles lebt darin und bewegt sich vor unsern Augen. Nichts kann mich besser auf meine weite Reise vorbereiten als eine solche Lektüre."

2. James Morier.

James Morier (1780—1849) ist es geglückt, sich mit dem Werke *Hadschi Baba von Ispahan* (The Adventures of Hajji Baba of Ispahan in England, 1824), von dem schon 1827 eine Verdeutschung von W. A. Lindau vorlag, einen bekannten Namen in Deutschland zu erwerben; seine Beliebtheit stieg bald so sehr, daß schon 1829 eine zweite Übersetzung ins Deutsche hervortreten konnte. Nach diesen offenbaren Beweisen der Popularität beginnt auch die Kritik, sich mit Moriers Werken abzugeben. Das Urteil fällt durchweg günstig aus. Schon das *Literaturblatt* 1829 (Nr. 4) lobt das Werk als ein geistreiches, höchst ergötzliches Diorama englischer und persischer Sitten und hebt als bei einem englischen Roman besonders bemerkenswert die Mäßigung, die der Verfasser sich trotz der verführerischen Fülle des Stoffes auferlegt hat,

[1] II, S. 174.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

hervor. Die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1829 (Ergänzungsblätter 87) sagt von dem Roman:

„Ein des Landes und der Sitten kundiger, geistreicher Engländer lehrt uns durch die sinnreich zusammengestellten Abenteuer eines asiatischen Gil Blas, Persien besser kennen, als es vielleicht durch eine gründliche und gelehrte Reisebeschreibung des Verfassers hätte geschehen können."

Bei der günstigen Aufnahme seines Erstlingswerkes kann es uns nicht verwundern, daß Moriers folgender Roman *Zohrab the Hostage* (1832) in Deutschland schon bei seinem Erscheinen in England angezeigt wird. Im *Magazin* 1832 (Nr. 119) lesen wir bei dieser Gelegenheit:

„Hadschis Gesellschaft wurde von allen Ständen gesucht und alles, was Geschmack hatte oder zu haben glaubte, sah mit Ungeduld einem neuen Werk des Herrn Morier entgegen. ... Dies Werk ist endlich da und alles, was uns zu tun bleibt, ist, zu lesen und uns an der Lektüre zu ergötzen. — *Zohrab* ist in jeder Hinsicht seines Vorgängers würdig. Der Verfasser hat auf eine sehr glückliche und sinnreiche Weise historische Wahrheit und Dichtung miteinander verbunden."

Der Artikel stammt anscheinend aus einer englischen Zeitschrift, da es wohl unmöglich war, sich das Buch in Deutschland so schnell zu beschaffen; zum Überfluß werden schließlich dem ungeduldigen Publikum noch einige Proben aus dem neuen Roman vorgesetzt.

Noch im gleichen Jahre erscheint die Übersetzung *Zohrab der Geißel*, die dem *Literaturblatt* 1833 (Nr. 26) den Anlaß zu folgenden Bemerkungen gibt:

„Die Anlage ist einfach genug, um den Schilderungen persischer Sitte und Denkungsweise noch einen ansehnlichen Raum zu lassen. Vortrefflich gezeichnete Nebenpersonen geben dem Ganzen ein höchst charakteristisches Gepräge."

Nun läßt die Zeitschrift eine ausführliche Inhaltsangabe folgen und weist dann darauf hin, wie doch gerade diese Art des Romans, die Schilderung fremder Sitten und Länder, in Deutschland weit hinter England und Frankreich zurückbleibe. Dieser Umstand ist bemerkenswert,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

denn wir dürfen wohl in ihm zum größten Teil die Erklärung für die fast begeisterte Aufnahme der Morierschen Werke in Deutschland suchen, von der uns auch das *Conversationsblatt* 1833 (Nr. 181) berichtet.

„Morier", heißt es da, „bereits durch seinen *Hadschi Baba* unter die Lieblinge der Romanleser eingereiht, hat sich durch seine neueste Dichtung noch entschiedener in der Gunst des Publikums festgesetzt .... nirgends stößt man auf trockene historische Exkurse wie bei Walter Scott, und ohne mit den Dornen der Lektüre jenes Autors zu kämpfen zu haben, genießt man doch zugleich das bei Scott gewohnte behagliche Gefühl, sich auf einem bestimmten und sichern Boden der Verhältnisse zu befinden."

Der Kritiker macht uns aber auch mit den Grenzen und Schattenseiten der Morierschen Kunst bekannt; er sagt weiterhin:

„Eine bunte Mannigfaltigkeit in glänzender und unterhaltender Weise zu entwickeln, darin scheint Morier stärker als in Entfaltung tiefer poetischer Motive, die man bei ihm nicht findet. Einen Dichter im höheren Sinn des Wortes möchten wir ihn kaum nennen, da er zu wenig die innere Natur der Erscheinungen zu berühren versteht; aber er ist ein gewandter äußerer Darsteller, mit lebhafter Anschauung und Phantasie begabt, der alle Achtung verdient."

Auch der nächste Roman Moriers, *Ayesha, the Maid of Kars* (1834), wird, nachdem er kaum veröffentlicht, dem deutschen Leser sofort angezeigt. Das *Conversationsblatt* 1834 (Nr. 218) sagt darüber, daß der Verfasser dadurch, daß er dieses Mal einen Europäer zum Helden genommen, das Anziehende seiner Schilderungen wesentlich gehoben habe, so daß leicht die *Ayesha* noch günstigere Aufnahme finden könnte als ihre Vorgänger. Zwar ist der Rezensent der Übersetzung dieses Romans in der gleichen Zeitschrift 1836 (Nr. 44) nicht ganz so günstiger Meinung und der *Hadschi Baba* erscheint ihm wesentlich besser, doch er sagt zum Schluß:

„Übrigens fehlt es dem Buch so wenig an eigentümlichen Charakteren und interessanten Situationen, daß es neben der Masse fader und gefährlicher Romanspeise, die täglich neu aufgetischt

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

wird, als eine gesunde und nahrhafte Kost bestens zu empfehlen ist.“

Noch ablehnender spricht sich ein Kritiker im *Literaturblatt* 1836 (Nr. 15) über die *Ayesha* aus, von der er sagt, daß nur Moriers Talent, orientalische Sitten zu malen, die Unwahrscheinlichkeiten des Romans erträglich mache, und man müsse staunen, daß ein Mann, der sich so gut auf die Wahrheit des Kostüms verstehe, so durchaus alle Wahrheit in den Begebenheiten und Handlungen beiseite setzen könne.

Aber diese Stimmen verlieren an Bedeutung angesichts der im allgemeinen so begeisterten Aufnahme, als deren Vertreter sich C. von Wachsmann im *Wegweiser* 1836 (Nr. 31) erweist. Er sagt:

„Wer Morier aus seiner Geschichte *Hadschi Babas*, *Zohrab* usw. kennen gelernt hat, wird im voraus wissen, daß ihm in dieser *Ayesha* nur Ausgezeichnetes geboten werden könne. Wir wüßten in der Tat wenige in letzter Zeit erschienene Romane zu nennen, die wert wären, diesem an die Seite gesetzt zu werden. Wir stellen ihn unbedenklich an die Seite der besten Novellen Bulwers und weit über die der Lady Morgan. ... Alles, was man von einem guten Romane fordern kann, ist hier vereinigt. Der Gang der Handlung ist klar und einfach; obwohl die Einfachheit nicht so groß ist, um der Lebendigkeit der vorgeführten Szenen Eintrag zu tun. Die Zeichnung der Charaktere ist vortrefflich und mit so geübtem als festem Griffel gemacht.“

Sogar die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1838 (Ergänzungsblätter 40) findet ein paar lobende Worte für die *Ayesha*. Wir lesen da:

„Die Szenerie sowohl wie die Sittenschilderung ist einem trefflich gemalten Bildnisse zu vergleichen, für dessen Ähnlichkeit man einstehen möchte, wenngleich das Original einem fremd ist.“

Noch deutlicher als all diese lobenden Besprechungen der Morierschen Werke, zeugt die Tatsache für die immer noch wachsende Popularität des Schriftstellers, daß am Ende der dreißiger Jahre eine Gesamtausgabe seiner Werke in Deutschland erscheint. Doch ist mit diesem

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Höhepunkt auch zugleich ein Wendepunkt erreicht. Das Interesse an Morier flaut ab. Das erkennen wir schon deutlich genug an der überaus kühlen Aufnahme eines weiteren Romans von Morier, *Abel Allnutt* (1837), der, obwohl er auch ins Deutsche übersetzt wurde, fast von allen Zeitschriften übergangen wird oder, wo dies gerade nicht der Fall ist, doch nur eine sehr ungünstige Beurteilung findet. So lesen wir z. B. im *Conversationsblatt* 1838 (Nr. 49) über dieses Werk:

„Ungeachtet der mehrfach zutage gelegten Prätensionen des Verfassers muß Referent doch offenherzig bekennen, den *Abel Allnutt* größtenteils langweilig gefunden zu haben. ... Das Buch wimmelt von moralischen Gemeinplätzen und nach dem allem wären sehr leicht die ungünstigsten Schlüsse auf den Bildungsstand des überseeischen Lesepublikums zu machen. ... Im dritten Teil endlich zeigt sich Leben und Bewegung in den Gestalten."

So hat auch Morier die schwankende Gunst der Lesewelt an sich erfahren und die wenigen Jahre höchster Beliebtheit durch dauernde Nichtbeachtung für den Rest seines Lebens gebüßt.

3. Richard Robert Madden.

In Madden (1798—1886) lernen wir einen Schriftsteller kennen, dessen Name nur während einer kurzen Zeit in Deutschland genannt wird; es ist nur ein einziges Werk von ihm, das Aufsehen erregte, und zwar von vornherein ein so lebhaftes, daß eine Verdeutschung lohnend erschien. Dieses Buch ist der *Muselmann* (The Musulman, 1830) und es wird in seiner Verdeutschung von v. Alvensleben in einer Reihe von kritischen Zeitschriften besprochen. Doch damit ist auch Madden und sein Ruhm für Deutschland abgetan. Die Besprechungen sind sich darüber einig, daß Madden ein geschickter Schilderer von Gegenden und Eigentümlichkeiten fremder Völker ist; aber über seine künstlerische Tätigkeit und über den Wert des Buches als

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ganzes gehen die Meinungen auseinander. Der Kritiker der *Eleganten Welt* 1834 (Nr. 94) sagt:

„Wir haben wenig Romane, welche sich so ganz und gar inmitten ihres echten Terrains herum bewegen — es ist alles muselmännisch in diesem Buch — ich muß das Buch um und um loben, obwohl ich überzeugt bin, daß es vielen Lesern nicht gefallen wird.“

Anders spricht sich ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1834 (Nr. 159) über dieses Buch aus. Zwar gibt er zu, daß es sich von ähnlichen aus deutschen Federn sehr zu seinem Vorteil unterscheide, aber er fährt fort:

„Der Verfasser hat über der Masse der Einzelheiten das ganze, den Zusammenhang vergessen. Dadurch wird zwar allerdings eine gewisse Ähnlichkeit der Abbildungen mit dem Urbilde erzielt, aber eine tote, geistlose, fast gespensterartige, wie man sie etwa in sorgfältig gearbeiteten Wachsfiguren sieht. Es geht hieraus hervor, daß dem Verfasser jene tiefere Anschauungsweise abgeht, welche allein befähigt in die Besonderheit eines Volkscharakters einzudringen. . . . Obgleich daher Verstand und Gelehrsamkeit dem Verfasser zugestanden werden müssen, so fehlt es ihm doch, wie wir gesehen haben, an allen tieferen Eigenschaften, welche den wahren Dichter charakterisieren und namentlich an jener in das Wesen der Dinge eindringenden Phantasie, welche jede Einzelheit als ein Symbol des Ganzen, als ein wahrhaft charakteristisches Moment desselben zu bezeichnen weiß und, statt verschwenderisch mit nichtssagenden Partikularitäten zu sein, wenige wahrhaft bezeichnende Züge mit richtigem scharfem Blick heraushebt.“

Diese Ansicht scheint von einem großen Teil des Publikums geteilt worden zu sein, weil der Name Maddens nicht wieder auftaucht und in vollkommene Vergessenheit versinkt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

XII. Edward Bulwer.

Bulwer (1803—1873) ist in Deutschland erst als Verfasser seiner Gesellschaftsromane bekannt geworden. Das Verdienst, das deutsche Publikum auf ihn hingewiesen zu haben, ist den Übersetzern zuzuerkennen, keineswegs den Zeitschriften; denn eine Übersetzung von C. Richard, der auch später noch viel von Bulwer übersetzte, war es, die Bulwers Ruhm in Deutschland begründete, und nur an diese Übersetzungen schließen sich die ersten Besprechungen in deutschen Zeitschriften an, nicht an die englischen Originale. Es ist auch ganz begreiflich, daß die deutschen Zeitschriften ihn nicht beachteten, denn die Verhältnisse lagen ja ganz anders als z. B. beim ersten Auftreten Scotts als Romanschriftsteller: Bulwer war zunächst nur einer unter vielen, denn der Gesellschaftsroman wurde schon seit einiger Zeit mit Vorliebe in England gepflegt, und erst eine genaue Kenntnis konnte mit der Zeit lehren, ob er sich über sie hinausheben würde.

Da übersetzte C. Richard 1829 den Roman *Pelham* (1828) und dies gab das Zeichen zur eingehenderen Beschäftigung mit dessen Verfasser, zumal da er einige Jahre lang anonym blieb. Schon 1829 lesen wir im *Wegweiser* (Nr. 24 und 25):

„Wir wagen es zu sagen, daß *Pelham* die meisten Romane dieser Art übertrifft, wenn man auch seiner inneren Beschaffenheit wegen Anstand nehmen muß, ihm den Namen eines Kunstwerks zu erteilen. Der Erzählung fehlt zwar die eigentlich kunstvolle Intrigue und Verkettung, aber sie fesselt den Leser und zieht ihn immer mehr an durch eine außerordentliche Frische der Darstellung, eine sehr lebendige Auffassung und einen unversiegbaren Witz, sowie durch den Umstand, daß die höchste Wahrheit in den Schilderungen der großen Welt obwaltet, und daß mehrere nach dem Leben gezeichnete wirkliche Personen Hauptrollen darin spielen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Und es ist nicht bloß eine einfache Erzählung, die wir erhalten: geistreiche und interessante Bemerkungen über Leben, Philosophie und Literatur, pikante Gespräche über diese Gegenstände, unterbrechen den Gang der Geschichte, indem sie dem reiferen Nachdenken erwünschten Stoff geben. Die Zeichnung der Charaktere ist scharf und bestimmt, die Darstellung der Begebenheiten kunstvoll, oft komisch, oft entsetzend und gemütliche Anklänge sind nicht selten."

Ganz ähnlich lautet das Urteil über *Pelham* im *Conversationsblatt* 1829 (Nr. 184), nur daß es hier der Rezensent noch stärker betont, daß wir es wohl mit einer gewandten Schriftstellerleistung, „einem Buch, welches das Aufsehen, das es erregt, verdient," nicht aber mit einem wirklichen Kunstwerk zu tun haben; er sagt:

„Eigentliche Helden und Heldinnen, sogenannte Ideale hat das Buch nicht aufzuweisen, und der Gang der Geschichte ist wenig verwickelt, was auch bei einem Werke nicht nötig ist, das nicht durch romantische Erfindungen die Phantasie ergreifen, durch Bilder reizender Gestalten das Gefühl rühren, sondern einen Spiegel vorhalten und zum Nachdenken und Prüfen auffordern will."

Der nächste Roman, der in Deutschland bekannt wird, ist *Devereux* (1829); im *Conversationsblatt* 1829 (Nr. 204) wird das englische Original besprochen. Wir sehen also schon hier, nach wenigen Wochen, wie starkes Aufsehen *Pelham* in Deutschland erregt hat, und wie beliebt er beim Publikum geworden war, daß man es schon für notwendig erachtete, den neuen Roman seines Verfassers beim ersten Erscheinen in England anzukündigen. Diese Kritik ist auch schon viel weniger zurückhaltend, viel bestimmter in ihrem Lob. Es heißt darin:

„Der Roman wird den wohlverdienten Ruhm des Verfassers um Vieles vermehren und steigern, da dies neue Erzeugnis seiner fruchtbaren Muse den Stempel echter Genialität sichtbar auf der Stirn trägt. Wir können also mit vollem Rechte und gutem Gewissen den Roman als einen der ausgezeichnetsten empfehlen und müssen dem Verfasser der Waverley-Novellen zurufen, sich zusammen zu nehmen, wenn er nicht bald von dem gefährlichen Nebenbuhler aus dem Sattel der Volksgunst gehoben sein will."

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Diese letzte Bemerkung zeigt uns deutlicher, als irgend etwas anderes es könnte, wie stark Bulwers Beliebtheit in Deutschland im Wachsen war.

Die Aufnahme des *Verstoßenen* (The Disowned, 1829) in einer Übersetzung von C. Richard war ebenso günstig[1]. Die *Jenaische Lit.-Ztg.* betont besonders Bulwers Feingefühl bei der Schilderung von an sich Abstoßendem, ein Lob, auf welches sie bei Besprechung des *Paul Clifford* (1830) 1831 (Nr. 130) (deutsch von C. Richard) zurückkommt und hinzusetzt:

„Wer zugleich so wahr und kräftig, und wieder so keusch und im schönsten Sinne anständig zu sein vermag, ist schon dadurch zum Meister gestempelt."

In dieser Zeit war der Ruhm Bulwers schon so allgemein geworden, daß sein unermüdlicher Übersetzer Richard es wagen konnte, dem deutschen Publikum Bulwers Erstlingsroman *Falkland* (1827) darzubieten. Welchen Erfolg er damit erreichte, mögen folgende Sätze aus einer Rezension der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1831 (Nr. 130) bezeugen:

„Bedürfte es eines Beweises, daß für den ausgezeichneten Kopf der Stoff bei einer Komposition nicht die Hauptsache ist, obiger Roman gäbe ihn."

Dann wird er verglichen mit den späteren Werken des Verfassers:

„An Erfindung, Gruppierung, Heiterkeit und Laune hat der Verfasser gewonnen; an Größe und Zartheit der Behandlung weicht dieses sein frühestes Werk keinem der späteren."

Im schroffen Gegensatz zu all diesen mehr oder minder lobenden Stimmen steht das Urteil eines Rezensenten in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1831 (Ergänzungsblätter 10). Ihm ist das Psychologisiseren, das Auflösen bis in die kleinsten Teile von Herzen zuwider, aber auch mit den Resultaten all dieser Grübeleien ist er nicht einverstanden,

[1] cf. *Conversationsblatt* 1829, S. 273.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und er hat nur den einen inständigen Wunsch, daß Deutschland davor bewahrt bleibe, zu solchen Ansichten bekehrt zu werden. Der Roman selbst ist ihm gerade wegen dieser Zergliederung bis ins Kleinste zu langweilig, als daß er ihn loben oder empfehlen könnte. Auf demselben Standpunkt steht ein anderer Kritiker, der in der gleichen Nummer den *Verstoßenen* bespricht. Ihn bringt die Breite, besonders „die meilenlangen Charakterzeichnungen“ zur Verzweiflung; zwar läßt er wenigstens Schönheiten im einzelnen gelten, aber im ganzen ist er der Meinung, „daß es nur den Lesern der großen Spaltenzeitungen jenseits des Kanals behaglich sein kann, so vier Bände durch sich mit dem mageren Stoff durchzutreiben“.

Nicht viel günstiger ist eine Besprechung des *Paul Clifford* im *Conversationsblatt* 1831 (Nr. 16), in der wir zum erstenmal erfahren, daß Bulwer der Verfasser all dieser Romane ist. Der Kritiker schreibt:

„Die obsiegende Meisterschaft Englands im sittenmalenden und politischen Roman ist ziemlich allgemein anerkannt. Mit dieser allgemeinen Anerkennung verbindet sich zugleich der ebenso allgemeine Vorwurf der Geschmacklosigkeit in einzelnen Bildern und der Vorliebe für Szenen des niedrigen Lebens, ein Vorwurf, von dem selbst der Meister der Gattung, Scott, nicht frei ist. Ein anderer, der der Breite, ist seit Richardsons *Clarissa* ein durchgehender Zug des englischen Romans, der seinen letzten Grund im Nationalcharakter selbst hat. . . . An all diesen Vorzügen und Nachteilen nimmt auch *Paul Clifford*, als ein Nationalwerk, seinen gebührenden Anteil.“

Dagegen steht eine Rezension des *Pelham* und *Clifford* im *Literaturblatt* 1831 (Nr. 54) ganz im Banne von Bulwers Kunst. Bulwer wird darin als ein Smollet verwandter Dichter bezeichnet.

„Doch wir bemerken bei Bulwer noch feinere Züge teils politischer Ironie, teils das Gemüt ergreifender Poesie. Er ist nicht nur unendlich geistreicher als Walter Scott, was doch allzuwenig sagen würde, er steht überhaupt außer aller Vergleichung mit diesem wasserspeienden Walfisch der Nordsee, er ist ein Feuergeist und

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

erinnert an eine frühere, bessere Periode der englischen Literatur, die ihren geistreichen Einfluß ohne Zweifel weit über die heutige Sündflut hinaus erstrecken wird."

Wir müssen staunen, kaum zwei Jahre ist Bulwer in Deutschland bekannt, und schon ist es ihm gelungen, „den großen Unbekannten" aus dem Feld zu schlagen!

Es ist offenbar derselbe Kritiker, der im *Literaturblatt* 1832 (Nr. 34) in einem Artikel über Bulwersche Romane — alle in Richardscher Übersetzung — sagt:

„Ich habe schon früher diesen Bulwer den bedeutendsten englischen Romandichter genannt und wiederhole dies in bezug auf seine neuesten Romane. Er vereinigt die ältere und die neuere Romanschule Englands, den Geist Walter Scotts und Fieldings. Er schildert das Leben seiner Landsleute mit den treuesten historischen Farben, aber zugleich mit einer Feinheit des Geistes, mit einer Humanität, mit einem Adel des Humors, welchen Walter Scott nie erreicht hat. Sollten seine Romane kein so großes Publikum erhalten, wie die von Scott, so erhalten sie doch gewiß das gewählteste Publikum. Jeder feinere Geist, der sich von der allgemeinen Langweiligkeit und nicht selten auch von der unfreien Gesinnung Scotts aufs Widerlichste abgestoßen fühlt, wird umgekehrt durch Bulwers immer bezaubernde, immer geistreiche Sprache und seine keusche Gesinnung, die jede politische oder sittliche Gemeinheit verbannt, sympathetisch angezogen."

In der nun folgenden Behandlung der einzelnen Werke werden *Falkland* und *Eugene Aram* (1832) als die besten genannt. Im *Falkland* lobt der Rezensent ganz besonders den Charakter der Emilie:

„Er ist mit Meisterhand gezeichnet. Hierin sucht Bulwer, hierin suchen überhaupt die Engländer ihresgleichen."

In *Eugene Aram* wird zwar der Charakter des Helden etwas angezweifelt, anderseits aber wird der Roman sehr hoch gestellt. Der Rezensent betont vor allem die meisterhafte Schilderung des ländlichen Stillebens, das den Hintergrund des Romans bildet. Er sagt:

„Bulwer hat die feinsten Züge der mütterlichen Natur belauscht, wie die tiefsten Stimmungen der Menschenseele. Auch sein einfachstes Gemälde überrascht durch die schöne Wahrheit."

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Das Vollendetste, was wir vom Verfasser besitzen", so nennt den *Eugene Aram* schon das *Conversationsblatt* 1832 (Nr. 89), das diesen Roman schon im Original ankündigte, aber auch gleichzeitig auf die bevorstehende Übersetzung von Richard hinwies. Diese günstige Meinung von *Eugene Aram* kehrt in allen Besprechungen des Buches[1] wieder, und sie veranlaßt schon bald eine zweite Übersetzung (von Bärmann), die einen Rezensenten (*Wegweiser* 1833, Nr. 104) so sehr begeistert, daß er bei einem Vergleich der Bulwerschen Frauengestalten mit denen von Goethe den ersteren den Vorzug gibt; „denn sie haben den Adel des Gefühls und daher auch die höhere Liebenswürdigkeit vor jenen voraus."

Wir dürfen auf Grund dieser Tatsache schon auf eine starke Verbreitung der Bulwerschen Romane schließen; aber wir erhalten ein noch ganz anderes Bild von der Bedeutung Bulwers für Deutschland, wenn wir F. G. Kühne im *Conversationsblatt* 1833 (Nr. 45 und 46) erzählen hören, er habe es auch in Deutschland in mehr als einer Stadt erlebt, daß sich die Modejünglinge bis auf die kleinste Kleinigkeit nach dem Muster des *Pelham* gekleidet und benommen hätten.

Dem Umstand, daß Bulwer, der Hauptsprecher der Demokraten, in Deutschland zu so starkem Einfluß gelangt ist, legt der Rezensent der *Eleganten Welt* eine große Bedeutung bei, und er untersucht (1833, Nr. 228) die Gründe dieser allgemeinen Anerkennung. Er charakterisiert zunächst die englischen Schriftsteller im allgemeinen. Er findet, daß ihnen jener unbewußte Zauber fehle, wie ihn z. B. die Deutschen besitzen und er fährt fort:

„Sie schämen sich fast alles Dichterischen, entschuldigen es und den Zauber, und ergreifen begierig die Gelegenheit, um etwas

---

[1] Vgl. *Jenaische Lit.-Ztg.* 1833, Nr. 99; *Elegante Welt* 1833, Nr. 228; *Wegweiser* 1833, Nr. 104.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

als nicht erfunden, sondern als wirklich geschehen hinzustellen, denn sie haben Respekt vor der Wirklichkeit."

All diese Vorwürfe macht der Rezensent auch Bulwer und überdies tadelt er, daß Bulwers Stoffe niemals neu seien, und daß er die erhabensten Momente durch umfassendes und überschwängliches Zitieren zerstöre. Zum Schluß sagt der Verfasser, zur leisen Beschämung des deutschen Publikums:

„Und daß wir eine Summe ziehen: Die Form der englischen historischen Romane, welche so unumschränkten Eingang bei uns finden, ist keineswegs künstlerisch schön; sie ist sogar voll Mängel, träg, ohne höhere Schönheit. Aber die Romanschriftsteller sind höchst geistreich, höchst erfahren, sie verstehen es meisterhaft, eine Menge Interessen klar, anschaulich darzulegen, sie verstehen es, gesunde Menschen rücksichtslos handeln zu lassen, und so behandeln sie mit einer gewissen freistaatlichen Kühnheit eine solche Menge interessanten Stoff, daß alle unsere Tätigkeiten beschäftigt werden. Unterliegt nun auch Bulwer fast all jenen Vorwürfen, so hebt er sich doch durch glänzende Vorzüge aus der Masse. Wenn auch ohne Glanz und Zauber, so ist doch seine Darstellung glatt und leicht, es spielt die feinste Weisheit um alles."

So sehen wir, wie die Kritik, wie schon gleich zu Anfang, immer wieder dies eine gegen Bulwer ins Feld führt, daß er zwar ein erfahrener und gewandter Schriftsteller sei, aber kein Künstler — wenigstens nicht in deutschem Sinn. Dies hindert es jedoch nicht, daß das Publikum mit Begierde nach jedem neuen Werke greift, das Bulwers Namen trägt.

Daß wirklich der Name Bulwer ein gut Teil der Anziehungskräfte dieser Romane ausmacht, zeigt sich uns deutlich an der Aufnahme des Romans *Godolphin*, der anonym erschien. Er ist ja wohl eines der schlechteren Produkte Bulwers, aber mit dessen Namen hätte er gewiß zum mindesten ein lebhaftes Für und Wider hervorgerufen; so aber finden wir nur eine Erwähnung des Originals im *Conversationsblatt* 1833 (Nr. 252), wo das Buch sehr absprechend beurteilt wird, obwohl der Rezensent

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

im Verfasser „einen offenbar mit lebendiger Phantasie und gewandter Darstellung begabten Schriftsteller“ erkennt, der bedauerlicherweise seine Kraft nur auf das Bizarre verwendet habe. Wohl erscheint auch 1834 eine Übersetzung von Lax, aber auch diese wird, mit Ausnahme von ganz flüchtigen Bemerkungen[1], nicht beachtet.

Regere Aufmerksamkeit erweckt Bulwers *England und die Engländer* (England and the English, 1833). Schon 1833 (Nr. 252) sagt das *Conversationsblatt* vom Original, es sei vortrefflich geschildert und mit echter Menschenkenntnis und Menschenfreundlichkeit geschrieben. Die gleiche Zeitschrift (1834, Nr. 85) bespricht das Buch bei Gelegenheit der Übersetzung von Lax noch einmal und gelangt zu dem Ergebnis, daß das Buch unter allen verwandten Erscheinungen der Zeit unerreicht dastehe. Die *Jenaische Lit.-Ztg.* denkt darin schon etwas anders. Wir finden sie ja überhaupt als Vertreterin der gründlicheren Kritik Bulwer gegenüber; da darf es uns nicht wundern, wenn wir 1834 (Nr. 111/112) über Bulwers Werk lesen:

„Erschöpfendes, Gründliches, Genügendes darf man nicht erwarten, da dasselbe nur für belletristische Damen und Leser aus der eleganten Welt bestimmt zu sein scheint. Aber diese sehr zahlreiche Klasse wird hier sehr zusagenden Stoff und mannigfaltige Unterhaltung finden[2].“

Wie weit die blinde Verehrung für Bulwer und alles, was seinen Namen trägt, geht, zeigt die Erscheinung, daß ein Buch von Bulwers Bruder Henry *Frankreich und die Franzosen* schleunigst übersetzt und von vielen deutschen Zeitschriften ganz selbstverständlich als von ihm herrührend angesehen und besprochen wird. Eine Bemerkung im *Magazin* 1834 (Nr. 183): „Es ist dies, man sieht,

---

[1] Vgl. *Conversationsblatt* 1834, Nr. 291 und *Jenaische Lit.-Ztg.* 1834, Nr. 171.

[2] Kurze Erwähnungen auch *Magazin* 1833, Nr. 97 und *Literaturblatt* 1834, Nr. 1.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ein Seitenstück zu seinem *England und die Engländer*", zeigt z. B. diesen Irrtum, den das *Literaturblatt* offensichtlich teilt, wenn es (1835, Nr. 23) eine Rezension dieses Buches mit der Bemerkung schließt:

„von der französischen Liebhaberei am Gräßlichen sprechend, scheint Bulwer beinahe zu vergessen, wie sehr er selbst als Verfasser gräßlicher Mordgeschichten, diesen Geschmack teilt."

Das nächste Werk, das von Bulwer bekannt wird, ist *The Pilgrims of the Rhine* (1834); um das ungeduldige Publikum schneller darüber zu unterrichten, bringt das *Magazin* (1834, Nr. 34) kurz nach Erscheinen des Originals einen Aufsatz darüber, anscheinend aus dem Athenaeum, dessen Verfasser Bulwer das höchste Lob spendet, sagt er doch sogar einmal von einer Szene kurz vor dem Tode der Heldin:

„Das ist echter Genius; . . . es ist uns nie ein rührenderes und treueres Gemälde des höchsten Leidens vorgekommen."

Auch die eingeschobenen Novellen erregen seine Bewunderung, z. B. die eine *Meister Fuchs als Freier* nennt er ausnehmend schön und dramatisch. In dieser Rezension findet sich zum erstenmal ein Hinweis auf Bulwers Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und Affektation, Vorwürfe, die ihm später recht häufig gemacht werden.

Anschließend an die deutsche Übersetzung dieses Buches von Louis Lax: *Die Pilgrime am Rhein* bringt das *Conversationsblatt* 1834 (Nr. 233) einen längeren Aufsatz über Bulwer und sein neuestes Werk. Der Rezensent geht aus von der Beobachtung, daß dieses Buch allgemein als Bulwers bestes Werk betrachtet wird, und daß es so charakteristisch für Bulwers Anschauungsweise sei, daß eine genaue Zergliederung am Platze scheine. Gegen die allgemeine Schätzung wendet er sich und deckt manches Tadelnswerte auf. So sagt er, daß Bulwer es nicht verstehe, den an sich anspruchslosen Stoff interessant zu machen, auch sei es ihm nicht gegeben, „die Geschichte

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

des Herzens in Worte zu kleiden", d. h. er sei kein Dichter. Dann wirft er Bulwer seinen krankhaften Geschmack vor, der nur das Angekränkelte schön finde, weil er das Robust-Gesunde mit dem Wahrhaft-Schönen verwechsle. Bulwers Schriften charakterisiert er folgendermaßen:

„Peinliche Verwicklungen, erkünstelte und unerfreuliche Situationen, abschreckende oder doch ungenügende Lösungen bilden hauptsächlich den Inhalt derselben; keine frische tüchtige Leidenschaft, kein anmutiger, unbefangener Scherz erfreuen den Leser, und jenes jugendliche Feuer, welches der wahre Dichter meist noch im Greisenalter sich bewahrt, hat sich niemals in den Werken unseres Verfassers ausgesprochen."

Weiter tadelt der Rezensent besonders noch zwei Züge: die Geringschätzung der Frauen und den Mangel an Verständnis für andersartige Gefühlsäußerungen als seine eigenen. In den *Pilgern am Rhein* hat weder die Gesamthandlung noch die eingeflochtenen Erzählungen den Beifall des Kritikers und er betont scharf, daß Bulwer vom deutschen poetischen Märchengeist, den er da hatte veranschaulichen wollen, nichts erfaßt habe. Auch die Zeichnung der Charaktere erscheint ihm mangelhaft, denn jede einzelne Gestalt besitze nur eine Eigenschaft; neben all diesen Mängeln rügt der Kritiker noch die beschränkten religiösen Ansichten des Autors und sagt zum Schluß:

„Blicken wir auf das Gesagte zurück, so findet sich, daß Herr Bulwer auch in dieser Arbeit, wie in allen früheren zwar Verstand und Gewandtheit des Geistes zeigt, aber nicht jenen tieferen Sinn, welcher den wahren Dichter charakterisiert. Er hat allerdings das Talent, einzelne Züge aus dem Leben aufzugreifen und mit Schärfe darzustellen, aber er stellt sie vereinzelt und schroff hin, ohne die Mannigfaltigkeit, welche eine reiche, wahrhaft fruchtbare Einbildungskraft auch in das Unbedeutendste hineinzubilden weiß. Alles, was er uns bietet, hat daher etwas Trockenes, abstrakt Verständiges, Gespreiztes, und wir erhalten nur dann Erfreuliches von ihm, wenn er zufällig ein Thema wählt, zu dessen Behandlung Verstand und gute Einfälle ausreichen."

Ein Gegengewicht zu der eben erwähnten Kritik bildet die der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1834 (Nr. 136), die sich,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

abgesehen von ganz unbedeutenden Aussetzungen, sehr anerkennend über dieses Werk ausspricht, „das eine frische Blüte im rühmlich erworbenen Kranz des Verfassers sein werde.“

Zwischen beiden Ansichten steht die, die ein Kritiker in der *Eleganten Welt* 1834 (Nr. 132) äußert, der das Werk zwar recht günstig beurteilt, aber doch zu dem Schlußergebnis gelangt, daß sich darin zwar poetische Fähigkeiten äußerten, aber keine Poesie.

Gegenüber dieser eifrigen Tätigkeit der Kritiker, Bulwer abzuurteilen, muß es uns fast komisch berühren, wenn wir aus einer Notiz im *Wegweiser* 1834 (Nr. 60) erfahren, daß es nicht weniger als drei verschiedene Übersetzungen der Pilger gibt, ein Zeugnis, wie standhaft das große Publikum zu seinem Liebling hielt, und wie die klarsten Ausführungen über Bulwers Fehler wirkungslos blieben.

Nur geringe Zeit nach den *Pilgern* erschien *The Last Days of Pompeii* (1834). Das *Magazin* 1834 (Nr. 135 und 136) kündigt dies Werk schon an, als ihm erst Proben in englischen Auszügen vorliegen, doch schon aus diesen wenigen Proben glaubt es schließen zu müssen, daß eine getreue Übertragung eine unerfreuliche Erscheinung sein würde, weil das Original den Anforderungen an Kunstform zu wenig entspreche. Trotzdem ließ eine Übersetzung (von O. v. Czarnowsky) nicht lange auf sich warten. Doch die Meinungen über das Werk sind geteilt. Im *Wegweiser* 1835 (Nr. 40) wird es als eines der schlechtesten Erzeugnisse Bulwers bezeichnet; die *Elegante Welt* (1835, Nr. 51) hält „diesen trefflichen Roman“ für unbedingt lesenswert; ebenso günstig ist die Meinung eines Kritikers des *Conversationsblattes* 1835 (Nr. 4), der das Werk vom Standpunkt des klassischen Philologen aus betrachtet, und des Verfassers gediegene Kenntnisse und taktvolle Anwendung derselben bewundert. Ganz entgegengesetzter Meinung ist ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kollege, der wenige Wochen später in der gleichen Zeitschrift (Nr. 28) den Roman bespricht und der gleichfalls, durch Bulwers Vorrede darauf hingewiesen, besonders die archäologische Seite berücksichtigt. Er bemerkt Pedanterie und Prunken mit Gelehrsamkeit; er findet die Zeit einseitig geschildert, denn Bulwer zeige nur ihre Sittenlosigkeit, nicht aber ihre Sitte, und diese Sittenlosigkeit selbst sei nicht die der Römer im ersten nachchristlichen Jahrhundert, sondern die einer modernen englischen Provinzialstadt. Ferner tadelt er die Einförmigkeit und Ungeschicklichkeit der Schilderung und die mangelhafte Verknüpfung der Begebenheiten, die meistens nur der blinde Zufall beherrsche, und er schließt seine Besprechung mit den Worten:

„Sollte Bulwer fortfahren, so unbeholfene und schwächliche Werke zu liefern, wie in den letzten Jahren geschehen ist, so wird er seinen jetzigen Ruf noch schneller und mit noch größerem Rechte einbüßen als Walter Scott den seinigen."

Ganz anders urteilt wiederum ein Kritiker in der *Eleganten Welt* 1836 (Nr. 164); auch er erkennt die Fehler dieses Romans, besonders den, daß Bulwer nicht klassisches, sondern englisches Leben darstelle, aber er sagt:

„Trotzdem weht ein so innig warmer Hauch durch die Dichtung, daß wir *die letzten Tage von Pompeji* unbedingt dem *Eugen Aram* an die Seite setzen."

Die Tatsache, daß zwar die Mehrzahl der Kritiker und auch gerade die tiefer gehenden, keine Anhänger Bulwers sind, daß aber das große Publikum — wie es auch immer neue Übersetzungen[1] beweisen — ihn zu seinem Liebling erwählt hat, legt immer wieder die Frage nahe, worauf diese außerordentliche Beliebtheit denn beruhe. In einem längeren Aufsatz in der *Eleganten Welt* sucht ein Kritiker die Frage zu lösen. Zunächst zergliedert er das Wesen Bulwers. Wie so viele vor ihm, kommt er zu dem Ergebnis, daß Bulwer kein Künstler sei. Aber

[1] cf. *Literaturblatt* 1834, Nr. 24 und *Wegweiser* 1834, Nr. 30.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

das ist es doch unmöglich, was die Menge anzieht? Auch dies glaubt er zu finden in einem Zug zum Nützlichen und einer gewissen Neigung zum Didaktischen.

„Belehrung, jener beliebte didaktische Beigeschmack, was die Mehrzahl unseres ästhetischen Publikums noch immer charakterisiert, dürfte das wesentliche Anziehungsorgan sein.“

Wie alle Werke Bulwers — vielleicht den *Eugene Aram* ausgenommen —, so entfesselt auch *Der Gelehrte* (1835) eine Sammlung von kleineren Aufsätzen, ein lebhaftes Für und Wider in der Kritik. Volle Anerkennung spricht aus einer Ankündigung Th. Hells im *Wegweiser* 1835 (Nr. 40), Begeisterung für das schöpferische Genie Bulwers klingt aus einer Rezension im *Magazin* 1835 (Nr. 62) und auch das *Conversationsblatt* (1835, Nr. 158) findet an dem Werk Gefallen. Nicht so der Rezensent der *Eleganten Welt* (1835, Nr. 189), der Bulwer Mangel an Humor vorwirft, „eine Moral, die bis zur Augenverdrehung ängstlich,“ sich aber im übrigen auf die üblichen Aussetzungen beschränkt.

Trotzdem immer wieder neue Werke von Bulwer auftauchen und die Kritik immer wieder beschäftigen, finden sich neben diesen Einzelbesprechungen immer noch Aufsätze, die das gesamte Schaffen des Schriftstellers behandeln. Ein Artikel aus dem *Monthly Literary Magazine*, den das *Magazin* 1835 (Nr. 78) abdruckt, ist insofern wichtig, als wir daraus erfahren, welches die Ursachen von Bulwers Ruhm in England sind. Es heißt in diesem Aufsatz:

„Bulwers Talent wird durch den Charakter der Neuheit, der Eleganz und eines den Franzosen so ähnlichen Witzes bezeichnet, zu denen man das Musterbild bei seinen Vorgängern vergeblich suchen würde. Mit ihm beginnt eine neue Epoche und eine neue Literatur in England.“

Zwei weitere Artikel, die ein Gesamtbild von dem Verdienst Bulwers geben wollen, stammen aus dem Lager seiner Gegner; beide vergleichen ihn mit Scott, und beide

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

stellen diesen über ihn; der eine dieser Artikel findet sich im *Conversationsblatt* 1836 (Nr. 101), der zweite in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1836 (Nr. 32 und 33). Dieser letztere ist sehr ausführlich. Scott und Bulwer werden mit Goethe und Tieck verglichen. Abweichend von den Deutschen findet er bei den Engländern das vorherrschende Streben, in die Welt hinauszugreifen und die Neigung, die Umgebung der Natur und Geschichte mit in das Interesse der Erzählung hineinzuziehen; daraus folgt dann auch, daß ihre Produkte nicht so durch und durch gedacht und aus dem Innersten geboren sind, wie bei den besten deutschen Dichtern dieser Gattung. Danach wird Bulwer mit Scott verglichen, der sehr zu Unrecht hinter dem ersteren zurückgestellt worden sei, denn seine Romane stünden vom Standpunkt der Kunst, der Poesie aus betrachtet höher als die Bulwerschen. Außerdem bekunde sich in den Bulwerschen Werken mehr die große Leichtigkeit eines willkürlich schaffenden Talents, in Scott dagegen eine unwillkürlich überströmende Ader und schöpferischer Drang. Dann wendet sich der Verfasser des Aufsatzes gegen den weit verbreiteten Irrtum, daß Bulwer der entschiedenste Bewegungsmann sei; dies sei nicht der Fall, denn er befleißige sich in seinen Schriften so erfolgreich der Unparteilichkeit, daß dies zwar der Klarheit und Schärfe seines Verstandes alle Ehre mache, aber sich doch nicht mit einer großen Wärme der politischen Gesinnung vereinbaren lasse. Schließlich kann es sich auch dieser Kunstrichter nicht versagen, den Gründen von Bulwers Popularität nachzuforschen, und seiner Ansicht nach sind es die, daß Bulwer im Grunde sehr prosaisch sei, und daß die große Menge das mit Alltäglichkeit Verquickte dem Außergewöhnlichen vorziehe und zweitens Bulwers Gabe, alles zu popularisieren und doch durch den Glanz seiner Darstellung den Schein der Trivialität zu vermeiden; so finde der Leser

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

seine eigenen Gedanken bei Bulwer, und dies sei ihm meist lieber, als die glänzendsten und erhebendsten neuen.

Es bedeutet eine Vervollständigung der Kenntnis Bulwers, daß 1836 Friedr. Notter in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* (Nr. 45) einige Teile von Bulwers epischem Gedicht *Der Rebell* (O'Neil or the Rebel, 1827) in deutscher Übersetzung darbietet; Notter selbst gibt eine kurze würdigende Einleitung dazu, in der er auch in dieser Dichtungsgattung Scott über Bulwer stellt, aber freilich zugibt, daß *Der Rebell* ein Jugendwerk des Verfassers sei und daß dieser sich seiner geringen Talente auf diesem Gebiet völlig bewußt sei.

In den nächsten Jahren sind es hauptsächlich drei Werke, die, in kurzen Abständen erschienen, oft nebeneinander die Kritik beschäftigen: *Rienzi* (1835), *Athen* (1837) und die *Belagerung von Granada*. *Rienzi* und die *Belagerung von Granada* (Leila or the Siege of Granada, 1838) werden nur ziemlich flüchtig behandelt; denn über Bulwers Begabung zum historischen Roman hat man sich schon bei Gelegenheit der *letzten Tage von Pompeji* ausgesprochen und begnügt sich infolgedessen jetzt damit, sie mit diesem Roman zu vergleichen oder über den Stoff ein paar Worte zu sagen; dabei sind die Meinungen wieder recht geteilt, aber zu einer tiefer begründeten und energisch behaupteten Stellungnahme kommt es nirgends, da überall die Meinung herrscht, daß der historische Roman eben nicht das eigenste Feld Bulwers ist[1].

Bulwers Werk über *Athen* gibt dagegen viel reichlicheren Stoff zu Meinungsäußerungen, und dies beruht wohl darauf, daß der Stoff zu sehr ins Philologisch-archäologische einschlägt, als daß die Kritik das unberücksichtigt

[1] Über Rienzi vgl.: *Conversationsblatt* 1836, Nr. 259; *Elegante Welt* 1836, Nr. 164; *Magazin* 1836, Nr. 5; über Granada vgl.: *Conversationsblatt* 1837, Nr. 274; *Literaturblatt* 1838, Nr. 37; *Elegante Welt* 1838, Nr. 183.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

lassen könnte, besonders in Deutschland, wo man eifersüchtig auf die exakteste Wissenschaftlichkeit achtete und jeden argwöhnisch betrachtete, der in ihren Fragen mitreden wollte. So ist mir unter allen Besprechungen des Werkes nur eine (*Wegweiser* 1837, Nr. 65) begegnet, die das Buch lobenswert findet, „geistreich und sogar wissenschaftlich gründlich"; aber alle anderen Rezensionen[1] besprechen das Werk, zum Teil sogar sehr eingehend, aber das Endergebnis ist stets eine Ablehnung, bestenfalls noch die Anerkennung, daß Bulwer recht gründlich deutsche wissenschaftliche Werke benutzt und es verstanden habe, sie auf ganz gefällige Weise auszuschreiben.

Eine kleine Überraschung gibt es für Kritik und Publikum, als nun Bulwer plötzlich mit einem dramatischen Werk, *Die Herzogin de la Vallière* (The Duchesse de la Vallière, 1836) hervortritt. Schon 1837 wird auch die deutsche Übersetzung veröffentlicht. Natürlich wirft sich die Kritik voll Eifer auf dieses ganz neuartige Objekt, aber nur um sehr rasch wieder davon abzulassen[2]; denn Bulwers dramatische Unfähigkeit ist zu offensichtlich, um ein tieferes Eingehen zu lohnen, und so wird ihm mehr als einmal der Rat erteilt, von einem Wege zurückzukehren, auf dem ihn seine Bewunderer nur mit Bedauern sehen könnten.

Wie tief die Bulwerschen Romane in Deutschland ins Volk gedrungen waren, ersehen wir aus einem Brief Mörikes an seinen Freund Hartlaub vom 2. XI. 1837. Sogar in diesem grunddeutschen Kreise erwählte man ein Bulwersches Werk, *Paul Clifford*, zur gemeinsamen Lektüre; aber Mörikes gesundes deutsches Wesen bäumt sich

---

[1] Vgl. *Conversationsblatt* 1837, Nr. 217; 1838, Nr. 87; *Magazin* 1837, Nr. 81; *Literaturblatt* 1838, Nr. 37.

[2] Vgl. *Literaturblatt* 1837, Nr. 89; *Wegweiser* 1837, Nr. 110; *Conversationsblatt* 1838, Nr. 115.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

gegen die Bulwer-Mode auf, lesen wir doch in dem genannten Brief folgendes Urteil:

„Seit 14 Tagen sind die Wintervorlesungen, welche im Februar vorigen Jahres mit W. Scott beschlossen worden waren, mit *Paul Clifford* wieder eröffnet. Wir sind nun fertig mit diesem Werk und ich will nicht undankbar sein. Aber ich mag den Bulwer und seinesgleichen doch nicht gern. Es ist ein Kauz, der gar zu sichtbar und selbstgefällig raffiniert, ein Mann, so mit starkem Gewürz handeln tut. Er kennt und sucht das Große, hat auch die Mittel es zu produzieren; allein er sucht es (soweit ich ihn jetzt kenne) doch immer auf gar zu peinlichen Wegen. Er schraubt und foltert einen ordentlich: Wir lasen neulich ganz unmittelbar aufs Nachtessen die Katastrophe. Sie fiel mir ernstlich in den Magen, und ich mußte aufhören lassen. Indem ich nun aufstand, um auf- und abzugehen, entfuhr mir unmutig und garnicht im Scherze das Wort: „Ich weiß nicht, hat es der Roman oder die saure Brühe getan: mir ist ganz übel.“ Worüber meine Leute später noch viel zu lachen hatten. Von einer höheren Form, und daß sich so ein Bulwer in die eigentlich schöne und heitere Region zu erheben vermöchte, kann vollends nicht die Rede sein. . . .“

Mit *Ernst Maltravers* (1837) und dessen Fortsetzung *Alice* (1838) kehrt Bulwer zum Gesellschaftsroman zurück; dies wird freudig begrüßt[1], aber die allseitige Begeisterung für Bulwer scheint vorbei zu sein, denn wir finden neben sehr lobenden Kritiken, wie etwa im *Wegweiser* 1838 (Nr. 13), auch sehr absprechende[2], und die meisten halten sich in der Mitte und ereifern sich weder in Lob noch in Tadel. So z. B. eine Rezension im *Magazin* 1837 (Nr. 130), die findet, daß sich die Vorzüge und Mängel so ziemlich die Wage halten; die Anlage des Romans im großen, die Fabel, die Charaktergebung erscheine mißglückt, hingegen begegne man im einzelnen vortrefflichen Stellen von großer Beredsamkeit und Klarheit. Besonders scharf wendet sich ein Rezensent im *Magazin* gegen den Roman *Alice*. Es ist ihm hierbei weniger um das Ein-

[1] Vgl. *Literaturblatt* 1838, Nr. 37.
[2] Vgl. *Elegante Welt* 1838, Nr. 182.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

zelwerk zu tun, sondern um eine neue verderbliche und geschmacklose Richtung, als deren Vorläufer er den Roman betrachtet. Sein Tadel richtet sich hauptsächlich gegen die ständige Verwendung von Romanhaftem, Unwahrscheinlichem, Geheimnisvollem und gegen die zu späte Lösung der Geheimnisse, wodurch eine Reihe von unerfreulichen, zweideutigen Szenen hervorgerufen würden. Es spricht für Bulwers glänzendes Formtalent, daß der Kritiker trotz all dieser Mängel zu dem Ergebnis kommt, der Roman werde Bulwers Ruhm erhöhen und auch das Tadelnswerte mehr Interesse erregen als die glänzendsten Triumphe seiner Zeitgenossen. Ähnlich spricht sich ein Kritiker im *Literaturblatt* 1839 (Nr. 18) über diesen Roman aus, er sagt:

„Es ist etwas Gespanntes, ein Mangel an Heiterkeit und Natürlichkeit in diesen Verhältnissen, die mehr anstrengend und peinlich auf den Leser wirken, als sie das Herz erfreuen. Allein Bulwers Malerei und Sprache in der ganzen Ausführung des Romans ist so meisterhaft, daß er unser Interesse beständig fesselt.“

Eine etwas verspätete Kritik des *Ernst Maltravers* in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* (Ergänzungsbl. 1840, Nr. 79/80) möchte ich hier noch erwähnen, denn sie scheint mir mehr als irgend eine andere die Stimme des großen Publikums darzustellen und nicht die der zünftigen Kritik, worüber sich der Schreiber anscheinend auch klar ist, denn nach einem ausführlichen Lob der plastischen Beschreibung, der Charakterzeichnung, der Gedankenfülle, der gewählten, bilderreichen Sprache und der vorzüglich entwickelten Intrigue sagt er:

„Erscheinen wir bei unserer Rezension etwas befangen, so bleibt uns keine Erwiderung möglich, als daß wir auf die Vorzüge der Dichtung hinweisen und mikrologischen Tadel andern überlassen wollen, und daß wir mit mehr poetischem als kritischem Sinn gelesen haben, falls wir wirkliche Mißgriffe übersahen.“

Als 1838 und 1839 kurz nacheinander drei Dramen von Bulwer, *Das Mädchen von Lyon* (The Lady of Lyons, 1838),

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Richelieu (1838) und *Der See-Capitän* (The Sea-Captain, 1837) in Deutschland bekannt werden, scheint das Interesse zunächst ein großes; einzelne Zeitschriften bringen Auszüge, so das *Magazin* 1838 (Nr. 45) aus dem *Mädchen von Lyon* und die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 134) aus dem *See-Capitän*; und das *Mädchen von Lyon* findet sogar in O. v. Czarmowsky einen Übersetzer. Nur der *Richelieu* bleibt ziemlich unbeachtet, was wir vielleicht auf Rechnung eines sehr ungünstigen Artikels aus dem *Athenäum*, den die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 37/38) auszugsweise wiedergeben, setzen dürfen. Um so seltsamer muß es uns berühren, daß wir gerade über dieses Werk ein geradezu enthusiastisches Urteil im *Conversationsblatt* 1839 (Nr. 93) finden, wobei wir freilich mit in Betracht ziehen müssen, daß der Schreiber einer Aufführung des Dramas beiwohnte, wenn wir es nicht etwa als einen Scherz auffassen wollen; eines aber ist es gewiß: ein Zeichen von dem sonstigen, ganz unglaublichen Tiefstand der englischen Bühne. Aus dieser Kritik möchte ich folgende Sätze als besonders charakteristisch hervorheben:

„Wir sagen nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß der Bulwersche *Richelieu* ein echtes historisches Schauspiel ist, welches Shakespeare angereiht zu werden verdient."

Von einigen Szenen im 4. Akt heißt es:

„In diesen Szenen klagt die Liebe in Worten, wie sie die größten Dichter nur in den Mund ihrer dramatischen Lieblingsfiguren gelegt haben."

Und nun das Schlußurteil:

„England darf stolz sein — ein neuer großer dramatischer Dichter, seines Shakespeare würdig, ist ihm auferstanden."

So günstig sind nun freilich die anderen Besprechungen dieser Dramen nicht — im Gegenteil: wohl wird ihnen eine weit größere Bühnenwirksamkeit zugestanden, als Bulwers erstem dramatischem Versuch, der *Herzogin von La Vallière*, wohl wird manche Einzelheit lobend her-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

vorgehoben, aber im ganzen sind sich die Kritiker[1] darüber einig, daß der erste Eindruck nicht trügerisch war, und daß Bulwer kein Dramatiker sei. —

In diesen Jahren tritt zu dem literarischen Interesse an Bulwer ein persönliches, hervorgerufen durch ein leidenschaftliches Buch der Lady Bulwer *Cheveley* (1839), in dem sie ihren Gatten und dessen Familie aufs rücksichtsloseste und unbarmherzigste bloßstellt. Für Bulwer bedeutet dies eine recht wirksame Reklame, denn das Buch erregt Aufsehen und wird besprochen und von allen Seiten her betrachtet und beleuchtet; in Deutschland holt man sich überdies noch aus Frankreich, wo man anscheinend besser unterrichtet ist, nähere Informationen über die tatsächlichen Grundlagen des Buches[2]; der Name Bulwer ist also in aller Munde.

Diesem aufs neue gesteigerten Interesse für Bulwer entspricht es, daß sein nächster Roman *Nacht und Tag* (Night and Morning, 1841) dem deutschen Publikum gleich in zwei Übersetzungen dargeboten wird. Auch die Aufnahme ist günstig, und das Werk wird den besten seiner früheren an die Seite gestellt. Dem Kritiker des *Conversationsblattes* 1841 (Nr. 220) gibt es auch Veranlassung, daran anschließend die Entwicklung des Romans in England zu skizzieren, wobei ihm Bulwer als ihr Gipfel erscheint. Er sagt:

„Wenn nun der Leser sich an Fieldings und Sternes Schriften erfreute, so vergaß er doch nie, daß er las. Die Federn späterer Autoren wußten den hervorgerufenen Gruppen und Gestalten Farben und Formen zu geben, und man glaubte Bilder zu sehen, Walter Scott belebte sie sogar, und sie schienen an dem Leser vorüberzuziehen, zu atmen, zu fühlen wie er. Bulwer geht noch einen Schritt weiter, und der Leser wähnt sich unter diese Gruppen ver-

---

[1] Vgl. *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1839, Nr. 134; *Conversationsblatt* 1839, Nr. 181; *Jenaische Lit.-Ztg.* 1840, Nr. 79/80.

[2] Vgl. *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1838, Nr. 96 und *Magazin* 1839, Nr. 94.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

setzt; er lebt und fühlt mit ihnen, er ist der Held; . . . Diese Lebendigkeit der Darstellung ist Talent und großes Talent, und das erfindungsreiche Gewebe von Begebenheiten und deren Zusammenstellung ist Genie."

Zwar mißfällt es dem Rezensenten, daß ihn dieses Werk schon wieder in recht schlechte Gesellschaft bringt, aber er fährt fort:

„Als Referent mit Herzpochen das Buch geschlossen, sagte er, es ist gut." —

Ein neues Werk *Zanoni* (1842), 1842 von O. v. Czarnowsky übersetzt, zeigt Bulwer wieder einmal von einer neuen Seite: es ist ein philosophischer Roman. Er scheint nicht sehr viel Aufsehen erregt zu haben, denn es finden sich nur wenige Besprechungen[1], aber diese sind günstig, obwohl sie darauf hinweisen, daß das Buch nicht populär werden könne, sondern stets einem auserwählten Leserkreis vorbehalten bleiben würde.

Im gleichen Jahre 1842 wird im *Conversationsblatt* Nr. 323 ein Bändchen Gedichte von Bulwer: *Eva, a True Story* (1842) and other tales and poems besprochen; der Kritiker macht die gleichen Aussetzungen, die schon die früheste Kritik an Bulwer gemacht, darunter hauptsächlich die, daß er kein geborener Dichter sei, sondern nur ein gewandter, zierlicher Literator.

Eine weit größere Aufmerksamkeit als *Zanoni* erregen in den nächsten Jahren drei Werke mit geschichtlichem Stoff: *Der letzte Baron* (The Last of the Barons, 1843); *Harold, der letzte Sachsenkönig* (Harold or the Last of the Saxon Kings, 1848) und das romantische Epos: *König Arthur* (King Arthur, 1848/49). Bei dem ersten dieser Werke ist dies Interesse aber kein künstlerisches, sondern es beruht zumeist auf der Ankündigung Bulwers, daß er hiermit sein letztes Werk der Öffentlichkeit übergebe[2].

[1] *Conversationsblatt* 1842, Nr. 303; *Magazin* 1842, Nr. 81.
[2] Vgl. *Elegante Welt* 1843, Nr. 20.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Roman wird aber so ablehnend beurteilt[1], daß man diesen Entschluß des Schriftstellers durchaus nicht bedauert, und die einzige Anerkennung, die ihm zuteil wird, besteht in der Zurückweisung eines gar zu harten englischen Urteils.

Viel günstiger ist die Aufnahme des Romans *Harold der letzte Sachsenkönig*; man findet in ihm „alle Reize der Bulwerschen Schriftstellerkunst"; aber trotzdem ist das Bedauern ganz allgemein[2], daß Bulwer sich wieder dem historischen Roman zugewandt, der gerade seinen besten und ihm eigentümlichsten Fähigkeiten Zwang auferlege.

Obgleich auch *König Arthur* einen historischen Stoff behandelt, so beschäftigt sich doch die Kritik etwas eingehender damit, weil man ja Bulwer als epischen Dichter so gut wie gar nicht kennt, und weil er selbst in seiner Vorrede dieses Epos gewissermaßen als sein Lebenswerk bezeichnet, dessen Plan ihn schon seit zwanzig Jahren beschäftigt, und an dem er immer neben aller anderen Tätigkeit gearbeitet habe. Von Besprechungen dieses Werkes möchte ich besonders einen sehr ausführlichen Aufsatz im *Magazin* 1849 Nr. 115 hervorheben, der das Epos zum Anlaß nimmt, um Bulwers Tätigkeit und Bedeutung zusammenfassend zu behandeln und seine Stellung unter den englischen Dichtern zu charakterisieren. Bulwer wird als Anhänger der klassischen Schule bezeichnet, als Geistesverwandter von Pope und Dryden, dessen Natur mehr dazu neige zu urteilen als zu empfinden. In die gleiche Richtung weise der vorwaltende Trieb seines Dichtertalents, der auf Verallgemeinerung und Abstraktion hinziele. Nun wirft der Kritiker die Frage auf, ob Bulwers Kunst wohl die der Zukunft sei und er verneint

---

[1] Vgl. *Conversationsblatt* 1843, Nr. 170 und *Magazin* 1843, Nr. 49.

[2] Vgl. *Conversationsblatt* 1848, Nr. 280; *Magazin* 1849, Nr. 40; *Literaturblatt* 1849, Nr. 43.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sie, bei aller aufrichtigen Anerkennung und Bewunderung für Bulwer, und zeigt ihre Wurzeln in der Kunst der so lange Verkannten, der Kunst eines Wordsworth, Shelley oder Keats. Das Epos *König Arthur*, das ihm ja die erste Anregung zu diesen Ausführungen gegeben, hält er für die beachtenswerteste von Bulwers poetischen Leistungen. Dies ist auch die Anschauung, die ein Kunstrichter im *Literaturblatt* 1849 Nr. 43 vertritt. „Ein echtes Kind von Bulwers Genius" nennt er das Werk, das Bulwers Namen unsterblich machen werde. Neben diesen Werken, die allgemeiner bekannt geworden sind, werden noch einzelne andere flüchtig erwähnt, so wird der Roman *Lucretia* (Lucretia, or the Children of Night, 1846) im *Magazin* 1847 zweimal (Nr. 11 und 92) kurz besprochen, ohne jedoch einer eingehenden Betrachtung gewürdigt zu werden.

Zum Schluß möchte ich hier noch eine recht amüsante Tatsache erwähnen, die zeigt, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit man in Deutschland alles verfolgte, was aus der Bulwerschen Feder kam: das *Conversationsblatt* (1846, Nr. 85) hielt es wirklich für nötig, ein oberflächliches Buch Bulwers über Wasserkuren zu besprechen, und es muß einem fast verwundern, daß es diese Oberflächlichkeit aufdeckt und entrüstet brandmarkt.

So sehen wir denn, daß Bulwers Ruhm seit 1845 stark zurückgeht, und das Gesamtbild, das wir von seiner Aufnahme in Deutschland erhalten, ist etwa das folgende: Bulwer wird gegen Ende der zwanziger Jahre in Deutschland bekannt, er gewinnt bald eine außerordentliche Beliebtheit, die in den Jahren 1834—1839 einen deutlichen Höhepunkt erreicht; diesem folgt jedoch ein rasches Herabsinken auf ein ziemlich mittelmäßiges Interesse, das aber lange Zeit auf derselben Stufe bestehen bleibt. Dies eine ist offensichtlich, daß Bulwer in Deutschland so populär geworden ist, daß man ihn fast als deutschen Schriftsteller empfunden hat, und wenn auch die Kritik allmäh-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

lich weniger Interesse für ihn zeigt, so dürfen wir daraus noch nicht den Schluß ziehen, daß Bulwers Beliebtheit bei der großen Menge abgenommen, höchstens den, daß seine späteren Werke keinen solchen Anklang fanden, wie die seiner Frühzeit, die immer noch beliebt blieben, wenn auch das Auftreten von Marryat und Dickens ihm zwei gefährliche Nebenbuhler erweckte; wie es auch sei, das Ergebnis, das sich uns auf Grund aller Anzeichen darstellt, ist doch ein für Bulwer sehr günstiges, nämlich dies, daß der Ruhm keines englischen Dichters oder Schriftstellers mit Ausnahme von Byron dem Scotts so nahe gekommen ist als der seine.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

XIII. Verschiedene Romanschriftsteller und Essayisten.

1. Theodore Hook.

Theodor Hook (1788—1841), dessen anonym erschienenes Buch *Sayings and Doings* (1826—1829) im *Lieraturblatt* 1824 (Nr. 69) eine vernichtende Kritik erfuhr, hat es verstanden, sich in späteren Jahren in Deutschland mehr Anerkennung zu verschaffen. Eine Anzeige seines Romans *The Parson's Daughter* (1833) im *Conversationsblatt* 1833 nennt Hook einen talentvollen Schriftsteller. Auch von einem anderen Buch: *Births, Marriages and Deaths* (1839) heißt es in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 71), daß es voller Vorzüge sei. Dagegen wird Hook in einer Kritik, die sich an ein von ihm herausgegebenes Buch anschließt, recht wenig glimpflich behandelt. Trotzdem hat er anscheinend in Deutschland allmählich einen gewissen Grad der Popularität erreicht, denn 1842 erscheinen hier Hooks ausgewählte Romane in deutscher Übersetzung, deren ersten, *Jack Bragg* (1836), sogar das *Literaturblatt* 1842 (Nr. 130) recht ergötzlich findet.

Nach seinem Tode (1841) tritt das *Magazin* 1844 (Nr. 142 und 143) in einem längeren Aufsatz für Hook ein. Es heißt da, daß Hook, wie sehr er es auch verdient hätte, ein größeres Publikum zu haben, im Ausland wenig gekannt werde. Besonders wird ihm das Verdienst zugeschrieben, den Roman, der durch Scott zu einer Art Zwitterding entartet war, wieder seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt und so Bulwer kräftig und wirksam vorgearbeitet zu haben. Weiter lesen wir da über Hook:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„In seinen Büchern begegnet man keiner jener liebenswürdigen Schwachheiten, keinem von den zügellosen Wünschen, die eine so große Rolle in den modernen Romanen spielen, noch jener extremen Empfindsamkeit, die von *Werther* und *der neuen Heloise* in die Literatur eingeführt wurde. H. Hooks Helden und Heldinnen können allen Altern und Ständen zum Muster dienen und haben den großen Vorzug vor vielen Gleichgesinnten, daß sie interessant sind. ... Hook hat von den Eigenschaften eines Schriftstellers Phantasie, Humor, eine kräftige Sprache, Beobachtungsgabe und Geschmack, aber einige seiner Werke verraten die Hast, mit der sie geschrieben sind und treiben die Komik bis zur Karrikatur. Jedoch in der Schilderung der Sitten seiner Zeit hat Hook mehr geleistet als jeder andere.“

Bei den hier geschilderten glänzenden Vorzügen Hooks muß es uns nur verwundern, daß er in Deutschland so fremd geblieben ist, und daß selbst die Übersetzung seiner Werke so wenig Widerhall gefunden, wie dies aus der geringen Zahl und der auffallenden Kürze der Besprechungen ersichtlich ist.

2. Benjamin Disraeli.

Schon mit seinem Roman *Contarini Fleming* (1832) hat Disraeli (1804—1881) in Deutschland Aufsehen erregt, als dessen Ausfluß wir z. B. einen Artikel im *Conversationsblatt* 1832 (Nr. 352) ansehen dürfen, worin dem Werk ziemlich gleich gemessen Lob und Tadel gespendet wird, der aber mit den verheißungsvollen Worten schließt:

„Bei alledem verdient dieses ungewöhnliche Geistesgaben verratende Buch die Beachtung des Publikums, bei dem der Verfasser dadurch wie bei uns sehr schmeichelhafte Hoffnungen erwecken wird.“

Doch bei der Veröffentlichung seines nächsten Romans *The Wondrous Tale of Alroy* (1833) wächst dieses Ansehen bedeutend. Alle wichtigeren kritischen Organe beschäftigen sich sehr eingehend mit diesem Werk, teils gleich nach seinem Erscheinen in England, teils nachdem es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

schon 1833 von Th. Hell ins Deutsche übertragen worden. Nicht alle Besprechungen sind lobend; aber alle sehen eine wichtige Erscheinung in dem Buch. Das zeigt sich daran, daß selbst die Ablehnendsten es für wichtig genug halten, ausführlich darüber zu reden. Eine sehr frühe Beurteilung des Romans im *Magazin* 1833 (Nr. 48) ergeht sich zunächst in einer recht ironischen Betrachtung über Disraelis Ausspruch, er habe einen neuen Stil erfunden und hier angewendet. Aber nach diesen streitbaren Auseinandersetzungen heißt es doch:

„Herr Disraeli ist ein höchst talentvoller Mann. Er hat eine sehr reiche Erfindungsgabe; seine Gewalt über die Sprache ist fast unbegrenzt, und eine gewisse Leichtigkeit, gewöhnlichen Gedanken eine neue und unerwartete Gestalt zu geben, zeichnet ihn besonders aus. Der Quell der Sprache fließt unversiegbar für ihn, aber er ist nicht ebenso rein, als er ergiebig ist. Die üppige Fülle und Fruchtbarkeit seines Genies selbst verleitet ihn zu den größten Fehlern. Seine hervorströmende Beredsamkeit, heiß und leidenschaftlich bei ihrem Ausbruche, endet zuletzt in Gemeinplätze. . . . Glänzende Bilder, ergreifende Schilderungen, glückliche Wendungen, ungemeine Schönheiten jeder Art, laufen in seinem Buche wild durcheinander. . . . Er ist immer im Extrem."

Da uns diese Fehler aber nur als Ausfluß seines Genies oder Überspannung desselben dargestellt werden, scheinen sie uns nicht so schwerwiegend. Wir sind mehr geneigt, aus dem Satz:

„Der Mann, der dieses Werk entwerfen und ausführen konnte, wäre fähig gewesen der Literatur einen neuen Aufschwung zu geben; allein unglücklicherweise läuft bei Herrn Disraeli der Genius mit dem Urteil davon, und seine ausgezeichneten Gaben sind weggeworfen wie Samen, den man in alle Winde streut."

die Möglichkeit herauszulesen, daß es sich nur um eine Verirrung des Genies, um eine Verkennung seiner Aufgaben handle, und sicher ist eine solche Kritik sehr dazu geeignet, den Leser zu einer Beschäftigung mit dem Schriftsteller anzuregen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Viel uneingeschränkter noch ist das Lob, das diesem Roman im *Wegweiser* 1833 (Nr. 95) zuteil wird. Der Kritiker, W. v. Lüdemann, bemerkt schon einen Fortschritt in Disraelis Kunst gegenüber seinen früheren Werken und sagt:

„Ein schönes Erzählertalent hat Disraeli schon in seinem *Vivian Grey* (1826) bewährt, im *Alroy* aber zeigt er sich als ein begeisterter, der tiefsten und seltensten Anschauungen, der großartigsten und zugleich der eigentümlichsten Schilderungen fähiger Erzähler. Alles in diesem Roman ist neu, großartig, mächtig und gibt Zeugnis von einer gewaltigen Phantasie, einer tief ergriffenen Seele, hoher Beherrschung und gründlicher Durchdringung des Stoffes. . . . Kurz, hinreißend, höchst phantastisch in der Vortragsweise, kühn in Bildern, originell in Situationen und Motiven, erschütternd durch die Erzählung ungemeiner und doch historischer Vorgänge, wissen wir diesem Roman an vielseitigem, bald geschichtlichem bald phantastischem Reiz wenige zu vergleichen."

Auf den gleichen Ton der Bewunderung gestimmt ist eine zweite Beurteilung im *Wegweiser* 1834 (Nr. 47) von *Dr. Nürnberger* und eine recht eingehende Behandlung des Werks in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1835 (Nr. 117), die zwar recht genau Schönheiten und Fehler des Romans gegeneinander abwiegt, aber die Wagschale der Schwächen viel leichter findet und zum Schluß betont:

„So viele Vorzüge und das täglich seltener werdende Verdienst vollkommener Originalität und neuer Formen haben diesem Roman unsere rege Anteilnahme gewonnen."

Es erweckt den Anschein, als habe man in Disraelis Werken die Neuheit als den Hauptreiz empfunden, denn trotz der sehr eingehenden Beschäftigung mit seinem Roman *Die Wundersage von Alroy* erlahmt das Interesse sofort danach ganz bedeutend. Schon *Harriet Temple* (Henrietta Temple, 1837) wird merklich kühler aufgenommen und, obwohl dieser Roman noch sehr schnell übersetzt wird, kürzer abgetan, und die späteren Werke bleiben fast ganz und gar unbeachtet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Von *Harriet Temple* hören wir schon im *Magazin* 1837 (Nr. 103) in einem Bericht über die Neuerscheinungen der englischen Literatur im Jahre 1836. Doch zeigt sich bereits hier die Kritik wesentlich ablehnender gegen den Schriftsteller, lesen wir hier doch z. B.:

„Disraelis unerträglich affektierte Manier ist hinlänglich bekannt, und hätte er nicht ein gut Teil wahres Geschick neben seinen stolzen und koketten Prätensionen, so wäre es garnicht bei ihm auszuhalten."

Noch ungünstiger äußert sich die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1837 (Nr. 222) über diesen Roman. Im *Wegweiser* 1837 (Nr. 69) sucht F. Kind das Buch wenigstens objektiv zu beurteilen, indem er neben den Fehlern und Schwächen doch noch einige Lichtseiten hervorhebt. Eingehender befaßt sich das *Conversationsblatt* 1837 (Nr. 335) mit *Henriette Temple.* Auch dieser Kritiker findet, daß der Anfang schwach sei, doch wer den überwunden, der sehe sich in dem Weiteren belohnt; in dem Buch sei ungeheuer viel Poetisches, Zartes, wie man es sonst in England nicht antreffe, und das man fast weiblich nennen müsse. Dann äußert der Rezensent noch seine höchste Anerkennung für Disraelis feine und zielbewußte Charakterzeichnung.

Doch dies ist das letzte Aufflackern des Interesses für Disraeli; was er weiter noch geleistet, darum kümmert man sich in Deutschland nicht mehr. Nur in ganz vereinzelten Fällen treffen wir wieder auf seinen Namen, sei es daß ein Werk knapp beurteilt, oder daß etwa ein kurzer Auszug aus einem seiner Bücher dem Publikum dargeboten wird, wie zum Beispiel die Kritik des Romans *Sybil* im *Magazin* 1845 (Nr. 75) oder ein Auszug aus *Coningsby* (1844) in der gleichen Zeitschrift 1844 (Nr. 122). Aber die Zeit seines Ruhmes in Deutschland ist vorbei, und sie war hier nur von kurzer Dauer. Alles Interesse an Disraeli konzentriert sich auf die Jahre 1832—37, und auch in dieser Zeit ist es nicht die reine Stimme des Wohl-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

gefallens, die über seine Werke laut wird, sondern es mischen sich viele Worte des Tadels und der Ablehnung hinein. Die ungünstige Meinung über ihn hat allmählich die Oberhand bekommen, so daß die späteren Werke des Schriftstellers, die seinem Ruhmeskranz in England später noch manches Reis hinzufügten, in Deutschland überhaupt nicht beachtet worden sind.

3. Anna Brownell Jameson.

Zu Beginn der dreißiger Jahre begegnen wir dem Namen der Mrs. Jameson (1794—1860) zum erstenmal in den deutschen Zeitschriften. Es ist ein Buch von ihr, das Jahre hindurch zunächst im Original und dann in deutscher Übersetzung die regste Beachtung erfährt, und das der Verfasserin darum auch für ihre weiteren Werke ein gewisses Interesse sichert; doch dieses verschwindet sehr bald wieder, und schon in der Mitte der vierziger Jahre hören wir nichts mehr von der Schriftstellerin. Das Buch aber, das ihr in Deutschland einen gewissen Ruhm verschafft hat, verdankt ihn nicht nur den Talenten der Verfasserin, die jedoch einstimmig anerkannt werden, sondern ebensosehr seinem Gegenstand, der wohl zunächst die Aufmerksamkeit deutscher Leser anzog. Es ist dies Buch: *Characteristics of Women, Moral and Poetical and Historical* (1832), später verdeutscht unter dem Titel: *Frauenbilder oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeares Dramen.* Noch im Jahre seines Erscheinens macht das *Magazin* 1832 (Nr. 110) seine Leser mit einer außerordentlich lobenden Besprechung des Buches im *Atlas* bekannt, in der es heißt:

„Mrs. Jameson zeichnet sich vor allen weiblichen Schriftstellern des Tages aus. Sie ist ihnen allen unähnlich nicht allein in dem, was sie tut, sondern auch in der Art, wie sie es tut. . . . Sie schreibt gleichsam von Herzen und um sich von der Masse von

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gedanken und Gefühlen zu befreien, die ihr Gemüt beschweren. Ihr Geschmack ist von der reinsten und erhabensten Art; sie stellt intellektuelle Forschungen an, des Moralisch-Guten und der Schönheit halber, die sich daraus entwickeln lassen und ist sich keiner anderen Beweggründe bewußt als des edelsten literarischen Eifers. . . . Sie behandelt ihren Lieblingsgegenstand — die Analyse weiblicher Charaktere — zugleich mit dem Vorteil einer reifen Kenntnis und mit dem Eifer eines frischen Gemütes. . . . Wir sind immer gewiß, daß ihre Wahl des Gegenstandes eine ausgesuchte ist, und daß sie denselben durch den Ernst der Leidenschaft und durch die Lebendigkeit der Poesie verschönert.“

Auf diese englische Kritik beruft sich ein deutscher Rezensent im *Conversationsblatt* 1832 (Nr. 331). Er billigt dieses Urteil durchaus, führt nur einzelne Punkte noch weiter aus und empfiehlt das Buch warm, indem er betont, daß sogar genaue Shakespearekenner noch manche Anregung aus diesem Buch schöpfen könnten.

Bei dieser außerordentlich günstigen Aufnahme in Deutschland kann es nicht verwundern, daß nun auch die anderen Werke der Verfasserin in deutschen Zeitschriften angezeigt werden. So das Buch *Visits and Sketches at home and abroad* (1834). (Nebst einer neuen Ausgabe des Tagebuchs einer Gelangweilten) London 1834 im *Magazin* 1834 (Nr. 92). Auch diese Besprechung ist des Lobes voll. Wir lesen da:

„Mrs. Jameson vereinigt mit dem durchdringendsten kritischen Scharfsinn der Männer den feinsten und edelsten Geschmack der Frauen. . . . Sie widmet ihren Fleiß den Studien und der Darstellung dessen, was wahrhaft schön ist und geistige Genüsse darbietet. Bei ihr ist alles wahr, keusch, von dem feinfühlendsten Verstande eingegeben. . . . Ihre Analyse der Natur beschränkt sich nicht auf individuelle Erscheinungen; sie dringt in die Tiefe des Nationalcharakters und durchschaut die Völker wie die Personen. Ihr *Tagebuch einer Gelangweilten* ist ein Werk von so großem Interesse, so ergreifender Wahrheit der Schilderungen, so reinem und energischem Ausdruck, daß es gleich bei seinem ersten Erscheinen die Aufmerksamkeit des Publikums fesselte und gewiß so lange fesseln wird, als lieblich ernste Darstellung der Natur und der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

menschlichen Leidenschaften etwas über die Lesewelt vermögen. Und welches Werk hält mit ihrer Analyse weiblicher Charaktere des Shakespeare (Characteristics of Women) eine Vergleichung aus?"

Solch lebhafte Begeisterung mußte auch bald den Gedanken an eine Übersetzung der Werke von Mrs. Jameson zeitigen. Tatsächlich begegnen wir schon 1834 einer solchen der *Characteristics*, von der die *Elegante Welt* 1834 (Nr. 244) sagt:

„Es ist ein Buch, das ich nicht etwa als Verehrer Shakespeares, sondern nur seiner selbst willen lobe und allen gebildeten Frauen zur Lektüre empfehle."

Auch der *Wegweiser* 1835 (Nr. 18) spendet ihr sein Lob. Ausführlicher läßt sich das *Literaturblatt* 1835 (Nr. 96) darüber hören. Der Rezensent bittet das Publikum, sich doch nicht von der hochtrabenden Einleitung des Übersetzers abschrecken zu lassen,

„denn das übrige ist von hohem Interesse und zeichnet sich durch geschmackvolle Darstellung und genaue Kenntnis des Gegenstandes sowie durch tiefes Gefühl und feine Beobachtung gleich wertvoll aus."

Vor allen Dingen empfiehlt der Kritiker das Buch gebildeten Schauspielerinnen, da es sicher geeignet sei, ihnen nicht nur nützliche Belehrung über die Shakespearischen Charaktere zu geben, sondern ihnen auch für ihren sonstigen Beruf wertvolle Anregungen zu gewähren vermöge.

Sehr anerkennend ist auch eine Kritik der *Frauencharaktere* im *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 58), um so lobender, da der Kritiker erklärt, daß im allgemeinen die englische Literatur über Shakespeare recht seicht sei, daß aber dieses Buch eine bemerkenswerte Ausnahme davon bilde.

Noch schmeichelhafter klingt es, wenn ein Kunstrichter in der gleichen Zeitschrift 1840 (Nr. 5—7) über die *Winterstudien und Sommerstreifereien* (Winter Studies and Summer Rambles in Canada, 1838) der Mrs. Jameson sagt, daß er an den Erzeugnissen der Damenschrift-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

stellerei nie habe Gefallen finden können, daß ihn aber die Werke der Mrs. Jameson darin beschämt und gefesselt hätten. Auch das hier neu angezeigte Werk findet seinen Beifall, und er hebt besonders das beneidenswerte Talent der Schriftstellerin auf dem Gebiet der Naturschilderung hervor.

Nach all diesen so ganz außergewöhnlich und einstimmig günstigen Besprechungen der Werke von Mrs. Jameson in Deutschland erwarten wir, noch Jahre hindurch ein reges Interesse für die Schriftstellerin zu finden; doch dies ist nicht der Fall. Nachdem einmal fast alle bedeutenderen kritischen Organe sich zu ihrem Shakespearebuch geäußert und daneben wohl gelegentlich auch einmal ein anderes Werk von ihr angezeigt haben, erlischt die Anteilnahme für die Schriftstellerin mit einemmal, und es ist nur eine letzte Erinnerung an die kurzen Jahre ihres Ruhms in Deutschland, wenn wir im *Conversationsblatt* 1842 (Nr. 169) noch einmal ein Buch von Mrs. Jameson kurz beurteilt finden. Es ist dies: *A Handbook to the Public Galleries of Art etc.*, in and near London. Auch diese Besprechung ist durchaus anerkennend. Wir erfahren, daß

„die fleißige, kenntnis- und talentvolle Mrs. Jameson einen geistreicheren, unterhaltenderen Führer geschrieben, als solche Bücher es in der Regel, besonders in Deutschland zu sein pflegen."

Sie wird weiter eine denkende und anmutige Schriftstellerin genannt, die ganz zu dieser Aufgabe, die sie unternommen, berufen sei. Das Überwiegen des Gefühls führe zwar zu ein paar kleinen Mängeln, diese jedoch würden durch eine enthusiastische Wärme längst aufgehoben.

Trotz all der stets anerkennenden Beurteilungen der Werke von Mrs. Jameson, erlischt das Interesse an ihnen ganz plötzlich, und die Geschichte ihrer Aufnahme in Deutschland gibt uns das merkwürdige Bild, daß ihr Name, nachdem er zehn Jahre lang durch alle deutschen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Zeitschriften gegangen und von den verschiedensten Kritikern des Lobes gewürdigt worden ist, nicht mehr genannt wird und eine vollkommene Gleichgültigkeit der Schriftstellerin gegenüber einsetzt.

4. Frances Trollope.

Schon die frühesten Erwähnungen der Mrs. Trollope (1780—1863) in Deutschland betonen, daß Weiblichkeit und Gemüt außerhalb ihrer Sphäre liegen, wenn ihr auch Menschen- und Weltkenntnis in hohem Grade eigen sei. So spricht sich z. B. das *Magazin* 1832 (Nr. 127) über die Schriftstellerin aus und gibt dem Publikum Proben ihrer Schilderungen aus Alt-England.

Noch viel stärker und ablehnender wird diese Eigenart der Mrs. Trollope im *Magazin* 1834 (Nr. 109) betont, wo ihr Buch *Reisen nach Belgien und Deutschland* (Belgium, 1834) besprochen wird:

„Kleine Verkehrtheiten und äußerliche Schwächen sind der einzige Gegenstand, an welchem sich ihr kritisches Talent übt; was hingegen dem Menschen seinen eigentlichen Wert verleiht, umfassende Grundsätze und Ansichten vom Leben, das liegt, sei es aus Vorsatz oder Unfähigkeit, außer ihrem Bereiche. Gleichwohl ist Leben und Leichtigkeit in ihren Schilderungen, so daß man bedauert, so viel Talent nicht besser angewendet zu sehen.“

Der Kritiker sagt weiter, daß diese Eigenschaften zwar in dem Buch über Belgien und Deutschland nicht so auffallend seien wie in ihren früheren Werken, aber trotzdem noch groß genug, um dem Buch jede Anmut zu nehmen, anderseits aber sei ihr neues Werk gerade durch diese Mäßigung weniger interessant geworden. Ein anderer Fehler sei ihre stark politische und zwar toryistische Tendenz, die noch manch andere unerfreuliche Eigentümlichkeiten im Gefolge habe.

Mit Mrs. Trollope und ihren Werken beschäftigt sich die Kritik in den folgenden Jahren recht häufig, ohne

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sich jedoch für die Schriftstellerin erwärmen zu können; denn es wird ihr überall Mangel an Tiefe und an Gemüt, Bosheit und Kälte vorgeworfen. Aber das Publikum muß ihr anders gegenübergestanden haben, denn es läßt sich sonst nicht erklären, daß Übersetzung auf Übersetzung und Besprechung auf Besprechung folgte, wenn wir nicht annehmen, daß dahinter der Wunsch des Publikums nach neuen Werken von Mrs. Trollope steht.

Nachdem Mrs. Trollope sich durch Reisebeschreibungen einen Namen gemacht, beginnt sie, ihr Talent auf dem Gebiet des Romans zu versuchen. In Deutschland finden diese Werke eine sehr geteilte Aufnahme. Die Mehrzahl der Kritiker wendet sich gegen sie; aber so ablehnend sie im großen und ganzen behandelt wird, gibt es doch auch Kritiker, die ihre Werke mit Begeisterung begrüßen. Einem solchen begegnen wir im *Conversationsblatt* 1836 (Nr. 204) bei der Anzeige der Übersetzung des Romans *Tremordyn Cliff* (1835). Er bezeichnet das Werk als sehr eigentümlich und sehr wertvoll, nennt die Anlage tief und gedankenreich und die künstlerische Behandlung von großer Feinheit, höchst besonnen und durchaus edel in allen Teilen, kurzum, eine würdige Nachahmung Richardsons, an der sich Mrs. Trollope überall als ein starker Kopf offenbare. Er fährt fort:

„Nichts von jener ungehörigen, schwachen Geistern, erschöpften Phantasien eignen Breite, nichts von jener Heranziehung des Fremdartigen, Entfernten findet sich in diesem Werk. ... Der Grundfehler des ausgezeichneten Werkes ist ein negativer; ein Mangel an Kühnheit, ein unterlassener Flügelschlag des Genies. ... Aber es bleibt genug übrig, dies Werk, das uns in einigen Partien zur Bewunderung hingerissen hat, zu einem ungewöhnlichen zu stempeln.“

Die Gegenpartei vertritt hauptsächlich die *Elegante Welt* (1836, Nr. 9) und auch der *Wegweiser* 1836 (Nr. 43); doch erkennt der Kritiker der letzteren Zeitschrift dem Werk wenigstens noch einige Verdienste im einzelnen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

zu, so manch gutgeschilderte Situation von großer Wirkung.

Ähnlich ergeht es dem Buch *Paris und die Pariser* (Paris, 1835), das C. von Wachsmann im *Wegweiser* 1836 (Nr. 33) nach einer Übersetzung bespricht, und dem er manche guten Seiten abgewinnt; aber die Stimmen der Ablehnung überwiegen. Besonders scharf kommt die absprechende Kritik in einem Artikel des *Wegweisers*, der von W. v. Lüdemann verfaßt ist, zum Ausdruck. Er schildert zuerst, was nach ihren früheren Werken von diesem Buch der Mrs. Trollope zu erwarten war und sagt, daß alles in weit höherem Maße zugetroffen; dann fährt er fort:

„Das Buch ist sehr boshaft, sehr anmaßend, in höchstem Grade frauenhaft. Das Kleine herrscht darin entschieden und das mangelhafte Wissen; in Dingen, worin kaum das vollständige Wissen zum Urteil genügt, tritt uns überall eine wahrhaft fashionable Dreistigkeit entgegen."

Zu all diesem komme noch hinzu, daß das Buch überaus pretiös und sogar oft unverständlich geschrieben sei, und daß sich überall ein großer Mangel an durchdringender Schärfe des Verstandes zeige.

Ein neues Werk von Mrs. Trollope *Jonathan Jefferson Whitlaw* (1836) wird im *Conversationsblatt* 1837 (Nr. 153) als langweilig für alle bezeichnet, die sich nicht gerade für die Sklavenfrage interessieren. Andere Zeitschriften halten dies Buch einer längeren Besprechung nicht wert; so sagt das *Literaturblatt* 1838 (Nr. 17) nur einige wenige bedeutungslose Worte darüber. Aber in der *Eleganten Welt* 1838 (Nr. 184) ersteht dem Buch ein warmer Verteidiger; lesen wir doch da:

„Dieser Roman macht dem Herzen und dem Talent der Verfasserin gleich viel Ehre: ihrem Herzen wegen der schönen und lobenswerten Tendenz; ihrem Talent wegen der trefflichen Behandlung eines gut gewählten Stoffes. Wenig Romane, mit welchem uns das neblichte England die letzte Zeit überschwemmt hat, dürfen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sich messen mit dem vorstehenden an Interesse und Gediegenheit. . . . Sie hat die Personen mit einer treuen Beobachtungsgabe aufgefaßt und in möglichster Schärfe gezeichnet. . . . Die Handlung ist klar und lebendig; die Szenerie hat den Reiz eines wohltätigen Wechsels und die gemütlich einfache Darstellung erhält doch diejenigen Modulationen, welche die Einförmigkeit aufheben und das Interesse des Lesers fesseln."

Ihr nächster Roman *The Vicar of Wrexhill* (1838) hat sich in Deutschland mehr Freunde erworben. Zwar betont das *Conversationsblatt* 1838 (Nr. 197) hauptsächlich seinen Wert im Kampf gegen den Mystizismus, aber das *Literaturblatt* 1838 (Nr. 15) nennt ihn einen guten Roman, der aus dem Leben gegriffen und von klarer und feiner Charakterzeichnung sei, und der *Wegweiser* 1838 (Nr. 21) sagt sogar, daß das Werk mit Meisterhand entworfen sei, und daß besonders die Hauptcharaktere zum Teil mit männlich sicherer Hand keck skizziert, zum Teil bis in ihr kleinstes Detail mit Sorgfalt ausgemalt seien.

The Vicar of Wrexhill scheint die Gemeinde der Trollope-Bewunderer in Deutschland noch vergrößert zu haben, denn im nächsten Jahre erhalten wir nicht nur die Verdeutschung eines Werkes aus ihrer Feder, sondern das *Conversationsblatt* 1839 (Nr. 156) hält es sogar für notwendig, ihren Roman *The Widow Barnaby* (1838) gleich bei seinem Erscheinen im Original anzukündigen und dem Publikum damit ein sehr unterhaltendes Buch zu versprechen.

Die gleiche Zeitschrift bespricht 1839 (Nr. 136) ein anderes Buch von Mrs. Trollope *Vater*, *Mutter und Sohn* in einer sehr scharfen Kritik, die zunächst die Unwahrheit des Buches angreift und das Werk außerdem als ein frivoles, gemütloses und serviles kennzeichnet. Es spricht für die Gerechtigkeit des Kritikers, daß er trotzdem Mrs. Trollope als talentvolle Schriftstellerin schildert, deren Werk spannend und unterhaltend, ja selbst hie und da mit Feinheit geschrieben sei, leider aber zu oberflächlich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und, was dem Kritiker als Hauptfehler erscheint, bloß mit dem Kopf und nicht mit dem Herzen gemacht sei, und deshalb sich auch für Gemüt und Herz und für alle höheren Interessen der Menschen nichts darin finde.

Ein Werk, das dieselbe Zeitschrift noch im gleichen Jahre (Nr. 153 und 316) ziemlich eingehend behandelt, *Michael Armstrong* (1840), ist das letzte der Mrs. Trollope, das sich in Deutschland eines regen Interesses erfreut. Im *Conversationsblatt* wird das Hauptgewicht der Behandlung auf die politische Tendenz des Werks gelegt und es in dieser Beziehung oberflächlich genannt; zur Beurteilung des künstlerischen Wertes übergehend, sagt der Rezensent:

„Von ästhetischem Gesichtspunkt aus alles Gehalts ermangelnd, jeder vernünftigen Regel der Komposition widersprechend, in Inhalt und Sprache sich ganz den untersten Kreisen der Gesellschaft, deren Begriffsvermögen, Vorurteilen und Wünschen anschliessend, ist er zum Volksbuch bestimmt und wird, da er in illustrierten Shillingsnummern erscheint, in die Hütte auch des ärmsten Arbeiters Eingang finden.“

Nachdem dieser Roman 1841 eine Verdeutschung erfahren, wird ihm wiederum im *Conversationsblatt* 1842 (Nr. 106) eine Besprechung zuteil, die jedoch wesentlich von der ebengenannten verschieden ist; denn das Buch wird dem deutschen gebildeten Leser warm empfohlen.

Diese Beurteilung des Romans darf uns jedoch nicht täuschen: Die Popularität der Mrs. Trollope in Deutschland ist stark im Abnehmen begriffen. Das deutlichste Zeichen dafür ist, daß uns in den nächsten Jahren nur ganz vereinzelt einmal eine Verdeutschung eines Werkes von ihr begegnet; im allgemeinen scheint die Nachfrage danach nicht mehr groß gewesen zu sein. Ein gewisses Interesse bleibt ihr insofern bewahrt, als doch noch einige Zeitschriften gelegentlich über ihre neuesten Werke kurz berichten und sie auch teilweise noch kritisch behandeln. Dabei ereignet sich das Merkwürdige, daß jetzt, nachdem die Menge anscheinend wirklich von ihrer Liebhaberei für

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Mrs. Trollope abgekommen, wobei doch sicher die vielfach unbarmherzige Kritik ihrer Werke durch die Kunstrichter ihr Teil beigetragen, die öffentliche Kritik ihre Partei ergreift, zwei Dinge jedoch immer als unerfreulich hervorhebt: ihre Herzlosigkeit und ihre kühle illusionslose Art, alle Dinge bis aufs Mark zu zerfasen. So äußert sich ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1842 (Nr. 125) beim Erscheinen der *Blue Belles of England* (1841) recht anerkennend über die schnelle Auffassungsgabe, mit der sie Licht- und Schattenseite des menschlichen Charakters schaue und zeichne, über ihre beinahe männliche Feder, die das Buch zu einem geistreichen und interessanten mache, doch sagt er zum Schluß: „aber lieb kann deshalb niemand die geistreiche Frau gewinnen."

In der gleichen Zeitschrift 1843 (Nr. 146) wird ein neues Buch von Mrs. Trollope: *Hargrave* (1843) als recht unterhaltend bezeichnet, und noch im selben Jahrgang kommt eine Übersetzung der schon im Original besprochenen *Witwe* zur Anzeige und wird als sehr heiter und ansprechend empfohlen.

Aus Anlaß eines neuen Romans *The Robertses* (1846) geht ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1846 (Nr. 193) wieder etwas mehr auf Mrs. Trollopes Fehler ein und nennt besonders ihre Neigung zur Bosheit, die sich namentlich auch in der Vorliebe für die schonungsloseste Enthüllung der kleinlichsten und unerfreulichsten Züge des weiblichen Herzens zeige.

Ein weiterer Roman der Schriftstellerin *The Three Cousins* (1847) findet, „obwohl sonst nicht zu ihren besten gehörend", im *Conversationsblatt* 1848 (Nr. 47) Lob wegen seiner kräftigen und guten Charakterzeichnung, und schließlich erfahren wir sogar von ihrem Roman *Town and Country* (1847), daß er frei sei von all den Mängeln, die die Kritik sonst Mrs. Trollope vorgeworfen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

So finden wir in der Mitte des 19. Jahrhunderts den Namen der Mrs. Trollope als einen der in dieser Zeit in Deutschland bekannteren Schriftsteller, wohl hat sie die Jahre ihres größten Ruhms, der etwa in die Zeit von 1834—1840 fällt, überschritten; aber immer noch gehört sie zu denen, die man nicht übersieht, und denen man, wenn auch vielleicht nicht für ihre gegenwärtigen Erzeugnisse, jedoch in Erinnerung an die Gaben ihrer Blütezeit eine gewisse Beachtung und Anerkennung nicht versagt.

5. Lady Blessington.

Lady Blessington (1789—1849) spielt während der dreißiger und vierziger Jahre auch in der deutschen Literatur eine gewisse Rolle. Ihr Name wird etwa 1833 zum erstenmal genannt. Die Kritik behandelt sie zwar sehr gleichgültig, nennt ihre Romane Dutzendware ohne jede Tiefe und Originalität; aber die Menge scheint sich für ihre Erzeugnisse mehr erwärmt zu haben, denn ihre Werke (Confessions of an Elderly Lady, 1838; Idler in Italy, 1840; Idler in France, 1841) werden eilig ins Deutsche übersetzt und die Kritik, so deutlich man auch merkt, wie gern sie über diese Werke schweigend hinwegginge, wird so durch die öffentliche Meinung gezwungen, auf die Produkte aus der Feder der Lady Blessington einzugehen, und sie tut es, indem sie immer wieder fragt, warum solch wertlose Bücher denn überhaupt übersetzt werden. Über diese Erscheinung in der Literatur ist sich die deutsche Kritik ziemlich einig, nur daß, je nach dem Höflichkeitsgrad des betreffenden Kunstrichters, der eine oder andere versucht, ihr auch eine gute Seite abzugewinnen, indem er ihren flüssigen Stil, ihre gute Beobachtungsgabe, soweit es sich um ihre Kreise handelt, hervorhebt. Aber ein eigentlicher Tadel ist noch viel seltener als dieses gelegentliche Lob, denn das ist eben das Charakteristische an der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aufnahme der Lady Blessington in Deutschland, daß es eine durchaus gleichgültige ist. Die Erzeugnisse der Lady Blessington werden von vornherein nicht als Kunstprodukte betrachtet, und demgemäß spart sich jede etwas ernsthaftere Kritik sowohl das Eingehen auf Einzelheiten, als überhaupt den Tadel.

6. Anna Eliza Bray.

Zu den englischen Schriftstellerinnen, mit denen sich die deutschen Zeitschriften während einiger Zeit sehr intensiv beschäftigen, gehört Mrs. Bray (1790—1883). Angeregt durch das große Lob, welches der Schriftstellerin in England zuteil wurde — so dürfen wir wenigstens aus einer Notiz im *Wegweiser* 1836 (Nr. 70) schließen — hat man ihre Werke ins Deutsche übertragen. Hier steht man ihr im allgemeinen nicht sehr günstig gegenüber; doch für anspruchslose und hauptsächlich für fromme Gemüter scheint sie sehr viel Anziehendes zu haben. Denn ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1836 (Nr. 157 und 158) kann sich an Begeisterung für ihre historischen Romane nicht genug tun. Doch hören wir ihn selbst:

„Von Mrs. Bray können alle deutschen Romantiker lernen, wie man Natürlichkeit mit Wirkung vereinigt, wie man anziehend, lehrreich, im höchsten Grade unterhaltend erzählen kann, ohne der Schicklichkeit, den Geschmacksgesetzen, der Naturwahrheit jemals zu nahe zu treten. Ihre ruhigen, ungemein besonnenen, spiegelhellen Gebilde, lassen eben in ihrer Ruhe einen tiefen Eindruck in der Seele zurück. ... Es ist zuvörderst ein tiefes, religiös-ethisches Moment, indem die Erfindungen dieser Schriftstellerin gleichsam schwimmen, und das ihnen eine so ungemeine Wirkung mitteilt, gegenüber den prinzipienlosen, in sich häßlichen, satanischen Gebilden der neuesten französischen Schule des Romans.“

Wir können also nicht im Zweifel bleiben, daß es das didaktisch-moralische Element in Mrs. Brays Werken ist, das diesen Kritiker anzieht, und wenn wir weiter lesen:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Nirgend wird etwas Gewaltsames, ein hervorbrechendes Streben, nirgend Haß oder Zwang sichtbar“ oder: „Mrs. Bray erscheint niemals hingerissen, sie beherrscht ihren Stoff und die Handelnden; sie kennt ihr Ziel und ihre Grenzen“,

so wird es uns klar, daß die vielgepriesene Harmonie der Schriftstellerin Temperamentlosigkeit und korrekte englische Kühle ist. Trotzdem stellt dieser Kritiker Mrs. Brays Produkte über alles, was in Deutschland auf dem Gebiet des historischen Romans geleistet worden ist, er empfiehlt sie jungen Dichtern, um daran zu lernen, er bewundert die Reinheit, die Harmonie, die alle Werke durchfließt, kurz, Mrs. Bray ist für ihn das Ideal einer Schriftstellerin, wenn er auch zugibt, daß es noch höhere Bestrebungen, wie etwa im *Wilhelm Meister* oder auch in Tiecks Werken gebe; aber sein Gesamturteil lautet doch:

„Den reinen Zweck angenehmer Unterhaltung ins Auge gefaßt, glauben wir nicht, daß die erzählende Kunst höhere Erfolge erreichen können, als bei Mrs. Bray geschieht.“

Dieser allzu lobenden Kritik, die offenbar einem sehr moralischen aber unkritischen Kopf entstammt, tritt ein anderer Rezensent in der gleichen Zeitschrift 1838 (Nr. 356) scharf entgegen; er findet, daß Mrs. Bray sich ja recht stark an Scott anlehne, aber dessen besseren Romanen durchaus nicht nahe komme. Ihre Produkte seien kleinliche Mosaikarbeit, aber nicht aus einem Guß, doch der Hauptfehler bestehe in einer geradezu tödlichen Langweile. Deshalb möchte er auch die Romane der Mrs. Bray nicht weiter nach Deutschland verpflanzt sehen. Diese Meinung vertreten noch eine ganze Reihe von Beurteilern und selbst die wohlwollendsten geben nur eine bis zu einem gewissen Grade gute Scott-Nachahmung zu, die aber aufhöre, sobald es sich darum handle, die Fabel der Erzählung mit der Geschichte zu einem einzigen Ganzen zu verschmelzen; aber alle sind sich darüber einig, daß Mrs. Brays Romane endloseste Langeweile erzeugten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Dieser Umstand hat wohl ihrem kurzen, vielumstrittenen Ruhm in Deutschland ein rasches Ende bereitet; denn, wie reich auch die Jahre 1836 bis 1839 an Erwähnungen der Schriftstellerin sind, hören wir nach dieser Zeit doch nichts mehr von ihr.

7. Miss Harriett Martineau.

Schon zu Beginn der dreißiger Jahre taucht hin und wieder eine Kritik über den einen oder anderen Roman der Miß Martineau (1802—1876) auf. So erhalten wir z. B. im *Magazin* 1836 (Nr. 86) einen kurzen Aufsatz über ihre Bedeutung als Verfasserin der staatswirtschaftlichen Romane, dem längere Auszüge aus denselben beigefügt sind. Im gleichen Jahre weist das *Magazin* (Nr. 121) noch auf die Selbstbiographie der Schriftstellerin hin. Auch im *Magazin* 1838 (Nr. 50) begegnen wir ihrem Namen wieder in einem englischen Literaturbericht. Auf diese Weise sporadisch dringt doch immer wieder etwas über Miß Martineau ins deutsche Publikum, bis schließlich ihr Roman *The Hour and the Man* (1841), der schon im *Conversationsblatt* 1841 (Nr. 31) als eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen der historischen Romanliteratur in England genannt wird, 1842 auch ins Deutsche übertragen wird und da eine recht günstige Aufnahme empfängt. Das *Conversationsblatt* 1842 (Nr. 89) spendet dem Übersetzer sogar großes Lob, daß er die deutsche Literatur um einen so guten Roman bereichert habe.

Ein zweites Werk von Miß Martineau, freilich etwas anderer Art, die *Ansiedler im eigenen Hause* (Settlers at Home, 1841), wird 1846 gleichfalls nach Deutschland verpflanzt, und zwar nennt sich W. Häring als Herausgeber des Werkes. Er selbst spricht sich in einem längeren Artikel im *Conversationsblatt* 1846 (Nr. 119) sehr günstig über dieses Werk und überhaupt über die schriftstellerische

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tätigkeit der Miß Martineau aus. Besonders hebt er hervor, daß sie durch ihre klare, reine und sichere Art ganz hervorragend zur Jugendschriftstellerin geeignet sei, doch daß sie den Erwachsenen in gleichem Maße anziehe und feßle. Trotz dieses Eintretens für Miß Martineau und trotzdem es von so berufener und geachteter Seite kam, scheint die Schriftstellerin in Deutschland keine Freunde gefunden zu haben, denn abgesehen von ein paar Besprechungen des von Alexis herausgegebenen Buches deckt wiederum ungehobenes Schweigen ihren Namen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

XIV. Der Seeroman.

1. Frederick Marryat.

Gegen Mitte der dreißiger Jahre begegnen wir dem Namen Marryats (1792—1848) zum erstenmal in deutschen Zeitschriften. Die Beliebtheit des Schriftstellers wächst so rasch, daß er schon 1835 das Interesse beherrscht, und noch in weit höherem Maße ist dies 1836 der Fall; aber schon in den zwei folgenden Jahren nimmt die Aufmerksamkeit sehr stark ab, und die Erwähnungen werden selten, bis nach 1842 Marryat so gut wie ganz wieder vergessen ist.

Die frühesten gründlicheren Besprechungen Marryatscher Bücher stammen, soviel wir wissen, aus dem Jahre 1834; doch sie schließen sich schon an Übersetzungen an; und dies ist bei den Marryatschen Büchern fast durchaus der Fall geblieben, und nur in ganz vereinzelten Ausnahmen kündigt eine sehr eifrige Zeitschrift hie und da das Erscheinen eines seiner Romane schon im Original an; meist jedoch ist das Publikum durch die den Marryatschen Romanen mit der äußersten Schnelle folgenden Übersetzungen so vollauf in Anspruch genommen, daß das Ignorieren der Originalausgaben durchaus nicht einen Mangel an Interesse für Marryat verrät, sondern daß eben eine Anzeige nicht notwendig war, besonders da die Romane Marryats so rasch hinter einander folgten, daß die Kritik schon genug damit beschäftigt war, in den Übersetzungen das Publikum auf dem Laufenden zu erhalten.

Der erste in Deutschland durch die Richardsche Übersetzung bekannt gewordene Roman von Marryat ist *Peter Simple* (1834). Die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1834 (Ergänzungs-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

blätter 68) widmet ihm eine lobende Ankündigung. Einem Kritiker, D. M. Müller, im *Wegweiser* 1834 (Nr. 82) sagt nur die Personenzeichnung im allgemeinen zu, den Humor jedoch findet er recht breit und das Buch ein wenig langweilig und eintönig, besonders durch den rücksichtslosen Gebrauch der Seemannsterminologie. Ein Rezensent weist im *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 27) gleichfalls auf diese Eigentümlichkeit Marryats hin. Aber er beurteilt sie anders, wie ihm überhaupt schon die Gestalt Marryats viel wichtiger erscheint. Er sagt darüber:

„Eben deshalb aber, weil der Verfasser so rücksichtslos und frischweg erzählt, gewährt er seiner Darstellung für jeden, der sich ihr nur erst hingegeben hat, einen unendlichen Reiz, und bald glaubt man ordentlich gesund zu werden im Anschauen und Mitgenuß einer Wirklichkeit, wie sie in Romanen so höchst selten gefunden wird."

Er sieht in Marryat nicht nur den Romanschriftsteller, sondern die Verkörperung des Prinzips der Gesundheit im Gegensatz zu den modernen Tendenzen der Deutschen und Franzosen, die sich an der Darstellung des Gemeinen, Nichtswürdigen, Verschrobenen, Abscheulichen und Leichtfertigen gefallen.

Schon wenige Nummern später (178) bringt das gleiche Blatt den Roman *Jakob Ehrlich* (Jacob Faithful, 1834) zur Anzeige. Der Kritiker ist überzeugt, daß das Buch viel Teilnahme finden werde. Er deckt die Fehler und Mängel, zu denen er z. B. die „Zerhauung des Knotens" rechnet, offen und ehrlich auf, denn das Buch sei gut genug, um dies zu vertragen, ohne dadurch an Interesse einzubüßen. Dagegen finden wir diesen Roman im *Wegweiser* 1836 (Nr. 7) sehr ablehnend beurteilt. Der Kritiker tadelt vor allem große Breite und Monotonie der Begebenheiten, außerdem die ständige Gesellschaft von Gaunern, Verbrechern, Bootsknechten und ähnlichen Individuen, und er sagt sogar ganz unumwunden, daß das Buch es nicht verdient hätte, übersetzt zu werden.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Marryats Beliebtheit ist in dieser kurzen Zeit schon zu einer solchen Höhe angestiegen, daß sein Roman *Der Pascha* (The Pascha of Many Tales, 1835) gleichzeitig in zwei Verdeutschungen herauskommt. So wird in einer Besprechung dieses Buches im *Wegweiser* 1835 (Nr. 59) von Theodor Hell Marryat auch schon „der bekannte Verfasser des Peter Simple" genannt, der in diesem neuen Werk seine Vielseitigkeit bekunde und wegen der Lebendigkeit seines Vortrags sicher mit Vergnügen gelesen werde. Im *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 339) vergleicht ein Kritiker das gleiche Werk sehr zu seinen Gunsten mit 1001 Nacht und findet die Treue der morgenländischen Charakteristik der von Morier gleichkommend.

In der gleichen Nummer noch findet sich die Anzeige eines weiteren Romans von Marryat *Newton Forster* (1832). Das Buch wird trotz des schon vielfach behandelten Stoffes, weil von Marryat stammend, freudig begrüßt und ihm wird auch im *Wegweiser* 1835 (Nr. 61) die größte Anerkennung zuteil; ja hier lesen wir sogar, daß Marryat mit diesem Roman einem Bedürfnis des Publikums entgegengekommen sei, und es scheint mir damit ein wesentlicher Punkt, den wir zur Erklärung der Marryat-Mode mit heranziehen müssen, berührt zu werden. Der Kritiker sagt hier über den Roman:

„Der Verfasser hat die gegenwärtige Lesewelt gewiß richtig beurteilt, indem er ihr gerade einen neuen Seeroman darbot, dessen Szenerie alle diejenigen Kontraste vereint, die zur Erhaltung des Lese-Interesses beitragen. ... Über aller Buntheit so vieler Vorgänge und Bilder schwebt aber, gleich einem leisen süßen Duft, ein Charakter resignierter Frömmigkeit, welcher dieses Buch auszeichnungsweise ziert, und der vortrefflich zu dem Kampfe paßt, den der Seefahrer beständig mit übermächtigen Elementen zu bestehen hat. Ich gestehe, daß ich mich durch diese Eigenschaft des Buches tief habe rühren lassen, und ich wünsche aus der Fülle meines Herzens, daß dasselbe auf recht viele Verwandte Gemüter einen ähnlichen Eindruck hervorbringen möchte."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das folgende Jahr bringt eine noch reichere Fülle von Marryatschen Romanen und ein noch lebhafteres Interesse. Wir können sagen, daß er 1836 der Schriftsteller ist, der das Feld beherrscht. Doch in dieser Zeit, da die Marryatschen Werke zumeist im Schwange sind, sehen wir schon den Keim zum Sinken seiner Beliebtheit. Die Kritik wird schärfer, je mehr sich die Vorliebe der Menge für den Schriftsteller steigert, und der erste Streich wird gegen die Wurzel seines Ruhmes geführt, als man sich nach den Gründen seiner Popularität fragt und nun die Werke des Schriftstellers nicht mehr nur vom Unterhaltungsstandpunkt aus beurteilt, sondern auch nach höheren Werten, nach ästhetischen und moralischen, sucht.

1836 begegnet uns zunächst Marryats Roman Japhet (Japhet in Search of a Father, 1836), der schon in der *Eleganten Welt* 1836 (Nr. 3) kurz genannt wird und unter anderem im *Literaturblatt* 1836 (Nr. 96) eine eingehende Behandlung findet. Der Kritiker nennt ihn hier eines der anziehendsten Werke des Verfassers, obwohl er nicht verhehlt, daß ihm die Vorliebe für Marryat unbegreiflich ist, und daß sehr viele englische Werke es mehr verdienten, ins Deutsche übersetzt zu werden, als die seinigen. Eine andere Besprechung dieses Romans im *Conversationsblatt* 1836 (Nr. 285) beschränkt ihre Kritik auf die Bemerkung, daß der Roman durchaus nichts Marryatsches an sich trage, denn erstens fehle ihm Marryats Frische, dann sei nicht die geringste Anspielung auf das Seeleben vorhanden, und schließlich sei die Sprache philosophischer, künstlerischer, als sie bei Marryat zu sein pflegte.

Ein neuer Roman *Der Seeoffizier* (The Naval Officer, 1829) ist der Gegenstand einer Kritik in der *Eleganten Welt* 1836 (Nr. 8); doch diese ist durchaus ablehnend. Der Hauptfehler, der gerügt wird, kommt in den Worten zum Ausdruck:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Er schildert die Verhältnisse, wie sie sind, gedehnt, einförmig, langweilig und leblos, ohne zu berücksichtigen, daß sie so für den Roman nicht geeignet sind."

Nur die Charakterzeichnung, besonders die des Helden, wird gelobt. Darin schreibt auch ein Kritiker im *Literatur-blatt* 1836 (Nr. 35) Marryat besonderen Scharfblick zu, er tadelt jedoch, daß Marryat soviel schlechte und verwerfliche Charaktere zeichne und ist auch sonst nicht sehr begeistert von dem Buch.

Der Pirat und die drei Kutter (The Pirate and the Three Cutters, 1836) gelangt 1836 (Nr. 171) in der *Eleganten Welt* zur Anzeige. Zwar lesen wir da: „Einen neuen Roman von Captain Marryat nimmt man immer mit Interesse zur Hand", und es wird ihm ein unerschöpflicher Humor zugesprochen, aber über das vorliegende Werk heißt es, daß es sich der Verfasser hier recht leicht gemacht habe. Den gleichen Tadel spricht C. von Wachsmann im *Wegweiser* 1838 (Nr. 44) über das Werk aus, aber das Endresultat ist trotzdem: „Das Buch hat unbestreitbar eine große Unterhaltungskraft". Dagegen haben die Erzählungen, besonders die *Drei Kutter*, in dem Kritiker des *Conversationsblattes* 1836 (Nr. 332) einen warmen Verteidiger, beginnt er doch seine Rezension folgendermaßen:

„Mit dem besten Gewissen empfehlen wir allen Liebhabern von Captain Marryats Werken obige zwei Erzählungen, und die zweite als ein wahres Meisterstück von Witz und Laune und lustiger See-Intrigue, selbst denen, welche sich bis jetzt noch nicht zu diesen Liebhabern rechneten."

Noch ein weiteres Werk von Captain Marryat schenkt das Jahr 1836 dem Publikum: *Mr. Midshipman Easy* (1836). Hier einmal treffen wir auf den seltenen Fall, daß ein Roman schon im Original den deutschen Lesern angezeigt wird. Der Rezensent, der dies im *Magazin* 1836 (Nr. 124) tut, ist mit dem Werk sehr zufrieden und betont immer aufs neue die eine wunderbare Eigenschaft des Verfassers, die unbezwingliche gute Laune. Aber er

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ist objektiv genug, auch die Mängel, wie etwa die nachlässige Sprache, nicht ungerügt zu lassen; überhaupt sieht er sehr klar, daß der Wert der Marryatschen Romane durchaus nicht auf dem künstlerischen Gebiet liegt, sondern daß der Hauptwert im Stimmungsgehalt, d. h. der guten Laune und zweitens in dem Duft des Selbsterfahrenen, Lebensvollen und den dadurch hervorgebrachten starken Effekten liegt.

Auch das *Conversationsblatt* 1837 (Nr. 133) rechnet diesen Roman unter die besten des Verfassers. Ja der Rezensent will sogar an ihm bemerken, daß Marryat seines Talentes immer sicherer werde, denn er vermeide darin alles, was ihm nicht gemäß sei und werfe sich mehr aufs Komische und Praktisch-Nützliche.

Neben diesen Einzelkritiken erscheinen schon in diesem Jahre eine Reihe von allgemeinen Aufsätzen über Marryats Gesamttätigkeit, über den künstlerischen Wert seiner Romane, über das Wesentliche und Bedeutungsvolle seiner Erscheinung als Ausfluß der Zeit und über den Grund der Beliebtheit seiner Werke.

Ein solch eingehender Aufsatz begegnet uns z. B. im *Literaturblatt* 1836 (Nr. 96). Hier heißt es:

„Captain Marryat ist einer von den Romanschriftstellern, welche ihren Erfolg ebenso der Wahl ihrer Aufgaben zu verdanken haben, als jener Sympathie, welche nicht fehlt, sich zwischen Schriftstellern von Talent, aber ohne tieferen Lebensblick und ohne reiche Poesie, und der größeren Masse der Lesewelt einzufinden. ... Er ist fürs erste Romanschriftsteller, im vulgären Sinn des Wortes, und kein Poet, ein Zug, den er, beiläufig gesagt, mit Bulwer gemeinschaftlich hat. Er besitzt offenbar mehr Verstand als Phantasie, und die Stellen, welche zum Gegenteil überreden möchten, als feurig und hinreißend, sind dem Gedächtnis entnommen. ... Ohne diese Erfahrung würde er sicher kein gleiches Glück gemacht haben."

Der Kritiker führt nun weiter aus, daß Marryat wohl für eine kurze Zeit alle Augen auf sich lenken könne, aber daß er keine bleibende Erscheinung in der Literatur sein

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

werde. Sogar die Schilderungen des Seelebens, die doch gerade als Marryats eigentlichstes Feld angesehen werden, mißfallen ihm, da sie nur beiläufig und ohne tieferes Interesse gezeichnet seien. Unter den Marryatschen Werken erteilt er *Newton Forster* den Preis.

Ein allgemeines Urteil über Marryat finden wir auch im *Magazin* 1836 (Nr. 134), in einem Aufsatz über Captain Marryats Seeromane, der zwar nur mit N. M. M. unterzeichnet ist, aber wohl aus dem New Monthly Magazine entnommen ist, denn Äußerungen darin lassen deutlich erkennen, daß er aus der Feder eines Engländers stammen muß. Dieser Aufsatz ist wesentlich anerkennender als die meisten, die deutsche Kritiker zum Verfasser haben. Zwar werden auch hier manche Fehler oder Eigentümlichkeiten Marryats angemerkt, aber der Kritiker versteigt sich sogar soweit, Marryat einen Genius zu nennen:

„Bei Marryat ist schlichte wahre Natur und zwar Natur ohne Erhebung und Pathos; seinen Beruf erfüllt er, indem er mit kräftigen derben Pinselstrichen die Dinge darstellt, wie sie sind. .... Durch diese schnell und sorglos, aber fest und sicher geführten Pinselstriche bringt er in dem Leser eine Illusion hervor, die sich bis zur Überzeugung und zum festen Glauben an die Wahrheit und Wirklichkeit der Ereignisse und Personen steigert.“

An die Beobachtung, daß Marryats Werke sich alle ziemlich ähnlich seien, aber trotzdem nicht ermüdeten, schließt der Kritiker die Bemerkung an:

„Darin eben bewährt sich das Genie, daß sich an dieser Einförmigkeit gleichwohl die größte Mannigfaltigkeit entwickelt, und daß aus dem Komplex so einfacher und sich immer wiederholender Elemente beständig neue und überraschende Beziehungen und Zusammenstellungen hervorgehen.“

Ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1836 (Nr. 226) weist zum erstenmal auf den Materialismus in Marryats Romanen als künstlerisches Prinzip hin; er sieht darin eine einfachere, unkompliziertere Lebensauffassung und damit einen Rückschlag gegen die überfeinerte, überkultivierte,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

deren Vertreter Bulwer z. B. ist. Aber der Kritiker betont stark, daß das Stück Leben, das Marryat darstellt, ein triviales Leben ist, und daß seine Werke durchaus keine Kunstwerke sind:

„Sein Genie ist das Genie der Wirklichkeit, das ist — kein Genie; ein geschickter, ein vorurteilsfreier, heiterer, lebendiger Kopist steht er da und teilt uns das Stück Leben mit, das ihm zugefallen ist; sein Sinn ist grad und praktisch, aber sein ethisches und ästhetisches Gefühl wenig ausgebildet.“

Auch die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1837 (Nr. 33) bringen über Marryat einen allgemeinen Artikel — es ist eine Übersetzung aus dem *New Monthly Magazine* —, der weniger lobend ist, als sonst englische Stimmen über Marryat zu sein pflegen. Darin heißt es:

„Marryat besitzt zu wenig Stetigkeit und Schärfe, sowie zu wenig Tiefe, um Humorist zu sein. Zu rühmen ist aber an ihm, daß er nie ins Gemeine und Zotenhafte verfällt. Sein Buch ist ein Ganzes; aber sein Wert besteht wesentlich darin, daß es eine unterhaltende, zusammenhängende Erzählung ist.“

Nachdem man nun eine solche Fülle von Marryatschen Werken erhalten hat, nachdem sich auch die Kritik sogar von allen möglichen philosophischen Gesichtspunkten aus mit ihm auseinandergesetzt, erlahmt das Interesse an diesem Schriftsteller in Deutschland zusehends. Es steht noch im Zeichen des Höhepunkts der Marryatbegeisterung, daß das *Magazin* 1837 (Nr. 51 und 94) und 1838 (Nr. 1) Auszüge aus Marryatschen Werken bringt. In diesen Jahren tauchen zwar noch immer neue Werke von Marryat auf, aber sie finden längst nicht mehr die Beachtung, die seinen ersten Romanen zuteil wurde; es will schon viel heißen, wenn diese oder jene kritische Zeitschrift sich dazu herabläßt, sie zu besprechen, während doch nur wenige Jahre zuvor die verschiedenen Blätter wetteiferten, ihrem Publikum seine neuesten Erzeugnisse möglichst rasch bekannt zu machen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Eines der Bücher, aus dem schon 1837 das *Magazin* Auszüge gebracht, das *Geisterschiff* (The Phantom Ship, 1839), erscheint 1838 in einer Verdeutschung von Richard, und bald darauf kommt noch eine zweite Übersetzung des Werkes von Lotz heraus. Trotzdem geht die Kritik mit wenigen Worten darüber hinweg, und es ist ganz offensichtlich, daß Marryat mit dem Reiz der Neuheit das hauptsächlichste Interesse verloren hat. Die Tatsache, daß trotzdem in den Jahren 1841 und 1842 noch mehrere Werke von Marryat in deutscher Übersetzung herauskommen, so: *Der arme Jakob* (Poor Jack, 1840), *Die geheimnisvolle Sühne*, eine Fortsetzung des Geisterschiffs, und eine Sammlung kleiner Erzählungen: *Olla Podrida* (1840), scheint auf den ersten Blick dagegen zu sprechen, doch die äußerst kühle Aufnahme, die die Kritik diesen Werken zuteil werden läßt, bestätigt unsere Beobachtung, daß die kurzen Jahre der Marryatbegeisterung endgültig vorbei sind.

2. Frederick Chamier.

Nachdem Marryat die Bahn gebrochen, schießen allerorten die Seeschriftsteller hervor, und die günstige Aufnahme, die Marryat in Deutschland gefunden, läßt auch für diese Nachfolger Interesse vermuten, so daß die deutschen Zeitschriften nun regelmäßig über derartige Erscheinungen berichten, und daß auch Übersetzer sich bald dieser Werke bemächtigen. Von Engländern sind hier besonders die Namen Chamier (1796—1870) und Wilson zu nennen.

Chamier, dessen *Leben eines Seemanns* (Life of a Sailor, 1832) deutsch von Jürgens, schon 1835 in Deutschland veröffentlicht wird, erfreut sich einer günstigen Beurteilung, so von C. von Wachsmann im *Wegweiser* 1836 (Nr. 12), ohne daß jedoch das Interesse ein großes gewesen wäre. *Ben Brace* (1836), ein weiterer Roman von Cha-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mier, scheint mehr Aufsehen erregt zu haben, denn die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1836 (Nr. 69 und 70) widmen ihm einen längeren Aufsatz, der zwar nur zum geringsten Teil von Chamier handelt, sondern in allgemeine Betrachtungen über den Unterschied zwischen englischen und deutschen Schriftstellern übergeht, in dem aber doch Chamier manch lobendes Wort zuteil wird. Deutlicher kommt die Anerkennung noch zum Ausdruck in einer Rezension im *Conversationsblatt* 1837 (Nr. 153), die sich an die Bärmannsche Übersetzung des Romans anschließt; hier geht der Kritiker sogar so weit, daß er Chamier, neben, wenn nicht über Marryat stellen möchte, eine Beurteilung, die doch sehr schmeichelhaft für Chamier ist, wenn man bedenkt, daß Marryat gerade in diesen Jahren einer der beliebtesten Autoren ist.

Doch rascher noch als das Interesse für Marryat sinkt dasjenige für Chamier; wohl übersetzt Bärmann seine Werke rüstig weiter, was uns auf eine etwas andere Gesinnung des großen Publikums in bezug auf die Chamierschen Seeromane hinweist, doch die berufsmäßige Kritik stellt sich bald schon feindlich gegen den Schriftsteller, wie dies zum Beispiel in der Anzeige des *Bananat und sein Neffe* im *Conversationsblatt* 1837 (Nr. 246) zum Ausdruck kommt, oder man übersieht ihn ganz; und eine recht wohlwollende Besprechung, wie wir sie etwa im *Conversationsblatt* 1838 (Nr. 332) im Anschluß an die Übersetzung der *Arethusa* (The Arethusa, 1837) finden, steht ganz vereinzelt da.

Wir müssen auch diesen Schriftsteller unter den gleichen Gesichtspunkten betrachten wie Marryat. Ein unbegreiflich rascher Aufstieg im Gefolge Marryats, ein Höhepunkt der Beliebtheit von kurzer Dauer gleichzeitig mit diesem und schließlich ein jäher Sturz, sobald das Interesse das ganz offenbar nur von Marryat geborgt, ist, abflaut, das sind die einzelnen Abschnitte der Aufnahme Chamiers in Deutschland.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

3. Wilson[1].

Neben Marryat ist sicherlich Wilson der beliebteste Schriftsteller auf dem Gebiet des Seeromans. Trotzdem ihn manche Kritiker weit über Marryat stellen, schwindet sein Ruhm noch rascher als der Marryats. Eigentlich ist es nur ein einziger Roman, der starke Beachtung findet, schon das nächste Werk wird viel ablehnender aufgenommen, und später kümmert sich die Kritik überhaupt nicht mehr um ihn. Dieses Buch, das seinen Ruhm begründet, aber auch allein ausmacht, ist *Tom Cringles Schiffstagebuch* oder *Abenteuer eines Seeoffiziers*.

Im *Literaturblatt* 1836 (Nr. 46) finden wir eine längere begeisterte Besprechung des Romans. Wir lesen da:

„Wilson ist ein großer Poet und weit berechtigter als Captain Marryat, seine Schilderungen in regelrechter Romanform zu geben. ... Der Verfasser besitzt neben seiner außerordentlichen Phantasie ein reiches Maß von malerischem Anschauungsvermögen und das macht seine Schilderungen so hinreißend lebendig."

Das *Conversationsblatt* zeigt dieses Werk schon 1835 (Nr. 37) an. Hier werden die Abenteuer als in ergreifender Art vorgetragen bezeichnet, aber trotzdem wird Wilson mit Sue auf eine Stufe gestellt und die Überzeugung ausgesprochen, daß seinen Werken höchstens der Schein der Wahrheit, den er seinen Erlebnissen gegeben, ein längeres Leben verschaffen werde. Über den Inhalt des Buches hören wir das Folgende:

„Von dem Inhalt dieses Tagebuchs selbst können wir nur sagen, daß er mit Ausnahme des Eingangs auf das äußerste spannt und fesselt. Von Abenteuer zu Abenteuer geschleudert, die kurz, rhapsodisch, meist ohne Anfang und ohne Schluß erzählt sind, durchlesen wir das Buch, ohne daß die darauf verwendete Zeit bemerkbar würde. Ein besonderes Kunststück bewährt der Erzähler in

[1] Es ist uns nicht möglich gewesen, Persönlichkeit und Lebensdaten dieses Schriftstellers festzustellen, ein neuer Beweis, daß sein Ruhm nur sehr vorübergehend war und nur auf einer flüchtigen Strömung beruhte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

dem Abbrechen grausiger Szenen, auf die er unmittelbar die trockene Sprache des Schiffstagebuchs folgen läßt.“

Nach Veröffentlichung des zweiten und dritten Bandes kommt das *Conversationsblatt* 1835 (Nr. 248) noch einmal auf das „treffliche Schiffstagebuch“ zurück, und die zwei Bände haben den Kritiker wesentlich günstiger für Wilson gestimmt, denn er sagt bei dieser Gelegenheit:

„In Wahrheit hat uns selten ein Werk der Erfindung eine so dauernde und rege Teilnahme abgewonnen als dies *Tagebuch Tom Cringles*, das wie kein anderes mit den hellsten Farben Gefahr, Not, Lebensweise, Freuden und Denkart des englischen Seemanns durch alle Stadien und in allen wechselvollen Lagen, die das Erbteil seines Berufs sind, abbildet. In diesem Buch hat alles Körper und Wahrheit und es unterscheidet sich daher wesentlich von den Seegemälden Eugen Sues. ... Wilson erhebt alle Züge durch den glücklichsten Kontrast, die geschmackvollste Gruppierung und die täuschendste Erfindung. Die durchgehende Treuherzigkeit seiner Darstellung und die ganz neue Weise, das Rührende zu behandeln, indem er gegen alles Sentimentale wie wider Willen ankämpft, diese beiden Züge bilden den eigentümlichsten Reiz seines Werkes. Rechnen wir die lebensvolle Schönheit seiner Länder-, Sitten- und Naturschilderungen hinzu, so haben wir den Kreis der Verdienste desselben bezeichnet. Die Grundsätze dieser Blätter erlauben kein weiteres Eingehen in diese Vorzüge, aber sie verpflichten uns zu einer dringenden Empfehlung dieses trefflichen Gemäldes des Seelebens in allen seinen Bezügen, gleich ausgezeichnet als Schilderung des Wirklichen und als Werk der Erfindung.“

Einer solch günstigen und fast begeisterten Beurteilung hat sich Marryat nie zu erfreuen, und dennoch ist der Name Wilson sehr rasch wieder in Vergessenheit geraten.

Ein zweites Werk des Verfassers, *Benjamin Brails Seezüge*, ist noch 1836 von C. Richard verdeutscht worden, aber das Buch scheint wesentlich schwächer zu sein als das erstgenannte. Die *Elegante Welt* 1836 (Nr. 170) findet das Werk recht gehaltlos, läßt Wilson aber doch insoweit Gerechtigkeit angedeihen, als sie sagt, daß glänzende Naturschilderungen es schmückten, daß manche Szenen von einer tiefen Kenntnis des Herzens zeugten,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und daß man dem Buch nicht absprechen könne, daß sich der Leser nicht dabei langweile. Schärfer spricht sich der Rezensent des *Literaturblattes* 1836 (Nr. 101) über den Roman aus, und wir können dies auch begreifen, da gerade er mit ganz besonderem Enthusiasmus den *Tom Cringle* begrüßt und von Wilson Großes erwartet hatte. Zwar schiebt er einen Teil der Schuld auf die mangelhafte Übersetzung, aber er verhehlt sich doch nicht, daß selbst dies abgerechnet, dieses Werk wesentlich schwächer sei als Wilsons erster Roman; er vermißt die Klarheit und Frische des *Tom Cringle*, und auch dessen Liebenswürdigkeit findet er nicht wieder, und die Charakterzeichnung scheint ihm viel verloren zu haben; so schließt er seinen Bericht:

„Wenn wir also auch entweder durch die Schuld des Übersetzers oder wie es doch wahrscheinlicher ist, durch die des Autors, dem *Benjamin Brail* nicht gleichen Rang mit *Tom Cringle*, dieser bedeutenden Erscheinung, zuzuerkennen vermögen, so können wir sie doch mit gutem Recht in die Reihen der höher gestellten Tagesliteratur bringen, nur mit dem Wunsch, daß Wilson sein eminentes Talent für die Zukunft besonnener, ruhiger und langsamer ausüben möge."

Vielleicht war die Empfindung eine allgemeine, daß *Benjamin Brail Tom Cringle* gegenüber einen großen Rückschritt bedeute, oder es reizte doch Marryats Erzählerart das Publikum stärker und verdrängte so Wilson aus der flüchtigen Gunst; denn es ist der tatsächliche Stand der Kritik in den nächsten Jahren, daß Wilson vollkommen ignoriert wird.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

XV. Der Schauerroman.

1. Samuel Warren.

O. L. B. Wolff hat in einem größeren Aufsatz: *Streifzüge im Gebiet der neuesten ausländischen Literatur* in der *Eleganten Welt* 1833 (Nr. 147) zum erstenmal auf Warren (1807—1877) hingewiesen. Wolff erwähnt Warrens *Tagebuch eines Arztes* (1832—1838) — den Namen des Verfassers wußte man damals zwar noch nicht — als ein vortrefflich geschriebenes und interessantes Buch, das Menschenkenntnis und tiefes Gefühl bekunde; er wundert sich, daß es noch nicht übersetzt ist und empfiehlt es deshalb zur Übersetzung an.

Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden, denn schon in Nummer 94, 1834 konnte die *Elegante Welt* das Buch *Mitteilungen aus dem Tagebuch eines Arztes*, aus dem Englischen von C. Jürgens besprechen; doch ist der Kritiker nicht gleich günstiger Meinung wie Wolff, im Gegenteil, er wünscht, daß der Übersetzer das Zartgefühl der Leser etwas mehr geschont hätte, als er es getan, und ihm manche allzu düstere und realistische Teile erspart hätte.

Ein anderer Rezensent dieser Übersetzung, Theodor Hell, im *Wegweiser* 1834 (Nr. 20), steht durchaus auf seiten Wolffs und begrüßt es, daß dies Buch, das vor vielen anderen eine Verdeutschung verdiente, übersetzt worden ist; dabei verhehlt er freilich nicht, wie auch keine der anderen Kritiken, daß die Stoffe durchaus ernst, ja zum Teil schauerlich — sogenannte Nachtstücke seien.

Durchaus lobend, aber viel ausführlicher ist eine Besprechung im *Conversationsblatt* 1834 (Nr. 99). In dieser heißt es, daß das Buch die Lücke, die bisher in der medizini-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

schen populären Literatur geklafft, trefflich ausfülle, daß es ein Buch von wissenschaftlichen Kenntnissen und von außerordentlichem Zartgefühl sei. Vor allen Dingen hebt der Rezensent dies eine hervor, daß nirgends Schlüpfrigkeit herrsche, und aus diesem Grunde und wegen der außerordentlichen Wahrheit der Schilderung empfiehlt es der Rezensent besonders auch Lehrern und Seelsorgern als eines, das wohlgeeignet wäre, durch richtige Anwendung als Warnung Gutes zu wirken. Auch das *Literaturblatt* 1834 (Nr. 116—18) bringt eine kurze Beurteilung des Werkes und daran anschließend eine Reihe von Auszügen aus den einzelnen Erzählungen. Zum Schluß heißt es da:

„Aus diesen gedrängten Übersichten wird der Leser ermessen, wie inhaltreich diese Sammlung ist, mit welcher tiefen Menschenkenntnis sie konzipiert ist. Dieses Buch gehört nicht zu den vorübergehenden Erscheinungen der Literatur, es ist in seiner Art ebenso einzig als klassisch."

Nach dieser regen Anteilnahme für das Buch scheint das Interesse zu versickern, bis Jürgens, der Übersetzer, 1838 durch die Herausgabe eines zweiten Teils: *Letzte Mitteilungen aus dem Tagebuch eines Arztes* wieder neue Anregung schafft. Dieser zweite Teil wird im *Conversationsblatt* 1839 wiederum günstig beurteilt. Namentlich hebt der Rezensent dies hervor, daß das Buch trotz alles Schrecklichen und Entsetzlichen, das dargestellt werde, doch Befriedigung und Versöhnung, ja sogar Kräftigung und Ermutigung im Gefolge habe, weil der Verfasser das Schlechte im Individuum und nicht in der Gesellschaft finde; so gebe er psychologische Entwicklungen, die bei der Feinheit seiner Menschenkenntnis besonders anziehend und wertvoll seien.

Der Name des Verfassers Warren begegnet uns zum erstenmal in der Rezension des zweiten Teils der *Mitteilungen im Literaturblatt* 1839 (Nr. 21). Auch dieser Rezensent findet den Hauptreiz in der unverkennbaren Wahr-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

heit. Er nennt die Novellen psychologische Gemälde, Charakterbilder von tief ergreifender Wahrheit. Der Rezensent leugnet nicht, daß viel Gräßliches in diesen Bildern enthalten, aber er möchte es doch scharf von der Art des Widrigen trennen, wie sie hauptsächlich in Frankreich Mode, und er fügt hinzu:

„Etwas Edles, das durch das ganze Werk hindurch geht, mildert den schrecklichen Eindruck, den viele seiner Bilder hervorrufen müssen.“

Die genannten zwei Bände haben des Verfassers Ruhm in Deutschland so tief begründet, daß sich noch zehn Jahre später als Warren ein neues Werk *Jetzt und Einst* (Now and Then, 1847) veröffentlicht, sogleich ein Übersetzer findet. Auch die Kritik, soweit sie das Werk beachtet, nimmt es gut auf, wie zum Beispiel das *Literaturblatt* 1848 (Nr. 91).

Eine andere Besprechung im *Conversationsblatt* 1848 (Nr. 194) geht mehr auf das einzelne ein. Nach ihr ist die Fabel sehr schlecht gewählt; um so größer ist aber das Lob, das der sonstigen Ausführung gespendet wird; so sagt der Kritiker:

„Dennoch wäre jede ungedruckte Seite ein Verlust. Das Buch ist nämlich mehr und besser als eine bloße Geschichte. In übersprudelndem Mutwillen, im Bewußtsein seiner Kraft mag der Verfasser, um die Fruchtbarkeit seiner Hilfsmittel, den Glanz seines Genies, die Frische seiner Darstellung schlagend zu bekunden, sich diesen dürren Stoff ausgesucht haben. Er hat seinen Zweck erreicht. Der Wert und unabweisbare Reiz seines Romans ruht in der Klarheit der Charakterisierung und in der gesunden, das Ganze durchdringenden Moral. Die Zahl der auftretenden Personen ist nicht groß, aber jede leibt und lebt, und die bis ins Kleinste gehende Vollendung des Bildes tut der Kräftigkeit keinen Eintrag.“

Die allgemeine Begeisterung für Warrens *Mitteilungen aus dem Tagebuch eines Arztes*, die bis zum letzten Band dieses allmählich, in längeren Zwischenräumen erscheinenden Werkes vorhält, erklärt sich aus der Vorliebe des Publikums für das Tragische, Schauerliche,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Krankhafte, die gerade in jenen Jahren besonders stark war. Sie zeigt sich zuerst in der Sympathie für Maturin, teilweise auch für Byron, dann wieder bei der Aufnahme einiger Bulwerscher Romane, und schließlich steigt sie zu den höchsten Wellen empor, als Ainsworth in den dreißiger Jahren mit seinen Romanen an die Öffentlichkeit tritt. So bildet denn Warren nur einen Punkt auf der Linie, die von der Schauerromantik aus dem Anfang des Jahrhunderts zu Ainsworth führt, und die begeisterte Aufnahme des Warrenschen Werkes von seiten des Publikums ist schon ein Auftakt zu dem Begeisterungssturm, den Ainsworth, wenigstens in England, entfesseln sollte. In Deutschland hingegen sehen wir nun eine andere Entwicklung. Was Warren bietet, ist die äußerste Grenze, bis zu der man hier einer solchen Richtung mit Genuß folgen kann und will, und so wird Ainsworth mit großer Entschiedenheit abgelehnt, indem man betont, daß er zu spezifisch englisch sei, um den deutschen Geschmack reizen zu können. Wenn wir dennoch auch von Ainsworthschen Romanen eine Reihe von Übersetzungen in Deutschland finden, so müssen wir diese Tatsache als ein Entgegenkommen für den englischen Geschmack und als einen Versuch, wenigstens zu verstehen, wo man nicht zu billigen und zu bewundern vermag, betrachten.

2. Harrison Ainsworth.

Harrison Ainsworth (1805—1882) hat sich in Deutschland durch seine Romane *Crichton* (1837) und *Rookwood* (1834), die zwar beide von der Kritik hart mitgenommen, aber trotzdem rasch ins Deutsche übersetzt wurden, einen bekannten Namen gemacht. Über beide Romane herrscht in der Kritik nur eine Stimme, daß es schlechte Machwerke im Stil der französischen romantischen Schule voll un-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sinniger Greuel seien. Die *Elegante Welt* 1838 (Nr. 190) sagt z. B. über *Rookwood*:

„Es gibt kein Buch, welches einen solchen Komplex von Szenen des Greuels, des Schreckens und des Entsetzens darbietet wie das vorliegende. . . . Und alle diese Abscheulichkeiten sind ohne Motiv, ohne Wahrscheinlichkeit zusammengeworfen und bieten in der Darstellung nicht den geringsten Reiz. Und dieses Buch hat in England angeblich vier Auflagen erlebt!“

Dennoch muß es eine nicht zu gering zu beurteilende Schar gegeben haben, die an den Roman Gefallen fand. Schon die Tatsache, daß der Literarhistoriker O. L. B. Wolff der Verfasser der *Rookwood*-Übersetzung ist, weist deutlich darauf hin.

Wenn man auch schon diesen Werken in Deutschland Beachtung schenkte, so hat doch erst der Ainsworthsche Roman *Jack Sheppard* (1839) bedeutendes Aufsehen erregt und alle Kritikerfedern in Bewegung gesetzt. So sehen wir in Deutschland wohl eine lebhafte Beschäftigung mit Harrison Ainsworth — eine Übersetzung des *Jack Sheppard* erschien schon 1839 — und dürfen wohl auch ein starkes Interesse von seiten des Publikums voraussetzen, aber unter all diesen Stimmen legt kaum eine ihr Gewicht für Ainsworth in die Wagschale. Die meisten lehnen das Werk ab, und die Verwunderung, wenigstens unter den Kritikern, ist allgemein, wie ein derartiges Werk in England solche Anerkennung habe finden können. Diese Frage wirft schon ein Kunstrichter im *Conversationsblatt* 1839 (Nr. 335) auf und er gelangt zu dem Resultat, daß, da der Roman gar kein ästhetisches Interesse habe, das durch ihn erregte Interesse sich nur auf den Stoff beziehen könne, und daß dieser den Engländern wegen ihrer Vorliebe für heftige Aufregemittel zusage. Ganz ähnlich äußert sich ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1840 (Nr. 72) über das Buch, in dem die ganze Härte des englischen Charakters hervortrete. Was er sonst noch von dem Buch sagt, könnte wohl sensationslüsterne Leser an-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

reizen, zu seiner Lektüre zu greifen; denn wir lesen da, daß der Mörder Lord Russels sich durch dieses Buch zu seinem Mord habe begeistern lassen. Und zum Schluß: „Ein unverschämtes Buch, das Alt-England nicht viel Ehre macht!“

Auch das *Magazin* 1839 (Nr. 48) ist dem Buch nicht günstiger gestimmt, im Gegenteil, das Urteil ist äußerst scharf und hart:

„Ein Buch, nicht der Besprechung wert, wenn es nicht eine ganze Richtung verträte. *Jack Sheppard* ist ein schlechtes Buch, und, was noch schlimmer ist, es gehört zu den schlechten Büchern, die für ein schlechtes Publikum gemacht sind.“

Nur der Rezensent der *Jenaischen Lit.-Ztg.* stimmt nicht mit ein in den Chor der Empörung über Ainsworth.

Mit dem Roman *Jack Sheppard* ist Ainsworth für Deutschland so gut wie abgetan. Seine späteren Werke vermögen es nicht mehr, hier Interesse zu erwecken. Von einigen seiner Romane ist wohl noch manchmal flüchtig die Rede, und gelegentlich wird auch wieder die Frage nach den Gründen seines Erfolges in England aufgegriffen. Ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1843 (Nr. 27), der im Grunde Ainsworth recht ablehnend gegenübersteht, sucht, abweichend von den meisten Kritikern, diesen Grund nicht in einer Eigentümlichkeit des englischen Charakters, sondern in der Eigenart des Schriftstellers, und er glaubt das Geheimnis darin gefunden zu haben — er nähert sich dadurch der Ansicht des Rezensenten in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1840 (Nr. 84) —, daß Ainsworth weiß

„durch geschickte Anordnung der Ereignisse, durch die Wechselfälle des Glückes, welche seine Personen treffen, durch die Gefahren, die ihnen drohen, durch die unerwartete Weise ihrer Rettung, durch ihre Leiden und ihren endlichen Triumph, die Aufmerksamkeit so zu fesseln, daß man das Mangelhafte an seinen Personen übersieht und sie für Menschen von wirklichem Fleisch und Bein hält. Darin mag das Geheimnis von Ainsworths Popularität liegen. Man kann gegen seine Figuren nicht gleichgültig sein. Mögen sie sich noch so unangenehm machen, mit der menschlichen Natur

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sich in Widerspruch stellen und gegen die Fundamentalgesetze der Moral auf das Schmählichste verstoßen — tut nichts. Immer hängt ihnen so echt Menschliches an und läßt der Verfasser sie so viel mehr übel erdulden als begehen, daß man gar nicht umhin kann, sie zu bemitleiden."

Ertönt auch hin und wieder eine solche Stimme für Ainsworth, so bildet dies doch die Ausnahme, und die Grundstimmung diesem Schriftsteller gegenüber bleibt in Deutschland schroffe Ablehnung. Deshalb hat er auch nicht Wurzel zu fassen vermocht, und sein Name begegnet uns kaum zwei Jahre lang in den deutschen Zeitschriften.

3. Mary Wollstonecraft Shelley.

Obwohl Mrs. Shelley (1797—1851) auf einer Linie mit Mrs. Radcliffe, Lewis, Maturin steht, die alle drei in dieser Periode noch manchmal erwähnt werden, und von deren Werken auch Übersetzungen in Deutschland im Umlauf sind, so ist sie hier durchaus keine bekannte Schriftstellerin; es mag dies wohl damit zusammenhängen, daß die Romangattung, deren Vertreterin sie ist, sich schon überlebt hatte, als sie auftrat. Trotzdem widmen die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1838 (Nr. 35 bis 40/41) gerade ihrem Werk *Frankenstein* (1818) als Repräsentanten der in England viel gepflegten Gattung des Schauerromans, eine längere und eingehende Besprechung, verbunden mit einer sehr ausführlichen Inhaltsangabe. Die Gattung als solche wird hier nicht sehr hoch bewertet, aber der Schriftstellerin wird doch manches Lob zuteil für die Kühnheit und Sicherheit ihres Geistes, für die wahren und ergreifenden psychologischen Darstellungen, für die Feinheit der Beobachtung und die Schärfe der Reflexion. Bei diesem einen verspäteten Versuch, Mrs. Shelley in Deutschland Interesse zu gewinnen, ist es auch geblieben; weder vorher noch nachher

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ist ein anderer gemacht worden, und auch dieser ist wirkungslos verhallt. Doch am meisten überrascht es uns, daß er überhaupt unternommen worden ist; denn wie kommt es, daß ein Werk, das vor zwanzig Jahren verfaßt und in Deutschland nie erwähnt worden ist, nun plötzlich der Vergessenheit entrissen wird? Die Frage läßt sich wohl lösen, wenn wir überlegen, was für Werke in diesen Jahren im Mittelpunkt des Interesses standen. Bulwer, Dickens, Warren, Ainsworth sind die Namen, die da am häufigsten ertönen, und Mrs. Shelleys Frankenstein steht besonders den beiden letzgenannten, aber auch Bulwer und Dickens in einem Teil ihrer Werke sehr nahe, so daß ein Kenner der älteren englischen Literatur leicht den Gedanken fassen konnte, dies Werk der vorausgegangenen Periode, das ähnliche Gedanken verarbeitet, ähnliche Stimmungen wiedergibt, neben diese zu stellen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

XVI. Charles Dickens.

Als H. Roberts, ein tätiger Übersetzer englischer Romane, 1837 auch ein Buch von Dickens (1812—1870): *Die Pickwickier* (1837) auf den Markt brachte, da tat er dies wohl infolge des lebhaften Beifalls, den dieses Werk in England gefunden hatte. Doch in Deutschland wird Dickens solche Anerkennung noch nicht sofort zuteil. Th. Hell im *Wegweiser* 1837 (Nr. 91) findet diesen Geschmack des englischen Publikums durchaus nicht begreiflich und meint, es sei doch mehr wie fraglich, ob der Leser, wenn er einmal ein solches Werk gelesen, noch Lust nach ähnlichen behalten würde. An dieser Meinung scheint Th. Hell selbst schon etwas irre geworden zu sein, als er 1838 (Nr. 35) den dritten Band des Werkes anzeigt und bekennt, daß doch manche Schilderungen unwiderstehlich komisch seien, und daß man sogar hin und wieder die Unwahrscheinlichkeiten der Vorgänge und die Übertriebenheit der Charaktere vergesse.

Ein ganz anderer Ton klingt aus der Anzeige des gleichen Werkes im *Conversationsblatt* 1838 (Nr. 13); hier schlägt uns schon jene Begeisterung entgegen, die Jahre hindurch für Dickens lebendig war. Besonders lobend wird der Humor mit einem Unterton von Tiefe und Ernst und die naturwahre Charakterschilderung hervorgehoben; dann heißt es weiter:

„Der Anfang des Buches ist grandios. — . . . Dies Buch ist voll von Stoff, reich an Schilderungen von Zuständen und Charakteren, und es gewinnt einen hohen Reiz durch die Sprache, mit der alles erzählt wird. . . . Bei alledem hat das Buch eine gute Seite, daß es nicht übertreibt.“

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Eine Anzeige des dritten Teils der Pickwickier in der gleichen Zeitschrift vergleicht Dickens mit Jean Paul, der an bildender und schildernder, aber formloser Phantasie Dickens übertreffe, den jener aber in allen realen Dingen und der Darstellung des wirklichen Lebens nicht erreiche, und zum Schluß heißt es:

„Ein Roman wie die Pickwickier, mit einem so durchgehenden Grundzug von Gemütlichkeit und Humor, könnte in dem heutigen literarischen Deutschland nicht zustande gebracht werden. An tragischem Ernst fehlt es dem Verfasser nicht."

Das *Literaturblatt* 1838 (Nr. 22) begrüßt die Pickwickier als eine überaus wohltuende Erscheinung nach der Langweile bei den breiten historischen Romanen und nach den Gräßlichkeiten und Unflätereien der neufranzösischen Romantik. Und hier finden wir, wie dann später so häufig, betont: „In diesem altenglischen Humor weht gesunde, frische Luft."

Ein Kritiker, der in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1838 (Nr. 104—109) in einem längeren Aufsatz Dickens *Pickwickier* behandelt und sie dem Publikum durch Auszüge nahebringt, stellt Dickens sogar in Verbindung mit Cervantes, dem er zwar nicht gleichzustellen sei, dem er sich aber doch annähere. Hier werden auch die eingestreuten kleinen Erzählungen ernsterer Art sehr gelobt, sowohl an sich, als auch als treffliches Mittel das Interesse für die rein humoristischen Partien frischer zu erhalten.

Über den Charakter Pickwicks lesen wir im *Literaturblatt* 1839 (Nr. 13):

„Wir können nicht umhin anzuerkennen, daß Pickwick zu den anziehendsten Charakteren der Romanenwelt gehört, und daß die Mischung von Edelmut, Gutmütigkeit und Lächerlichkeit in diesem Charakter vollkommen originell ist, wenn auch in den älteren englischen Romanen und bei unserem Jean Paul verwandte Charaktere vorkommen."

Günstig, wie alle anderen kritischen Stimmen läßt sich auch die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1839 (Ergänzungsbl. 28) über

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

das Werk vernehmen, und sie findet besonders zwei Eigentümlichkeiten des Werkes lobens- und beachtenswert:

„Zwei seltene Vorzüge zeichnen das Werk vor vielen andern seinesgleichen aus: Der Spott ist nicht hämisch und bösartig, er ist so froh und wohlgemut, daß gewiß mancher, der sich getroffen fühlt, wie die Altertumsforscher, die Wettensüchtigen u. a. m., darüber lachen muß. Ferner wird der Verfasser, wo er das Gemeine schildert, nicht selbst gemein."

Dickens' Popularität stieg auch in Deutschland so rasch, daß ein Kritiker in der *Eleganten Welt* schon 1839 (Nr. 23) sagen konnte, daß, wenn wirklich der Erfolg die beste Kritik sei, in der letzten Zeit kein Schriftsteller günstiger kritisiert worden sei als Dickens. Derselbe Kritiker findet an ihm besonders das starke Vorherrschen der Gemütsseite rühmenswert. In der gleichen Besprechung kommen zwei weitere Romane von Dickens, *Oliver Twist* (1838) und *Nicholas Nickleby* (1839) zur Anzeige und finden eine ebenso beifällige Beurteilung als die Pickwickier.

Auch die anderen kritischen Zeitschriften schenken diesen Werken Beachtung, wobei wir jedoch schon einen leichten Wechsel in dem Verhältnis zu Dickens bemerken können. Es ist nicht mehr das fast kritiklose freudige Hinnehmen seiner Werke, sondern es kommen auch schon mancherlei Aussetzungen zur Sprache. Das *Literaturblatt* 1839 (Nr. 13) sagt z. B. bei Besprechung des *Oliver Twist*, daß es sehr zu wünschen wäre, Dickens drucke seine Werke nicht lieferungsweise und nehme sich so die Möglichkeit einer Überarbeitung des Ganzen, und daß man sich mehr freuen würde, Dickens bewahrte seinen Reichtum an Situationen und Charakteren für ein großes einheitliches Werk auf und zersplittere ihn nicht in allerlei Kleinmalerei und Genrebildern, von denen in Nr. 17 einige Sammlungen, so *Londoner Skizzen* (Sketches, 1835) und *Humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben* angekündigt werden.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Auch eine Kritik des *Oliver Twist* in der *Jenaischen Lit.-Ztg.* 1839 (Nr. 138) ist schon etwas skeptischer und weist auf einen später häufig betonten Fehler von Dickens hin; denn wir lesen da:

„Mit Ausnahme von *Oliver Twist*, den ein tüchtiges Naturell nicht verderben läßt, der dabei einen Anflug von Humor hat, sind die moralisch Guten in dem Buch etwas farblos und langweilig, die Ruchlosen kann man nur verabscheuen.“

Im Jahre 1839 ist Dickens Ruhm und Popularität in Deutschland schon so weit gestiegen, daß verschiedene Zeitschriften Erörterungen allgemeiner Art an ihn anknüpfen und seine Dichterpersönlichkeit und sein Dichterwerk nach höheren Gesichtspunkten zu betrachten und einzuordnen suchen. Doch mit diesem Bestreben geht eine andere Entwicklung Hand in Hand, nämlich die, daß man Dickens, entsprechend dem höheren Standpunkt der Kritik, nun strenger beurteilt, daß man seine Fehler ans Licht zieht, und daß sogar allmählich seine Vorzüge dadurch verdunkelt erscheinen. Zunächst ist es nur ein Bremsen gegen eine allzugroße Überschätzung des Schriftstellers, gegen seine Gleichstellung mit den größten Humoristen der Weltliteratur, aber dann wird daraus ein Verdammen, ein Verkleinern des Künstlers, daß, wenn es nach dem Sinn dieser Kritiker ginge, Dickens' Name in den Annalen der Literaturgeschichte überhaupt nicht genannt werden dürfte.

In den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 77 und 78) begegnen wir einem längeren Aufsatz: *Charles Dickens und der englische humoristische und komische Roman.* Der Verfasser dieses Artikels meint, die Gleichstellung mit den größten Humoristen sei Dickens nicht gut bekommen, er gehe zur Vielschreiberei über. Das Publikum habe zwar in Deutschland, infolge des schnellen und großen Ruhmes, den Dickens sich in England erworben, seine Produkte auch äußerst freudig aufgenommen, aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

seine Kunst sei doch so national, daß ein großer Teil des Genusses und des Reizes dem Ausländer verloren gehe, besonders da Dickens Humorist sei und so viele komische Wirkungen sich in einer anderen Sprache eben nicht wiedergeben ließen. Wegen dieser nationalen Begrenzung möchte ihm der Kritiker auch nicht zu den ganz Großen rechnen, denn

„das wahrhaft Ausgezeichnete und Große muß unseres Erachtens doch immer auch in einem großen Kreis verständlich und ansprechend sein und das wahrhaft und allgemein Menschliche in sich begreifen und darstellen, wie man dies bei den anerkannten Meisterwerken aller Zeiten und Völker, selbst bei dem ausgesprochensten nationalen Gepräge findet.“

Weil sich der deutsche Kritiker aus dem angegebenen Grund nicht fähig erachtet, über Dickens ein richtiges Urteil zu fällen, führt er einige englische Kritikerstimmen aus der *Literary Gazette*, *Quarterly Review* und *Edinburgh Review* an und fährt dann fort:

„Wir haben diesem nur wenig beizufügen. Aus den englischen Urteilen geht hervor, daß auch sie den Schriften von Dickens einen sehr hohen poetischen Wert nicht zuschreiben, indem sie daran die Komposition im höheren Sinn vermissen, so sehr sie seine sonstigen vielfachen Verdienste rühmen. Und wenn ihnen die Poesie des Don Quixote fehlt, der zauberische romantische Hauch, so geht ihnen ebenso auch die Kunst eines Fielding ab, dessen Tom Jones ein so wohlgerundetes Ganze bildet.“

Dennoch, dies ist die Ansicht des deutschen Kunstrichters, müßten Werke wie die Dickensschen den Engländern von Deutschland geneidet werden, 1. weil sie überhaupt geschrieben wurden und 2. weil sie in England einen solchen Beifall errungen, denn beides zeuge für ein geistig und gemütlich gesundes Volk, und er frägt zum Schluß: „Was haben wir dem gegenüber zu stellen?“

In diesem Aufsatz sind zwei Punkte, die charakteristisch sind für die strengere und ernstere Kritik, die in bezug auf Dickens hiermit etwa anhebt. Es ist 1. dies, daß man Dickens unabänderlich fortweist von den höchsten Stufen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der humoristischen Kunst, 2. aber, daß man seine Werke trotzdem bewundert und beneidet, weil Deutschland nichts Derartiges aufzuweisen habe, und weil sie der Ausdruck großer geistiger Gesundheit seien, ein Umstand, in dem die meisten Kritiker auch das Geheimnis ihres wunderbaren Erfolges sehen, und der besonders nach der Übersättigung an Bulwerschen und französischen Romanen wirksam sein konnte.

Noch zwei andere Gründe für ihren Erfolg deckt ein Kritiker im *Conversationsblatt* 1839 (Nr. 285—288) in einem Artikel auf, der *Boz und die gegenwärtige Gestaltung des Volksromans* überschrieben ist. Diese Gründe findet er 1. im Gegensatz unserer Lage zu den geschilderten Situationen und 2. in einem Gegensatz innerhalb der geschilderten Gegenstände selbst. Doch würden diese beiden Gründe von anderen in den Talenten des Schriftstellers wurzelnden stark unterstützt, und dazu trete noch, daß der Dichter einer Zeitströmung entgegenkomme, die nun einmal gerade aufs Soziale hinweise. Weiter lesen wir da:

„Boz gehört unstreitig vermöge seiner Originalität, seines Humors, seiner scharfen Beobachtungsgabe und treffenden Charakterzeichnung zu den selteneren schriftstellerischen Talenten. Der Witz, stets geistreich und gutmütig, nie boshaft und beleidigend, ist so reich und verschwenderisch in seinen Erzählungen ausgegossen wie Gold und Edelsteine in den alten Feenmärchen; und obgleich er sich nur mit der Hefe der Menschheit befaßt, erscheint er selbst rein wie Gold, stets auf der Seite des Rechts, und während er eine Geschichte des schreiendsten Elends in der einfachsten Sprache mit wunderbarer Wirkung erzählt, ist er frei von jeder weichlichen Sentimentalität. In der Schilderung von Lokalitäten, besonders Londons, ist er meisterhaft und zum Beobachter der Menschen und Dinge geboren, stellt er sie uns mit der vollen Geschicklichkeit des begabten Künstlers dar.“

Aber als jenseits der Grenzen seiner Kraft wird die Schilderung der Natur und guter Menschen hingestellt. Zu *Oliver Twist* übergehend, nennt der Kritiker das Buch als Kunstwerk betrachtet in der Anlage stümperhaft,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

aber im einzelnen voll von Schönheiten, und er sagt weiter:

„Es ist ganz natürlich, daß der Roman bei solchen Bestrebungen die Kunstform, wenn auch nicht ganz ablegt, doch wenigstens als Nebensache behandelt. In der Vernachlässigung der Form kann Oliver Twist als Beispiel dienen."

Auf sein eigentliches Thema zurückkommend, meint der Kritiker, daß man Dickens' Schriften trotz all ihrer Vorzüge keine Volksschriften nennen könne.

Um die gleiche Zeit wird in den *Blättern zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 116 und 117) dieses Werk besprochen. Bei dieser Gelegenheit sagt der Kritiker:

„Niemand wird das Treffende und Ergreifende, das Erschütternde des einen Teils dieser Schilderungen, und das Rührende der andern verkennen und leugnen; es ist ein Leben, eine Wahrheit, eine Frische darin, welche macht, daß man sie mit Interesse liest, so oft auch schon ähnlich Gegenstände behandelt worden sind. Am glücklichsten scheint uns der Verfasser in der Schilderung einzelner psychologischer Situationen und Zustände zu sein, die er mit einem wahrhaft dramatischen Talent veranschaulicht. Auch seine Personen im ganzen werden einem anschaulich, aber wir vermissen an seinen Charakteren, daß er zu wenig ihre Geschichte, ihre Entwicklung sondern zumeist nur das fertige Produkt gibt."

Außerdem vermißt der Kritiker die psychologische Motivierung des Bösen, die den Leser dazu brächte, den Verbrecher mit Sympathie und Wehmut und nicht nur mit Abscheu zu betrachten.

Eine Besprechung des *Nicholas Nickleby* im *Conversationsblatt* 1839 Nr. 335) zählt zuerst Dickens' bekannte Vorzüge auf, um dann in Worte des lebhaftesten Bedauerns darüber überzugehen, daß bei solchen Vorzügen auch dieses Werk abermals allen höheren Ansprüchen der Kunst, welche ein Werk nur als ein Ganzes würdigt, so gar nicht entspreche.

„Es fehlt dem Werk Einheit jeder Art. Fast kein Teil des Ganzen entwickelt sich aus irgend einem vorhergehenden mit irgend einer Notwendigkeit; fast kein Teil ist für das Ganze von irgend

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

einer Notwendigkeit, so daß das Ganze fast nur aus einer Reihe Episoden besteht."

Diesen gleichen Fehler bedauert der Rezensent des *Literaturblattes* 1840 (Nr. 42) bei Besprechung desselben Werkes. Wir lesen da:

„Wenn man sieht, wie er mit den Menschenfiguren spielt, wie ihm deren eine unerschöpfliche Fülle zu Gebote steht, wie er sie keck und sicher hinmalt, jeden so wahr, als ob er lebte, muß man nur eines bedauern, das nämlich, daß er nicht mit gleicher Sicherheit und Genialität das Schicksal, die Intrigue, die Verwicklungen eines Romans behandelt. Hierin ist er etwas willkürlich und leichtsinnig, und so wahrscheinlich alle seine Charaktere sind, so sind doch seine Situationen zuweilen sehr unwahrscheinlich. Er nimmt zu oft den Zufall und den deus ex machina zu Hilfe."

Trotz der schon so früh anhebenden kritischen Zersetzung seiner Werke, ist es Dickens gelungen, noch lange Jahre hindurch an der Spitze des Interesses zu stehen. Immer weiter werden seine Werke gleich nach ihrem Erscheinen in Deutschland angezeigt, übersetzt und in allen kritischen Zeitschriften besprochen, und fast in jedem Jahre finden wir irgendwo einen allgemeineren Aufsatz, der sich mit tieferen Problemen, die den Schriftsteller betreffen, befaßt.

Das nächste Werk von Dickens, das uns begegnet, ist *Master Humphreys Wanduhr* (1840/1841), über das wir im *Conversationsblatt* 1841 (Nr. 274) das wirklich sehr schmeichelhafte Urteil lesen:

„Nach Anlage des Werkes können noch vier Teile folgen, ja es kann ein Buch ohne Ende werden, ohne daß wir müde würden ihm zu folgen."

Der hier erwähnte Roman findet noch allgemeine Anerkennung, besonders äußert sich auch die *Jenaische Lit.-Ztg.* 1841 (Nr. 55) sehr lobend über das Werk. Noch besser wird der Roman *Barnaby Rudge* (1841) beurteilt. Das *Literaturblatt* 1842 (Nr. 140) stellt dieses weit über das zuerst genannte Buch, und das *Conversationsblatt* 1842 (Nr. 45) vertritt die Anschauung, daß Dickens bei diesem

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ersten Versuch, sich aufs Gebiet des historischen Romans zu wagen, alle anderen Schriftsteller die sich darin betätigten, weit hinter sich gelassen habe „in dieser gereiften Schöpfung, in der der Pinsel des Malers noch sicherer zu sein scheint als in seinen bisherigen Werken."

Die nun folgenden Werke von Dickens haben in Deutschland weit weniger Anklang gefunden, wenn sie auch alle noch ins Deutsche übersetzt werden. Das *Literaturblatt* 1843 (Nr. 26) merkt die endlose Breite der Erzählung an und findet Spuren einer beginnenden Nachlässigkeit. Allmählich hat man auch über Dickens als Künstler so viel geredet, daß der geistreichste Kritiker nichts Neues oder Bedeutendes mehr über ihn zu sagen weiß und man nur wiederholt, daß seine Werke die altbekannten Vorzüge besitzen, wie dies z. B. bei einer Besprechung des *Christmas Carol* (1843) geschieht, wo auch darauf hingewiesen wird, daß dieses Buch den Armen einen großen Dienst leiste, indem es zur Wohltätigkeit anrege, und auch der Jugend, indem es die edleren Triebe zur Tat dränge. Sehr kurz werden dagegen die verschiedenen in den nächsten Jahren erscheinenden Weihnachtserzählungen von Dickens abgetan, die zum Teil, wo man sie nicht gleichgültig aufnimmt, den schärfsten Tadel erfahren.

Mit dem Erscheinen des *Martin Chuzzlewitt* (1844) tritt die Kritik der Dickensschen Werke in eine neue Phase. Denn, da Dickens in der Vorrede zu diesem Werk selbst bekennt, auf einheitliche Komposition mehr Wert gelegt zu haben, tut es auch die Kritik, und vor diesem neuen Gesichtspunkt vermag Dickens nicht mehr gut zu bestehen.

Im *Conversationsblatt* 1845 (Nr. 221—225) behandelt ein Kritiker, Wilhelm Danzel, aufs neue Dickens' Romane. Er sieht in ihrer Popularität einen Protest des deutschen Publikums gegen die Verstiegenheit der Romantik, anderseits aber findet er sie begründet in der Übereinstimmung der von Dickens behandelten Themen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mit den Fragen des Tagesinteresses. Trotzdem sei Dickens im tiefsten Grunde unkünstlerisch; man bemerke überall den entschiedenen Mangel eines Grundgedankens, Schwäche in der Führung der Erzählung und eine große Neigung zu Abschweifungen; auch mache sich eine große Inkonsequenz in der Charakterzeichnung bemerkbar. Der Kritiker stellt nicht in Abrede, daß Dickens bedeutende Ansätze zu Humor zeige, aber er findet, daß er nicht bis zur sicheren Ausübung und wahren Freiheit durchgebildet sei. Zum Schluß spricht der Kritiker die Hoffnung aus, daß seine Amerikareise Dickens durch die zeitweilige Entfernung von den Schauplätzen seiner bisherigen Schilderungen dieser Freiheit näher bringen werde und glaubt schon in *Martin Chuzzlewitt* Ansätze dazu zu bemerken.

Die Dickensschen Weihnachtsgeschichten wollen in Deutschland durchaus nicht gefallen; so wird das *Heimchen auf dem Herde* (1845) im *Conversationsblatt* 1846 (Nr. 115) als nicht geeignet, Dickens' Ruhm zu erhöhen, befunden, und auch das *Literaturblatt* 1846 (Nr. 20) ist der gleichen Meinung. Die *Italienischen Reisebilder* (Pictures from Italy, 1846) vermögen sich in derselben Zeitschrift 1846 (Nr. 65) nur ein um wenig günstigeres Urteil zu erwerben, denn wir hören da, daß sich tiefe Auffassung und Beurteilung italienischer Zustände nicht in dem Buch fänden, und das einzige, was als Entschädigung dafür aufgefaßt werden könne, sei treffende Genremalerei; abgesehen davon sei das Werk voller Schwächen, wie etwa nachlässige Schreibart und große Breite.

Einer anderen Weihnachtsgeschichte *Die Lebensschlacht* (The Battle of Life, 1846) wird das Schicksal zuteil, in Deutschland sehr verschieden beurteilt zu werden. Lobend äußern sich das *Literaturblatt* 1847 (Nr. 34) und das *Magazin* 1847 (Nr. 15) darüber, ja wir lesen da sogar, daß das Ganze einen dramatischen Anstrich habe. Dagegen wird das Werkchen im *Conversationsblatt* 1847 (Nr. 145) sehr

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

hart mitgenommen; es heißt da, daß schon alle Weihnachtserzählungen von Dickens nicht seiner würdig gewesen, aber diese letzte sei „geradezu ein Bettel“. Noch eine fünfte Weihnachtserzählung wird im *Conversationsblatt* 1849 (Nr. 23) ebenso ablehnend beurteilt und dem Dichter besonders ein Sich-gehen-lassen dem Publikum gegenüber zum Tadel gemacht.

So sehen wir, wie des Dichters Ruhm allmählich verblaßt. Sein Schicksal hat darin viel Gemeinsames mit dem der seichtesten Modeschriftsteller; denn auf eine Periode der höchsten und vielleicht übertriebenen Bewunderung folgte eine Zeit der Gleichgültigkeit, die freilich bei Dikkens unverdient ist. Er hat sich von 1837 an mit seinen Erstlingswerken die Herzen der deutschen Leser im Sturm erobert; aber nur wenige Jahre hindurch, bis etwa 1840, erfreute er sich ihrer vollen Gunst. In dem Maße, in dem man mit der Dickensschen Manier vertraut wird, wird man auch empfindlicher für ihre Mängel, und besonders die Breite und das Milieu, in das Dickens uns meist versetzt, wird von vielen als unangenehm empfunden. So läßt es sich begreifen, daß die Stimmung Dickens gegenüber, die von 1837—1840 die der rückhaltlosesten Begeisterung ist, von 1840 an immer kühler wird, bis auch dieser Schriftsteller gegen Ende der vierziger Jahre in Vergessenheit gerät. —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

XVII. Jüngeres Drama.

Sir Henry Taylor.

Wie alle englischen Dramatiker dieser Periode, hat auch Taylor (1800—1886) in Deutschland nur sehr geringe Beachtung gefunden. Zwar weisen die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1837 (Nr. 26) in einem längeren, aus der *London and Westminster Review* entnommenen Artikel auf seinen dramatischen Roman *Philipp van Artevelde* (1834) hin und legen damit dem Publikum ein sehr günstiges Urteil über den Dichter vor, das zwar etwas modifizierend, das Allgemeinergebnis folgendermaßen zusammenfaßt:

„Der Dichter hat dem Publikum in reiner und kräftiger Sprache einen würdigen Gegenstand zum Nachdenken geboten, aber es nicht eben mit besonders neuen oder lebendigen Schilderungen menschlicher Empfindungen, in ihrer Tiefe oder ihrer Zartheit beschenkt."

Hierzu bemerkt der deutsche Kritiker nicht mit Unrecht:

„Nach dem bisherigen erhellt, daß es der englischen dramatischen Poesie nicht an ernsten, maßhaltenden, nüchternen Produktionen fehlt, welche dichterischen Geist und wohl auch dramatischen Geschicklichkeit beurkunden. . . . Die englischen Dichter erscheinen mehr als einsichtsvolle und gelehrte Liebhaber, die mit gewissenhaftem Fleiß — auch individueller Neigung und mit Willkür etwas Wohlgefeiltes produzieren."

In dieser Bemerkung des deutschen Kunstrichters dürfen wir wohl auch einen Hinweis auf den Grund erblicken, warum es so lange bei diesem einen Versuch geblieben ist, den englischen Dramatiker in Deutschland bekannt zu machen; denn erst nach zehn Jahren wird ein weiterer und kräftigerer Vorstoß gemacht, dadurch, daß dem Publikum eine Verdeutschung des Werkes dargeboten wird. Doch müssen wir diesen neuen Versuch als völlig

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mißglückt bezeichnen, wenn wir sehen, wie äußerst ablehnend sich die Kritik zu diesem Werk stellt. So geschieht es im *Literaturblatt* 1848 (Nr. 64), so auch im *Conversationsblatt* 1848 (Nr. 165), wo das Werk folgendermaßen charakterisiert wird:

„Das Drama ist schwach und matt. Eine störende Breite und Wortseligkeit, fremd unseren dramatischen Konvenienzen und vom Typus unseres Ausdrucks abweichend, wenig klar im Plan, wenig deutlich in den Charakteren, verworren in der Handlung und wenig effektvoll in den Kontrasten, dabei an Peripetien reich und ohne Lösung des dramatischen Knotens, spricht das Stück mehr den Wert einer Geschichte in Handlung an, als daß es den tragischen Gesetzen Genüge leistete."

Nach den Beobachtungen, die wir an Milman, Miß Baillie, Knowles gemacht haben, kann es uns kaum befremden, daß auch ein anderer Dramatiker, Taylor, der in Deutschland etwas später als die genannten bekannt wird, beim deutschen Publikum nicht mehr Gunst erlangte. Das englische Drama steht eben in dieser Zeit nicht hoch genug, um im Ausland Anhänger gewinnen zu können, besonders in Deutschland, wo man Shakespeare wie einen deutschen Dichter verehrte, und wo gerade eine junge Generation von bedeutenderen Dramatikern sich heranbildete.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

XVIII. Jüngere Lyrik.

1. Caroline Elizabeth Norton.

Seltsamerweise ist Mrs. Norton (1808—1877) gerade durch einen Roman in Deutschland bekannt geworden und sogar durch einen „simplen, gutartigen Erziehungsroman, wie wir dergleichen von der Huber und anderen Frauen gehabt haben", so sagt wenigstens die *Elegante Welt* darüber, die den Roman 1836 (Nr. 6) in einer Verdeutschung ankündigt. Doch dieses Werk scheint wenig Aufsehen erregt zu haben, und wir hören späterhin in Deutschland nur noch von den dichterischen Erzeugnissen der Mrs. Norton. In den vierziger Jahren sind die Erwähnungen der Dichterin etwas häufiger, und wir dürfen dies wohl auf die Tatsache zurückführen, daß eine allgemein besprochene Skandalgeschichte, die schließlich zur Ehescheidung führte, den Namen der Mrs. Norton bekannt machte; die Geschichte war um so interessanter, als Mrs. Norton lange Zeit hindurch von den heftigsten Verleumdungen verfolgt und erst spät in ihrer Ehre wieder ganz gerechtfertigt wurde.

Sehr ausführlich, doch ohne irgendwie auf die persönlichen Verhältnisse der Dichterin in den letzten Jahren anzuspielen, ist eine biographische Einleitung, die die *Blätter zur Lit. d. Auslandes* 1839 (Nr. 124 und 125) drei Gedichten von Mrs. Norton vorausschicken. Von ihren poetischen Werken werden *Rosaliens Leiden* (The Sorrows of Rosalie, 1829) und der *Nie-Sterbende* (The Undying One, 1830) eigens genannt, und es heißt über die Bedeutung der Dichterin und das Wesen ihrer Werke:

„Mrs. Norton nimmt einen hohen Rang ein unter den Schriftstellerinnen, deren unser Zeitalter eine lange und glänzende Reihe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

aufzuweisen imstande ist. Ihr Geist ist hoher Art; aber sie hat noch weit nicht das Zenith ihres Ruhmes erreicht.

Ihre Poesie zeichnet sich durch Anmut und Kraft aus. Es fehlt ihr vielleicht an jener Gabe der Erfindung, wodurch sich manche Zeitgenossinnen so vorteilhaft auszeichnen; aber ihre Schöpfungen sind voll Gedanken, in allem, was sie geschrieben hat, findet man nie ein Zeichen von Armut; im Gegenteil, ihre Ideen scheinen zu groß und überströmend für ihre Verse, und sie drängt weit öfter ihren Stoff zusammen, als daß sie eine Schilderung mit entbehrlichen Worten ausmalte."

Es ist wohl nur den besprochenen Lebensumständen der Dichterin zuzuschreiben, daß das *Conversationsblatt* 1841 (Nr. 115) *The Dream*, and other poems by Mrs. Norton, London 1840 seinen Lesern ankündigt; zunächst gibt es, wie ja ganz selbstverständlich, ein paar biographische Notizen besonders über die letztvergangenen Jahre, die dazu dienen sollen die Gedichte, namentlich *The Dream*, die aus dieser Periode ihres Lebens hervorgegangen, besser verständlich zu machen; dann fährt der Kritiker fort:

„Von allem Persönlichen abgesehen, dürfte es schwer sein, eine englische Gedichtsammlung zu nennen, an welcher gleich an der vorliegenden, selbst der skrupulöseste Sinn für Sittlichkeit keinen Anstoß nehmen, die so unbedingt, wie die vorliegenden, eine Mutter ihrer Tochter anvertrauen kann. Doch sind die Gedichte keineswegs ausschließend für weibliche Augen. Auch ein männlicher Leser wird *Twilight* oder *The Mother's Last watch* nicht ungerührt aus der Hand legen, und tut er es, so much the worse for him. Das Einzige, was die Freude an dieser poetischen Erscheinung beeinträchtigt, sind die hervorspringenden Merkmale einer unvollständigen Bekanntschaft mit den Gesetzen der Poesie."

Noch viel größere Anerkennung wird der Dichterin im *Conversationsblatt* 1845 (Nr. 324) zuteil, wo wir lesen:

„Lobende Erwähnung verdient ein Gedicht von Mrs. Norton: *The Child of the Islands* (1845). Dies ist Poesie, wahre Poesie, das echte Produkt eines gebildeten Geistes, einer reichen Phantasie und eines tief- und zartfühlenden Herzens. Der Zweck ist edel, der Ton erhaben, die Gedanken, obgleich kühn, rein und wahr, die Wahl der Bilder und Erläuterungen verständig und die Sprache oft schön und immer klar. Fast auf jeder Seite des Buches findet man

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

irgend einen lebendigen Ausbruch des Gefühls, eine anmutige Anspielung oder einen feinen Zug — einen Zug der äußeren Natur oder einen Blick in die Tiefen des menschlichen Herzens —, welcher die schaffende oder verklärende Kraft des Genies unzweifelhaft anzeigt."

Im nächsten Jahre, 1846, erfolgt im *Magazin* (Nr. 55) der Abdruck eines Gedichtes: *Das Mutterherz.* Ein Gedicht von Mrs. Norton, dem die bezeichnende Bemerkung „die poetischen Schönheiten des vorstehenden Gedichts sind augenscheinlich viel geringer als seine gemütlichen" vorausgeschickt wird, und wo wiederum der Übersetzer die Gelegenheit nicht vorbeigehen läßt, die unerquickliche Scheidungsgeschichte zu erzählen.

Das höchste Lob erfährt die Dichterin unstreitig im *Magazin* 1848 (Nr. 5 und 6), wo wir bei Gelegenheit einer Übersicht über die englischen Dichterinnen von Mrs. Norton das Folgende lesen:

„Mrs. Norton ist eine Tochter Sheridans und ihrer Abkunft würdig; die Engländer nennen sie ihren weiblichen Byron, und in der Tat, sie besitzt das innere Feuer, welches Byrons Dichtungen durchglüht und funkensprühend in die Seele des Lesers übergeht; auch seiner schwärmerischen Innigkeit, seinem kühnen Gedanken und kraftvollen Ausdruck kommt sie oft gleich, ohne jedoch in Nachahmung zu verfallen, sondern ersichtlich nur die innere Ähnlichkeit an den Tag legend."

Es wäre falsch, aus diesen nur anerkennenden Erwähnungen von Mrs. Norton zu schließen, daß sie in Deutschland populär geworden wäre. Wir haben wenigstens abgesehen von diesen immerhin ziemlich seltenen Bemerkungen über sie, die offenbar sehr stark von außen beeinflußt waren, keinerlei Anhaltspunkte, weder Übersetzungen noch Ausgaben ihrer Werke in Deutschland oder gar Beurteilungen außerhalb der Zeitschriften, auf Grund deren wir annehmen dürften, daß Mrs. Norton sich in Deutschland einen Platz unter den bekannteren Sängern Englands zu erringen vermocht hätte, oder daß ihr Ruhm selbst nur an den der Hemans oder Landon heranreichte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

2. Alfred Tennyson.

Tennyson (1809—1892) ist es nicht anders ergangen als allen englischen Lyrikern dieser Zeit: man hat ihn in Deutschland wenig beachtet. In Zeitschriften ist sein Name so gut wie gar nicht zu finden, und wenn er wirklich einmal genannt wird, so ist es nur eine flüchtige Erwähnung, ohne daß wir irgend etwas über den Dichter erfahren.

Bei Freiligrath begegnen uns einige Bemerkungen über den Dichter, mit dem er sich gern beschäftigte, und von dessen Gedichten er eine Anzahl ins Deutsche übertrug. So schreibt er am 22. XII. 1842 an Karl Buchner[1]:

„Ich erlaube mir, Sie auf Übersetzungen nach Alfred Tennyson, einem jüngeren, durchaus nicht unbedeutenden englischen Dichter aufmerksam zu machen, die ich (sieben an der Zahl) dem Morgenblatt unlängst zuschickte."

Und am 1. XI. 1843 berichtet er Heinrich Künzel[2]:

„Von englischen Poeten neuester Zeit hat mich Tennyson fort und fort noch gefesselt, und ich übersetze ab und zu noch manches von ihm."

Die Früchte dieser Übersetzungen hat Freiligrath dann in dem Übersetzungsband aus dem Jahre 1846 dem Publikum dargeboten, und mit diesen fünfzehn Gedichten ihm wohl zum erstenmal Gelegenheit gegeben, sich von Tennysons Dichtkunst ein Bild zu machen, was ja bei Veröffentlichung von einzelnen Gedichten ganz unmöglich ist.

Es ist überraschend, daß uns aus all der Gleichgültigkeit Tennyson gegenüber plötzlich ein ganz begeisterter Verehrer Tennysons entgegentritt und seine Stimme laut zugunsten des Dichters erschallen läßt. Dieser Anhänger Tennysons ist der Verfasser eines Artikels im *Conversationsblatt* 1845 (Nr. 325), der *Alfred Tennyson und seine Gedichte* überschrieben ist. Ein paar Auszüge daraus mögen

---

[1] Buchner II 40.
[2] Buchner II 84.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

hier ihren Platz finden, weil sie vielleicht die Vorläufer auf einer Bahn darstellen, die erst Jahre später von der großen Menge betreten werden sollte. Wir lesen da:

„Daß Tennyson im vollen Sinne des Worts Dichter ist, steht nicht zu leugnen. Ebenso wenig, daß er hinter keinem der lebenden Dichter (ich muß nicht hinzusetzen Englands) zurückzutreten braucht. Möglich, daß er unter allen lebenden Dichtern das Beste geschaffen. ... Er schmiegt sich an Erinnerungen aus der Vergangenheit, beschaut, betrachtet, singt süß und klagend, rein und lieblich die Harmonien der Natur; aber er handelt nicht. ... Er kennt die Tiefen des menschlichen Herzens, hat einen ernsten Sinn, einen klugen Verstand, ist Meister im Versbau und fühlt mit dem Volke. Aber statt des Volkes Dichter zu sein, hat seine Vorliebe für die Schönheiten der Klassiker und die innig poetische Götterlehre der Griechen ihn zum Dichter der Gelehrten gemacht.

Die vorherrschende Eigentümlichkeit von Tennysons Stil ist schmucke, ruhige Eleganz, die seines Gemüts sanfte Schwermut mit einem Anhauch starker dramatischer Kraft, beides in den Farben des Teils von England, wo er lebt und seit lange gelebt hat, der Moorgründe von Lincolnshire. Daher die Mehrzahl seiner Bilder. .... Eine weitere Eigentümlichkeit von Tennysons Stil ist seine Einfachheit, ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst, da die erste Dichtung einer rohen Zeit und die gefeilteste fortschreitender Zivilisation sich in ihr begegnen.“

Ein Ruf aus der Stille. Aber er verklingt ungehört. Die Zeit für Tennyson in Deutschland ist noch nicht gekommen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

XIX. Zusammenfassung.[1]

Wenn wir auf Grund der erzielten Einzelergebnisse versuchen, ein Gesamtbild der deutschen Kritik zeitgenössischer englischer Dichter in dieser Periode zu zeichnen, dann ließe sich etwa folgendes sagen:

Die Beschäftigung mit der englischen Literatur war während der ganzen Periode eine sehr lebhafte. Die ersten anderthalb Jahrzehnte scheinen zwar davon eine Ausnahme zu machen; dies ist jedoch nur bis zu einem gewissen Grad der Fall. Denn die zeitweiligen Schwierigkeiten, die im Verkehr mit England durch die Kontinentalsperre hervorgerufen wurden, haben auch die geistige Verbindung so erschwert, daß wir ihnen die Hauptschuld an dieser scheinbaren Gleichgültigkeit gegen die englische Literatur zuschreiben müssen, wenn natürlich auch der unbestreitbar höhere Stand der deutschen Literatur in diesen Jahren und das Bewußtsein der Deutschen davon schwer in die Wagschale fällt. Daß man dennoch das Bedürfnis empfand, sich über die Geistesströmungen in England zu orientieren, beweist die Tatsache, daß die deutschen Zeitschriften die Aufhebung der Kontinentalsperre wegen des nun wieder freien geistigen Austausches mit England voll Freude begrüßen und sich bemühen, aufs schnellste die Versäumnis der letzten Jahre nachzuholen.

Nicht alle von uns erwähnten Dichter haben gleichmäßig Anteil an diesem Interesse der Deutschen für die englische Literatur. Wir treffen zwar auf eine große Fülle von Namen; aber die Erwähnungen sind weder gleich

---

[1] Die Zahlen hinter den Namen bedeuten das Jahr des ersten Bekanntwerdens in Deutschland.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

häufig noch gleich bedeutsam. Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte gelangen wir, wenn wir eingehend prüfen, zu vier Gruppen von englischen Schriftstellern. Erstens solche, die in Deutschland so allgemeinen, dauernden und tiefen Eindruck gemacht haben, daß wir sie dementsprechend fast zu den deutschen Dichtern zählen dürfen; es sind dies Byron, Scott, Bulwer, deren Einfluß ja bis auf den heutigen Tag feststellbar ist.

In die zweite Gruppe gehören alle diejenigen, die sich auch einer allgemeinen, zum Teil sogar länger dauernden Beliebtheit erfreuen, die aber keine merkbaren Spuren in der deutschen Literatur hinterlassen haben. Ihre Zahl ist groß; Lady Morgan, Coleridge, Southey, Moore, Campbell, Mrs. Edgeworth, Lady Lamb, Maturin, Hogg, Hunt, Mrs. Landon-Maclean, die Scott-Nachahmer, nämlich Galt, Cunningham, Grattan, Banim, Horace Smith, G. P. R. James, die Vertreter des orientalischen Romans, Hope, Morier und Madden, außerdem Disraeli, Mrs. Jameson, Mrs. Trollope, die Vertreter des Seeromans, Marryat, Chamier und Wilson, auch Warren und schließlich Dickens sind hier zu nennen, die sich zum Teil längere Zeit hindurch, zum Teil aber nur während eines kurzen Zeitabschnittes einer ziemlich allgemeinen Beliebtheit erfreuen.

Die dritte Gruppe begreift die Schriftsteller in sich, die zwar in der breiteren Menge keine Beachtung finden, die aber dem kleinen Kreis der genauen Kenner englischer Literatur vertraut sind. Wordsworth, Rogers, Mrs. Opie, Jane Austen, Peacock, Wilson, Felicia Hemans, Shelley, Lamb, Montgomery, Cornwall, Landor, Hood, Hook, Harriett Martineau gehören ihr an.

Schließlich stellen wir in der vierten Gruppe noch solche englischen Schriftsteller zusammen, die weder dem großen Publikum näher bekannt sind, noch von einer kleinen Anhängerschar gewürdigt werden, sondern deren

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Namen kürzere oder längere Zeit hindurch gelegentlich in deutschen Zeitschriften auftauchen, aber keine besondere Beachtung finden. Dazu wären etwa zu rechnen: Crabbe, Lewis, Godwin, Milman, Joanna Baillie, Knowles, Hazlitt, Keats, Lockhart, Lady Blessington, Ainsworth, Mrs. Shelley, Taylor, Mrs. Norton und Tennyson.

Wir wollen nun versuchen, ein Bild davon zu geben, wie die Zeiten der höchsten Beliebtheit der einzelnen Dichter zeitlich sich kreuzen und einander ablösen. Diese Höhepunkte des Interesses dürfen natürlich nicht mit der Zeit des ersten Bekanntwerdens verwechselt werden, die gewöhnlich sehr viel früher fällt. Denn meist wird der Name eines Schriftstellers bald nach seinem ersten öffentlichen Hervortreten in England auch in Deutschland genannt; aber von diesem ersten Hinweis bis zu einer mehr oder minder allgemeinen Beliebtheit ist es oft gar weit, und viele gelangen gar nicht dahin. Ist aber einmal das Interesse an einem Schriftsteller in weitere Kreise gedrungen, so zeigt sich das an einer Reihe von Erscheinungen wie Rezensionen, Übersetzungen, englischen Ausgaben in Deutschland, Auszügen seiner Werke in Zeitschriften und biographischen Notizen über ihn. Berücksichtigen wir all diese Merkmale und die Häufigkeit ihres Vorkommens, so sehen wir: Scott (1811) und Byron (1814/15) beherrschen das zweite und dritte Jahrzehnt. Daneben haben gleichzeitig Lady Morgan (1809) und Moore (1811) eine stattliche Anhängerschaft. Das höchste Interesse für die Lady bringen die Jahre 1815—25, währenddem es bei Moore etwas später, etwa 1820—35 anzusetzen ist. Auch Southey (1811) ist in dieser Zeit ziemlich bekannt, und Miß Edgeworth (1811), Hogg (1816) und Hunt (1816) werden jetzt häufig erwähnt; an sie schließt sich ungefähr 1820 Campbell (1811), und nicht viel später beginnen Hope (1821), Morier (1827), und Madden (1834), die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Neben Scott erfreuen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sich bald seine Nachahmer eines großen Rufes — auch dies ist ein Zeichen von des „großen Unbekannten“ allgemeiner Beliebtheit; der Reihe nach tauchen Namen auf wie Galt (1823), Cunningham (1823), Grattan (1824), Banim (1826), Horace Smith (1827) und James (1832). Cunningham versteht es fünfzehn Jahre lang (1823—38), das deutsche Publikum zu unterhalten, für Galt bringen die Jahre 1823—24, für Smith 1827—29 den Höhepunkt der Beliebtheit, Grattan erfreut sich zwischen 1831 und 1836 besonderer Gunst, während auch das Jahr 1824 schon viel Interesse für ihn gebracht hat, und schließlich löst James in den dreißiger Jahren alle seine Nebenbuhler ab und überflügelt sogar fast seinen Meister Scott; er ist seit 1832, besonders aber zwischen 1834—36 der Hauptliebling der deutschen Romanleser, und sein Ruf dauert fort bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Während noch Scotts Stern am höchsten steht, erscheint ganz am Ende der zwanziger Jahre Bulwer (1829) auf dem Plan, der bis in die Mitte des Jahrhunderts das Interesse der Leserwelt zu bewahren versteht. Fast gleichzeitig mit ihm ringt Dickens (1837) um die Anerkennung des Publikums, und als Dritter schließt Disraeli (1832) sich ihrem Bunde an; ihm glückt es jedoch nicht, auf die Dauer in Deutschland Beachtung zu erlangen, während Dickens einige Jahre lang, besonders 1838—40, im Mittelpunkt des Interesses steht; mit Bulwer, der fast zwanzig Jahre lang besondere Gunst in Deutschland genießt, ist er — natürlich mit Schwankungen — der Liebling des deutschen Publikums, das damals auch Schriftsteller wie Letitia Landon-Maclean (1826), der zwischen 1832 und 39 viel Ruhm zuteil wird, Mrs. Jameson (1832) und Mrs. Trollope (1832) begünstigt. In dieser Zeit erscheinen sporadisch Männer in der Öffentlichkeit, die Dickens und Bulwer zeitweise den Lorbeer zu entreißen drohen, die jedoch nach einer kurzen, kometenartigen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Laufbahn wieder darauf verzichten müssen; solche Schriftsteller, die nur einer kurzen Modeneigung ihre Beliebtheit verdanken, sind Marryat (1834) und seine Anhänger, die Vertreter des Seeromans, außerdem Warren (1833) und sein Gefolge, besonders Ainsworth (1838), wie es im zweiten Jahrzehnt Caroline Lamb und im dritten Hope, Morier, Madden, die Vertreter des orientalischen Romans, die sämtlich einem einzigen Werk oder einer beschränkten Anzahl von Werken der gleichen Gattung ihren Ruhm verdanken, gewesen waren.

Neben diese allgemein bekannten Dichter tritt dann noch die Zahl derer, die es nur im engen Kreise sind oder doch von der Allgemeinheit nur wenig beachtet werden. Hier ist zunächst Wordsworth (1802) zu nennen, der besonders in den Jahren 1820—24 ein etwas regeres Interesse hervorruft, dann Rogers (1814), der von 1814 ab gelegentlich erwähnt wird, Mrs. Opie (1814), die zwischen 1820 und 1824 am bekanntesten gewesen ist und Jane Austen (1816), deren Name fast 20 Jahre lang immer wieder auftaucht. Schließlich scheint die Anteilnahme für Milman (1816) in den Jahren 1818—23, für Miß Baillie (1817) 1830—40, für Knowles (1821) 1833—40 ein wenig gesteigert. Felicia Hemans (1817), Keats (1820), Montgomery (1820), Lamb (1820), Hook (1824), Lady Blessington (1833), Harriett Martineau (1836), Mrs. Norton (1836) und Tennyson (1842) gegenüber bleibt die Aufnahme stets gleichmäßig kühl. Dagegen scheint der Ruf von John Wilson (1817) zwischen 1824 und 26, von Cornwall (1820) zwischen 1820 und 24, von Landor (1824) zwischen 1838 und 47, von Hood (1828) zwischen 1842 und 49 etwas gewachsen zu sein, während Shelley (1820) erst nach 1838 langsam bekannter zu werden beginnt. Andere wie Lockhart und Mrs. Shelley werden so selten und flüchtig genannt, daß sich ein Zeitabschnitt besonderer Beliebtheit für sie nicht feststellen läßt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Auf Grund dieser Einzelbeobachtungen können wir dann das Gesamtergebnis feststellen: Von 1815 bis ungefähr 1840 bleibt das Interesse ein unvermindert großes, wenn auch manchmal Anzeichen dafür vorhanden sind, als ob eine Vorliebe für die Franzosen die Engländer verdrängen wollte. In dem Jahrzehnt von 1840—50 zeigt sich dann ein merkbares Abflauen. Um dies zu erklären, müssen wir wohl mit in Rechnung stellen, daß die politische Unzufriedenheit in Deutschland damals wenig Sinn für anderes übrig ließ, schließlich auch die Tatsache, daß gerade in diesen Jahren ein neues Dichtergeschlecht erstarkte, ein Geschlecht, das in seiner Mitte eine ganze Reihe politischer Sänger besaß, und zuletzt spielt doch vielleicht auch eine gewisse Übersättigung an den englischen Erzeugnissen mit.

Auch in bezug auf die verschiedenen Dichtungsgattungen lassen sich Unterschiede in der Beliebtheit aufweisen. Der Roman wird merklich bevorzugt. Es werden nicht nur eine große Zahl englischer Romanschriftsteller in Deutschland bekannt, sondern das Interesse, das man ihnen entgegenbringt, ist sehr viel größer als das irgend einer anderen Dichtungsgattung gegenüber. Verschiedene Umstände sprechen da mit. Zunächst ist eben das 19. Jahrhundert überhaupt das Zeitalter der Romanschriftstellerei; dann stand England schon seit über hundert Jahren in dem Ruf, die besten Romandichter erzeugt zu haben, und es erstehen ihm auch gerade in dieser Periode wieder Schriftsteller, die diese Tradition würdig fortsetzen — ich erinnere nur an Namen wie Scott, Bulwer, Dickens —, und endlich ist es der Roman, der dem Übersetzer am wenigsten Schwierigkeiten bietet, der sich am leichtesten, ohne wesentlich dadurch zu verlieren, in eine andere Sprache übertragen läßt.

Neben dem Roman hat sich die epische Dichtung der Engländer in Deutschland manche Freunde erworben.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Byron, Moore, Southey, Campbell sind hier vielgenannte Namen. Doch ist die Zahl der in Deutschland bekannt gewordenen Epiker sehr viel geringer, und ihr Ruhm ist längst nicht so sehr ins breite Volk gedrungen wie der der Romanschriftsteller.

Am wenigsten konnte die lyrische und dramatische Dichtkunst der Engländer in Deutschland Wurzel fassen. Deutlich sehen wir ja aus der oben aufgestellten Übersicht, daß die Kenntnis der lyrischen Dichter fast ausschließlich auf den kleinen Kreis der genauen Kenner der englischen Literatur beschränkt ist, die imstande sind, die Gedichte im Original zu lesen. Sollen die Lyriker doch einmal auch dem breiteren Lesepublikum bekannt gemacht werden, so begegnet ihnen da zumeist eine recht kühle Aufnahme, zum Teil wegen zu weniger oder nur mangelhafter Übersetzungen. Denn wegen der hohen Anforderungen, die die Übertragung lyrischer Gedichte an den Übersetzer stellt, wagen sich von vornherein nur wenige an diese Aufgabe, und auch von diesen ist wieder nur der geringste Teil zum Vermittler berufen. Das Schicksal, von der Lesewelt wenig günstig aufgenommen zu werden, teilen die Dramatiker mit den Lyrikern; ja, sie finden noch weniger Beachtung; denn auch die tieferen Kenner der englischen Dichtkunst zeigen keinerlei Interesse für das zeitgenössische englische Drama.

Auf dem Gebiet der Lyrik ist Moore der einzige, der in Deutschland Aufsehen erregte und einen größeren Kreis von Anhängern zu begeistern wußte. Wohl tauchen daneben noch eine Reihe von anderen Namen auf, aber meist nur sporadisch, und ohne daß auch nur einer davon zu einem dauernden Ruf zu gelangen vermöchte.

Daß man vom englischen Drama dieser Zeit in Deutschland nicht viel weiß, ist in dem Tiefstand der englischen dramatischen Kunst begründet. Keiner dieser englischen Dramatiker ist auch nur für kurze Zeit in Deutschland

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

populär geworden, wenn man von Byron absieht, dessen Ruf zwar zum Teil auf seinen dramatischen Werken, die aber keine eigentlichen Bühnendramen sind, beruht. Noch ein weiterer Umstand hat dazu beigetragen, den Ruhm der damaligen englischen Dramatiker von vornherein zu ersticken. Das ist der Gebrauch, das englische Drama am Maßstab Shakespeares zu messen, und neben diesem Gewaltigen mußten alle dramatischen Erzeugnisse dieser Zeit doppelt ärmlich und unerfreulich wirken.

Der entscheidende Grund aber für die geringe Beachtung, die die englische lyrische und dramatische Poesie dieser Jahre in Deutschland gefunden, muß darin erblickt werden, daß die gleiche Zeit für Deutschland gerade auf diesen Gebieten eine Blütezeit bedeutet, und es kann uns nicht verwundern, daß man kein Bedürfnis empfand neben Lyrikern wie Eichendorff, Heine, Mörike oder Dramatikern wie Kleist, Grillparzer, Hebbel, die kümmerlichen Erzeugnisse der englischen Muse nach Deutschland zu verpflanzen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03100 4669

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

30. **Guido Oess,** Der altenglische Arundel-Psalter. Eine Interlinearversion in der Handschrift Arundel 60 des britischen Museums. geh. 8 M.
31. **Eva Rotzoll,** Die Deminutivbildungen im Neuenglischen unter besonderer Berücksichtigung der Dialekte. geh. 8 M. 60.
32. **Manfred Eimer,** Die persönlichen Beziehungen zwischen Byron und den Shelleys. Eine kritische Studie. geh. 4 M. 20.
33. **Jacob Knecht,** Die Kongruenz zwischen Subjekt und Prädikat und die 3. Person Pluralis Präsentis auf -s im Elisabethanischen Englisch. geh. 4 M. 20.
34. **Manfred Eimer,** Byron und der Kosmos. Ein Beitrag zur Weltanschauung des Dichters und den Ansichten seiner Zeit. geh. 6 M. 20.
35. **G. M. Miller,** The Historical point of view in English Literary Criticism from 1570—1770. geh. 4 M.
36. **John Koch,** A detailed comparison of the eight manuscripts of Chaucers Canterbury Tales completely printed in the Publications of the Chaucer Society. geh. 13 M. 50.
37. **Oskar Nusser,** Geschichte der Disjunktivkonstruktionen im Englischen geh. 5 M. 40.
38. **Friedrich Deters,** Die englischen Angriffswaffen zur Zeit der Einführung der Feuerwaffen (1300—1350). geh. 4 M. 20.
39. **Walter Maier,** Christopher Anstey und der „New Bath Guide". Ein Beitrag zur Entwicklung der englischen Satire im 18. Jahrhundert. geh. 5 M. 60.
40. **Joseph Delcourt,** Medicina de quadrupedibus an early M. E. version with introduction, notes, translation and glossary. geh. 2 M. 40.
41. **Friedrich Depken,** Sherlock Holmes, Raffles und ihre Vorbilder. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte und Technik der Kriminalerzählung. geh. 3 M.
42. **Louise Pound,** Ph. D., Blends, their relation to English word formation. geh. 1 M. 60.
43. **Engelbert Müller,** Englische Lautlehre nach James Elphinston (1765, 1787, 1790). geh. 7 M. 20.
44. **Hermann Eille,** Die Satzverknüpfung bei Chaucer. geh. 5 M. 80.
45. **Anna von der Heide,** Das Naturgefühl in der englischen Dichtung im Zeitalter Miltons. geh. 4 M.
46. **Marie E. de Meester,** Oriental Influences in the English Literature of the nineteenth century. geh. 2 M. 30.
47. **Otto L. Jiriczek,** James Macpherson's Fragments of Ancient Poetry (1760). In diplomatischem Neudruck mit den Lesarten der Umarbeitungen herausgegeben. geh. 2 M. 50.
48. **Gertrud Görnemann,** Zur Verfasserschaft und Entstehungsgeschichte von "Piers the Plowman". geh. 4 M.
49. **Hans Stoelke,** Die Inkongruenz zwischen Subjekt und Prädikat im Englischen und in den verwandten Sprachen. geh. 3 M. 60.
50. **Josef Bihl,** Die Wirkungen des Rhythmus in der Sprache von Chaucer und Gower. geh. 8 M. 40.
51. **Oscar Eberhard,** Der Bauernaufstand vom Jahre 1381 in der englischen Poesie. geh. 4 M. 50.
52. **Anna Jacobson.** Charles Kingsleys Beziehungen zu Deutschland. geh. 3 M. 60.
53. **Nikolaus von Glahn,** Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Mittelenglischen vor dem völligen Erlöschen des aus dem Altenglischen ererbten Zustandes. Mit besonderer Berücksichtigung der jüngeren Teile der Peterborough-Chronik sowie südöstlicher und einiger anderer südlicher Denkmäler. geh. 4 M. 20.
54. **Hedwig Reschke,** Die Spenserstanze im neunzehnten Jahrhundert. geh. 8 M.
55. **Luise Sigmann,** Die englische Literatur von 1800—1850 im Urteil der zeitgenössischen deutschen Kritik. geh. 12 M. 20.

Werden fortgesetzt.

Carl Winters Universitätsbuchhandlung (Abteilung Druckerei), Heidelberg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN